Odz. 1877
ly

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-656701-p0002-9

# Vorübungen

zur

# Akademie für Jünglinge.

---

Herausgegeben

von

G. F. Palm und G. W. Beneken.

---

Erster Band.

---

Leipzig,
in der Weidmannschen Buchhandlung,
1793.

Universitäts- und Landesbibliothek Halle (Saale)

AB W 6598 (1)

käuflich erworben von der ULB Halle

3|2007|Z 00056

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-656701-p0006-2

Den,

durch Ihren thätigen Eifer und Ihre ausgebreiteten Verdienste

um

Erziehung und Menschenbildung

verehrungswürdigen Männern:

**Herrn Pastor Lehzen**

in Hannover,

**Herrn Pastor Wichmann**

in Zelle,

**Herrn Pastor Jacobshagen**

in Zelle, und

**Herrn Pastor Beneken**

in Ronnenberg,

Wenn je die Zueignung einer Schrift wahre, ungeheuchelte Hochachtung, redliche, treue Freundschaft, und innige, tiefgefühlte Dankbarkeit zum Grunde hatte; so sind wir gewiß so glücklich

uns in dem Falle zu befinden, da wir **Ihnen, Verehrungswürdigste Männer!** den ersten Band dieses Werks widmen. Ihr durchaus ehrwürdiger, lautrer Charakter — erlauben Sie, Edle Männer! wenn gleich liebenswürdige Bescheidenheit einer der Hauptzüge desselben ist, uns, dies angenehme Geständniß öffentlich ablegen zu dürfen — Ihre großen, ausgebreiteten Verdienste um die Menschheit, vor-

vorzüglich um die vielen Jünglinge, die an Ihrer Hand geleitet, zu guten, geschickten und glücklichen Menschen gebildet wurden, erheben Sie zu dem Range der Edelsten und Besten unsers Geschlechts; und durch die thätigen, rührenden Beweise von ächtem Wohlwollen, von uneigennütziger Freundschaft und Liebe, wodurch Sie uns unzählige frohe Stunden bereiteten, haben Sie den gerechtesten Anspruch auf unsre

treueste Ergebenheit und vollste Dankbarkeit.

Hannover,
im Sommer 1792.

Die Herausgeber.

# Vorrede.

Wenn das öffentliche Urtheil mehrerer einsichtsvoller Männer für den Werth einer Schrift etwas entscheidet, so liefern wir nach einer anderthalbjährigen Unterbrechung die Fortsetzung des wissenschaftlichen Magazins für Jünglinge nicht zu früh mehr. Unter sieben uns darüber zu Gesichte gekommenen Recensionen waren nur zwey, welche unsre Unternehmung nicht völlig zu billigen schienen; die erstere äußerte in einem anständigen, der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung würdigen Tone, einige Bedenklichkeiten gegen den Plan der Schrift, räumte ihr aber dennoch wegen ihres Inhalts eine vorzügliche Stelle unter ihren Mitschwestern ein. Die andere in der Oberdeutschen Litteraturzeitung verwarf selbige zwar nicht schlechthin, nannte sogar einige ihrer

Aufsätze vortreflich; bezeugte jedoch dabey ihr Mißfallen über das Ganze, hie und da in Ausdrücken, welche man heutiges Tages blos als widrige Formeln in Recensionen — freilich nicht ohne Unwillen — ansieht. Dagegen riefen uns mehrere würdige Männer in der allgemeinen deutschen Bibliothek und andern kritischen Blättern freundlich und aufmunternd zu, daß wir unsers Zwecks keinesweges verfehlt hätten, und daher getrosten Muths mit der Fortsetzung unserer Schrift hervortreten dürften. Fällt gleich ihr schätzbarer Beyfall größtentheils auf unsre Herren Mitarbeiter zurück, und kann er auch da, wo er unsern eigenen Beyträgen geschenkt wurde, das unangenehme Gefühl ihrer Mängel keinesweges unterdrücken, so muß er uns doch, in so fern er unsrer Schrift den Weg zu den Händen vieler wackern Jünglinge öffnet, sehr erfreulich seyn, und unser Bestreben verdoppeln, eine so aufmunternde Behandlung immer mehr zu verdienen. Ob dies Bestreben schon in gegenwärtigem Bande sichtbar ist, darüber erbitten wir

uns das Urtheil billiger Richter. Wenigstens haben wir dabey unsern Plan nie aus den Augen verlohren, weil wir uns nicht überzeugen können, daß er so gedankenlos hingeworfen, so unbestimmt, so ungeheuer ist, als es sich der Herr Recensent des ersten Bandes unsers Wissenschaftlichen Magazins für Jünglinge in der Oberdeutschen Litteraturzeitung einbildet. Kann er uns beweisen, daß die Zeichnung dieser Schrift, wie wir sie vor zwey Jahren in einer ausführlichen Ankündigung entwarfen, und hier noch einmal zur Beurtheilung für unsre neu eintretenden Leser, nur in andern Ausdrücken wiederholen, wirklich jene Hauptfehler hat, und daß ihre Ausführung, anstatt dem Jünglinge nützlich zu werden, verderblich und verführerisch für ihn ist: dann wollen wir ohne Rücksicht auf den Beyfall, dessen uns sachkundige Männer versichern, mit diesem Bande ein Werk schließen, dessen Existenz wahrlich nicht das Werk eines flüchtigen Einfalls, noch weniger aber einer müßigen Speculation war.

Wen

Wen eine solche Speculation, sie mag nun auf Gewinn oder auf Ruhm gehn, zum Schriftsteller macht, der findet gewiß im pädagogischen Fache seine Rechnung nicht. Wenige haben darin ihren **öffentlichen Ruhm** überlebt, selbst wenn sie sich mit ausdauernder Anstrengung durch alle Hindernisse hingearbeitet hatten, welche dem Erzieher bey jedem Schritte, aus der Verschiedenheit, Einseitigkeit und Bestechlichkeit menschlicher, zum Theil autorisirter Urtheile, so wie aus den Vorurtheilen und der Verwöhnung ihres Zeitalters aufstoßen. Rechnete es doch ein neuerer Schriftsteller — wahrscheinlich ein Kraftgenie, das sich über alles wegsetzt, was nach der Schule riecht, weil es nie in der Schule war, dem um die Jugend eben so verdienten, als durch seine unedlen Streitigkeiten berüchtigten Joachim Lange, für Strafe an, daß er 50 Jahre lang **der Popanz unsrer jungen Lateiner gewesen sey!!** So kann freilich nur der Unverstand urtheilen: aber nichts desto weniger ist es wahr, daß der weder seinen Gegen-

genstand, noch sein Publikum kennt, der durch Erziehungsschriften berühmt werden will. Mit jeder Messe verlängert sich die Reihe unsrer musterhaften, und daher mit Recht belorbeerten Dichter, unsrer minder musterhaften, aber vielleicht noch lauter gepriesenen Theaterdichter, unsrer beliebten Roman- Taschenbuch- und Journalenschreiber. Und wie viele Männer kann die Pädagogik dagegen aufweisen? Wenn es aufs Verdienstliche ankommt, so darf sich jeder Erzieher über sie stellen, der mit Wahrheit von sich sagen kann: „Jenen habe ich zum Regenten des Fürsten und des Vaterlandes, jenen zum Vater seiner Soldaten, andre zu Vertheidigern der Unschuld — zu Lehrern und Erziehern des Volks, andre zu brauchbaren Arbeitern im Staate, die meisten meiner Jünglinge zu guten Menschen gebildet." Allein in Rücksicht des öffentlichen Ruhms kommen außer unserm **Basedow**, **Salzmann**, **Gedike**, **Campe**, nur sehr wenige mit jenen Lieblingen der Nation in Vergleichung. Die übrigen einsichtsvollen und würdigen Schrift-

steller

steller für die Jugend müssen sich damit begnügen, wenn man sie in ihrer Stadt und Provinz kennt, oder wenn eine gelehrte Zeitung ihrem Namen einige Publicität giebt. Was wollten sie auch mehr erwarten, als dieses? Wer sind die Stimmengeber, die ihnen ihren verdienten Preis zuerkennen sollen? Sind es solche, deren gnädige Beyfallssprüche der staunenden Menge statt Gründen gelten? die durch ihre Affection, oder durch ihr allerhöchstes Mißfallen dem Schriftsteller glauben Ehre geben und nehmen zu können? Dem größern Theile nach — denn daß es auch hier einzelne vortrefliche Ausnahmen giebt, wird niemand in Abrede seyn — haben sie noch nicht Lust gehabt, mehr für das Erziehungswesen zu thun, als was jeder reiche Privatmann auch dafür thun könnte. Sie bestimmen Fonds, besolden hochbetitelte Oberaufseher, geben den eigentlichen Arbeitern im Weinberge ihr dürftiges Auskommen, und lassen sie dann unter ihrem Drucke im verzehrenden Schulstaube ergrauen. Höchstens geruhen sie die Dedicationen

nen von ihren unbezahlten Programmen durchzublättern. Ob sie übrigens in ihrem freudenleeren Stande frohe Menschen, patriotische Bürger, dankbare Unterthanen erziehen können, ob sie neben ihrem persönlichen Ansehn für die sinnliche Jugend auch noch einer äußern Auszeichnung bedürfen, um das ganz zu werden, was man von ihnen erwartet? diese Fragen fallen solchen Regenten nicht ein. Was soll auch dem Schulmanne die Ehre? Er stirbt ja weder vor Batterien, noch an den Indigestionen der Fürstentafel, und hat mit einigen hundert Thalern seinen Lohn — als Dienstbote des Staats — dahin. Möchte doch der verdienstvolle Mann, dessen Bild uns bey dieser Stelle so lebhaft vor Augen schwebte, und der es sich aus unsrer innigsten Theilnehmung, Dankbarkeit und Verehrung allein erklären kann, wie sie hieher kommt: möchte er doch bald in seinem herannahenden Greisesalter die süßen Früchte seiner Aufopferungen für Staat und Menschheit, **Ruhe und Anerkennung seines bisher so oft unwürdig** ange-

angefochtenen Verdiensts, einärndten können!

Auf die bedeutende Menschenklasse, welche mit gleicher Leichtigkeit über Werke des Geistes, wie über Erfindungen der Mode, abspricht, darf der Schriftsteller für die Jugend eben so wenig rechnen. Für Toiletten und Lesegesellschaften darf er nicht amüsant genug werden, oder der deutsche Jüngling würde sich durch Verachtung an dem Manne rächen, der ihm eben so wenig Gesetztheit, Sinn für Wahrheit und Thätigkeit zutrauete, als den müssigen Lesern, die bey ihrer Lektüre keinen andern Zweck haben, als den, sich zu desennüyiren.

Männer, welche sich selbst mit dem Unterricht und der Erziehung der Jugend beschäftigen, oder durch Erfahrung und Nachdenken sowohl die Wichtigkeit, als auch die Erfordernisse zweckmäßiger Lehr- und Erziehungsschriften kennen: Jünglinge, denen die jetzt herrschende Trägheit und Vielleserey ihren Beruf noch nicht aus dem Auge gerückt haben, die sich keine Anstrengung verdrießen lassen, um

der-

dereinst mit Wahrheit sagen zu können, daß sie studirt haben: sie sind zunächst das Publikum des gewissenhaften theoretischen Erziehers. Ein Publikum, welches keinen müßigen Speculanten begünstigt, aber desto süßer durch stille Achtung lohnt. Für solche Jünglinge möchten auch wir gern unser Scherflein einlegen. Ihr Beyfall allein wird uns daher eine angenehme Vergeltung seyn.

Wir beschäftigen uns beide seit mehrern Jahren mit der angewandten Erziehung, und wissen aus eigner Erfahrung, was jetzt auch allgemein anerkannt wird, daß es Jünglingen in jedem Alter die größte Erleichterung beim Erlernen der Wissenschaften gewährt, wenn man ihnen zuerst kurze systematische Uebersichten davon giebt, worin die Hauptmomente derselben in ihrer natürlichen Ordnung vorgetragen, die oft vorkommenden Kunstwörter erklärt, ihr Zusammenhang mit andern Wissenschaften gezeigt, und ihre individuelle Nutzbarkeit bewiesen wird. Eine ähnliche Erfahrung macht auch mancher fleißige und fähige Studirende

auf Akademien an sich selbst. Wie viele kostbare Zeit muß er nicht verlieren, ehe er die ihm vorgetragenen Wissenschaften nur von fern kennen lernt, die er nun schon, mit hinlänglichen Vorkenntnissen ausgerüstet, bearbeiten sollte! Dies ist kein Vorwurf für unsre Schulen; denn so wie sie jetzt sind, kann da in den untern Classen bey den so verschiedenen Bestimmungen der Zöglinge, zum gelehrten Stande, zur Kaufmannschaft, zu Künsten und Handwerken, nur für die populärsten Kenntnisse gearbeitet werden, und für die höhern Classen reichen 4 — 5 Jahre nicht hin, um dem Jüngling in allen Wissenschaften seines, oft da noch nicht einmal entschiedenen Berufs, eine hinlängliche Reife für die Akademie zu geben. Wie sollen es aber auch diejenigen anfangen, welche von ihren kärglichen Glücksumständen bis zu ihren Universitätsjahren auf dem Lande zurückgehalten werden? „Sie können sich Handbücher, Encyklopädien u. d. g. anschaffen!“ erwiedert uns der Oberdeutsche Recensent. Gut, daran fehlt es nicht, und manche dar-

darunter sind vortreflich. Sind sie aber auch den Jünglingen bekannt, die sie brauchen sollen? Sind sie nicht für manchen zu theuer, wenn er sie über alle Wissenschaften, welche er auf Akademien zu treiben gedenkt, sich anschaffen muß? Erfodern nicht die meisten davon — zunächst für die Universitätsjahre geschrieben, wiederum gewisse Vorkenntnisse? Werden sie ihren damit ausgerüsteten Lesern nicht wenigstens brauchbarer?

Billige Männer mögen es nun entscheiden, in wiefern unsre Absicht Aufmunterung oder Tadel verdient, in Verbindung mit würdigen Männern, davon die meisten dem Publikum bereits durch ihre übrigen Schriften vortheilhaft bekannt sind, den studierenden Jünglingen vor ihrem Eintritt in die akademischen Hörsäle den Umfang, die Verbindung, den Nutzen ihrer Wissenschaften in kurzen Umrissen zu zeigen. Denn dieser Hauptzweck der beiden erschienenen Bände des Wissenschaftlichen Magazins bleibt auch gegenwärtig bey der **Fortsetzung** jener Schrift.

Daß man in solchen kurzen Uebersichten weder eine leichte, noch eine amüsante Lektüre suchen darf, ist aus der Natur ihrer Gegenstände eben so begreiflich, als ihre ungleichförmige Einkleidung aus der Verschiedenheit ihrer Verfasser. Man müßte auch den Jüngling bedauern, der in Schriften dieser Art ein anderes Vergnügen suchen wollte, als dasjenige, welches ihm sein eigenes Nachdenken, und das Bewußtseyn, für seine Bestimmung zu arbeiten, gewährt. Gerade dies Vergnügen fesselt den edeln jungen Freund der Wissenschaften an die akademischen Lehrstühle, wo er bey den abstraktesten Vorträgen gern ausdauert, dafern sie gründlich und ordnungsvoll sind, und die ausgesuchtesten Witze verachtet, sobald er merkt, daß sie bey ihm die Lücken der Ueberzeugung ausfüllen sollen.

Je mehr wir aber wünschen, daß unsre Jünglinge die wissenschaftlichen Darstellungen nicht blos **lesen**, sondern zu wiederholten malen mit gesammelter Aufmerksamkeit **durchdenken** mögen; um desto gerechter ist auch

ihre

ihre Anforderung an uns, ihnen mitunter Abhandlungen zu liefern, die sie ohne große Anstrengung verstehn, jedoch nie ohne einige Ausbeute an guten Kenntnissen und Grundsätzen aus den Händen legen. — Historische und philosophische Aufsätze — im weitesten Sinne jener Ausdrücke — wechseln daher in dieser Schrift mit den wissenschaftlichen Uebersichten ab, und können wie jede aufheiternde Lektüre, welche sich der Jüngling neben seinen übrigen nothwendigen Zerstreuungen, körperlichen Bewegungen, unschuldigen Spielen u. s. w. schwerlich würde nehmen lassen, als eine Art von Erholung für ihn angesehen werden. Des Herrn Prediger **Wiesen Anweisung** zu Anfange des zweyten Bandes des Wissenschaftlichen Magazins beantwortet übrigens den Vorwurf, als ob junge Studierende durch die Mannigfaltigkeit unsrer Abhandlungen leicht zu einem oberflächlichen Lesen verführt werden könnten. Wer von unsern Lesern diese Anweisung beherzigt, der wird sich die beste Auswahl in seiner Lektüre machen, und dereinst, nach

vortreflichen Mustern gebildet, voll Geist und Kraft unter der Menge fader Schwätzer auftreten. Unser Magazin hätte alsdann wenigstens das Verdienst gehabt, ihm die Männer zu nennen und zu schildern, die er zu seinem Zwecke liebgewinnen mußte. Ueberhaupt ist ja unser einziges Bestreben, Jünglingen zu sagen, wie sie studieren, was sie lesen sollen; und sie vor der gedankenlosen Nachbeterey, so wie vor der zerstreuenden Vielleserey, als den gefährlichsten Feindinnen ihres Verstandes und Herzens, zu warnen.

Die Herausgeber.

---

# Inhalt.


1. Entwurf einer Geschichte der häuslichen, religiösen und politischen Verfassung Griechenlands und besonders Athens; vom Herrn Prof. Wachler. Seite 1

2. Kurzgefaßte Uebersicht der gesammten mathematischen Wissenschaften; von H. Klee. 44

3. Geschichte der Cimbern und Teutonen, der ersten Nordischen Völker, welche in das Römische Reich einbrachen. 62

4. Uebersicht der Rechtswissenschaft. 109

5. Das Studium der Pflanzenkunde, nach Rousseau; von Hr. D. Lenz. 136

6. Ueber die Natur der Erdbeben und der feuerspeienden Berge, in besondrer Rücksicht auf den Etna. 154

7. Ueber den Nutzen und den Umfang der Philosophie, von H. Bornträger. 189

8. Pragmatische Uebersicht der menschlichen Erkenntnißkräfte zur Einleitung in das Studium der Logik; von Hrn. Brackebusch. 207


9. Ueber

9. Ueber die Begierde nach Vorzügen. Eine Glosse zu Garvens Uebersetzung des Cicero von den Pflichten. 1 B. 4 C. von H. G. L. Wiesen. Seite 254

10. Einige Grundsätze zur Vorbereitung auf eine weise und gemeinnützige Lebensführung. 273

11. Erkenne dich selbst. 300

12. Aphorismen oder Fragmente zum Denken und Handeln für Jünglinge. 310

13. An die Freundschaft, von H. Fr. v. Kleist. 324

---

I.

# Entwurf einer Geschichte der häuslichen, religiösen und politischen Verfassung Griechenlands und besonders Athens.

Bekanntschaft mit dem Zustande eines Volks in den verschiednen Zeitaltern seiner Kultur ist nicht allein belehrend und angenehm für den, welcher den Menschen, seine Talente, ursprüngliche Schwäche und nach und nach errungene Vervollkommnung studieren will, sondern ist sogar unentbehrlich zur Verständlichkeit der Geschichte und der Schriftsteller aller Art jener Nationen, welche unsre Aufmerksamkeit verdienen. Es befremdet daher gar sehr, daß bey unserm gewöhnlichen Unterricht *) nur beyläufig, oder leider oft auch gar nicht Rücksicht auf die Kenntniß der Alterthümer genommen, und dem lernbegierigen Jüng-

*) Um Misverständnissen zuvor zu kommen, erinnern wir, daß das Gesagte mehr vom Privatunterricht, der in unsern Tagen doch noch immer sehr gewöhnlich ist, als von öffentlichen Schulen gilt.

Jüngling ein Feld zum Selbststudium überlassen wird, welches er mit allem herkulischen Fleiße anzubauen nicht im Stande ist; wir hoffen also den Dank einiger unsrer jungen Leser zu verdienen, wenn wir sie an unsrer Hand in Gefilde leiten, nach denen sie sich vielleicht längst sehnten, und zu deren genauerer Untersuchung wir ihnen wenigstens Winke und wohlgemeinten Rath zu geben versuchen werden.

Warum wir gerade mit einer kurzen Einleitung ins griechische Alterthum anfangen, und nicht lieber von jenen ältern Völkern zuerst reden, die früher als die Griechen eine Rolle in der Weltgeschichte gespielt haben, ist eine Frage, welche sich nur von ewigen Fragern erwarten läßt, aber sich auch von selbst beantwortet, wenn man nicht vergißt, daß Griechen die Lehrer der meisten gesitteten europäischen und zum Theil auch asiatischen Nationen, Erfinder der trefflichsten bürgerlichen Einrichtungen, und Schöpfer der Künste und Wissenschaften; eben so liebenswürdig als Menschen, wie merkwürdig in den politischen Weltverhältnissen; eben so reich an großen Männern, wie an möglichst allgemeiner Kultur und Glückseligkeit waren. Und wollte man selbst nur aus der Geschichte ein auffallendes Beyspiel ausheben, welches den steten Wechsel menschlichen Glücks und menschlicher Vollkommenheit, das Steigen einer rohen, nicht einmal ihrem Ursprunge nach bekannten Nation, zum höchsten Gipfel menschlicher Größe, und das nicht minder schnelle Herabsinken zum Elend, zur

Dun-

Dunkelheit und fast zur Verachtung lebendig darstellt, so dient vielleicht keine Völkergeschichte mehr zur Erreichung dieser Absicht, als die griechische.

Freylich ist die Kenntniß der griechischen Alterthümer mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und nicht um das Verdienst dieses Versuchs geltend, sondern um diejenigen unsrer Leser, welche in diesem Studium weitre Fortschritte zu thun wünschen, vorsichtig und aufmerksam auf Vermeidung mancher Fehler und Beobachtung einiger höchst nöthigen Gesetze zu machen, zeigen wir die wichtigsten dieser Schwierigkeiten an. Zuerst müssen sorgfältig die verschiedene Zeitalter, worinnen irgend eine Verfassung, Gewohnheit u. s. w. herrschte, unterschieden, und das, was einem jeden eigen ist, nicht untereinander geworfen werden. — „Sehr natürlich!“ werden alle sagen; und doch hat man dies so natürliche Gesetz lange genug übertreten, übertritt es oft, wie so manches Handbuch der griechischen, und zum Theil auch der römischen Alterthümer oder der alten Geographie beweist. Zweitens haben die verschiedene Provinzen und größere und kleinere Reiche Griechenlands eben so verschiedene Verfassungen gehabt, und diese müssen also genau von einander getrennt bleiben; besonders verlangt die Geschichte der griechischen Kolonien diese Vorsicht, weil die Verhältnisse, worinnen sie mit den Mutterstädten standen, auffallend mannigfaltig sind, und ein eignes Studium verdienen. Endlich erfodert der Gebrauch der Quel-

len zur Kenntniß des Alterthums viel kritischen Fleiß und Untersuchung, theils, weil selbst griechische Schriftsteller die vorhin angegebenen Vorsichtsregeln nicht immer beobachtet haben, theils weil manche persönliche Verhältnisse ihre Zeugnisse besonders in Staatsangelegenheiten verdächtig machen, theils weil Vieles von Abschreibern, Auslegern u. s. w. untergeschoben oder verdreht worden ist.

Was nun den gegenwärtigen Versuch betrift, so wünscht sein Verfasser, ihn nach folgenden Gesichtspunkten beurtheilt zu sehn. Er kann nach dem Zweck dieser Schrift auf nichts weniger als auf Vollständigkeit Anspruch machen, sondern soll in Ermanglung eines bessern und weitläuftigern Unterrichts die Lesung und Verständlichkeit griechischer Klassiker erleichtern und zum Privatfleiße anfeuern; er soll ein Entwurf seyn, in dessen Fächer sich die nach und nach gesammelten vollständigeren Kenntnisse bequem einschieben, leichter ordnen und behalten lassen; er soll endlich eine Anfrage seyn, ob er weiter ausgeführt und mit den nöthigen Citaten und Litterärnotizen versehen dem Publikum vorgelegt zu werden verdiene? — Werden nur die beyden ersten Zwecke erreicht, und erfolgt auch auf die letzten Anfragen eine abschlägliche Antwort der kompetenten Richter, so ist der Verfasser für die Aufopferung mancher seinen überhäuften Amtsgeschäften schwer entrissenen Stunden hinlänglich belohnt.

Die Darstellung der athenienſischen Alterthümer nimmt freylich den größern Raum dieses Versuchs

suchs ein, obgleich die Merkwürdigkeiten der übrigen griechischen Staaten, besonders in der ersten Periode, nicht mit Stillschweigen übergangen sind. Die Athenienser zeichneten sich politisch und litterärisch aus, hatten unter sich die meisten und zum Theil besten Schriftsteller, und hinterließen uns die vollständigsten und genauesten Nachrichten von ihrer Verfassung. Athenienser wurden durch sich Alles, waren in Griechenland Erfinder des Getraidebaues, der Mysterien, der bessern Gesetze und alles dessen, was zum gesitteten bürgerlichen Leben gehört; sie bildeten die Sprache zur größten Vollkommenheit aus; sie hatten auch in den niedern Ständen möglichst allgemeine Aufklärung; und nach ihnen stimmte sich der Ton in ganz Griechenland. Dies zur Entschuldigung, wenns einer bedarf, warum hier von ihnen am meisten gesprochen wird.

## Skizze der Geographie von Griechenland *).

Griechenland hatte bey den Eingebohrnen keinen allgemeinen Namen; denn Hellas war eine Stadt in Thessalien, wovon diese Provinz (wie oft der Fall ist) und späterhin ganz Griechenland den Namen erhielt. Die Bewohner Italiens nennten das Land Grăcia von den Grajern, einem vermuthlich ihnen zuerst bekannt gewordenen Völkerstamm



*) Mit Ueberzeugung können wir unsern jungen Lesern den Gebrauch des Weigelschen kleinen Atlasses der alten Geographie empfehlen.

(so wie die Türken fast alle fremde Europäer bey sich Franken nennen), und die Römer nannten es, nachdem sie es unterjocht hatten, Achaja von einer Provinz. Griechenland war in den ältesten Zeiten eine lange zusammenhängende Gebirgskette, rauh, waldig und reich an Seen; nur durch viele Revolutionen erhielt es seine spätre Gestalt. Die östlichen Gegenden wurden zuerst bewohnt und angebaut. Thracien, Macedonia, Mösia, Illyrien und Epirus werden in der ältern Zeit nicht zu Griechenland gerechnet; sondern das bestand aus dem Peloponnesus und Hellas.

1) Peloponnesus (Apia, Argos) eine Halbinsel, 52 teutsche Meilen lang und 38 breit; in ihrer Mitte thürmen sich Gebirge auf, welche das Land umher mit Flüssen versehen. Am Eingaag der Insel von der Landseite liegt auf einer 2 teutsche Meilen breiten Erdzunge Korinth oder Ephyra; nicht weit davon westlich Sicyon, der Sitz der ältesten griechischen Könige, und lange Zeit der Wissenschaften und Künste. In der bergigen Mitte liegt das romantische Arkadien, das Vaterland eines patriarchalischen Hirtenvolks, eines der ältesten pelasgischen Stämme, welcher sich am längsten ohne wichtige Veränderungen erhielt. Hier waren die berühmten Seen, Stymphalus und Lerna, wo sich große wilde Thiere aufhielten, und die Flüsse Alpheüs, Erymanthus, (auch ein Berg desselben Namens ist merkwürdig) Inachus, Styx und Eürotas.

Auf

Auf der östlichen Seite liegt Argolis, ehemals gewiß ganz überschwemmt, nachher bewohnt von Pelasgern, und endlich kultivirt durch die egyptische Kolonie des Danaus; Hauptstädte darinnen waren Argos, Tiryos, welches in den ältesten Zeiten seine eigene Könige hatte, und durch Herkules berühmt ist, Trözen und Epidaurus. Nördlich an Argolis gränzt Mycene, das Königreich Agamemnons, wozu damals noch Sicyon, Korinth, Argos, ein Theil Lacedämons und ganz Achaja gehörte; weiter hinauf Nemea in einem Hain. Südlich von Argolis liegt Lacedämon, 24 Meilen lang und 10 Meilen breit; merkwürdig sind darinnen das südliche Vorgebirge Tänarum und das östliche Malea, dabey die Insel Cythere; ferner der Berg Taygetus und der Fluß Eurotas; die Städte Sparta, Amyklä, Thenapnä und Helos. Westlich von Lacedämon kömmt man auf Messene, berühmt durch seinen langen Krieg mit den Spartanern, denen es sich doch zuletzt unterwerfen muste. Westlich davon an der See liegt Pylus, Nestors Erbreich, und nördlich an diesem Elis, der Wohnsitz der Kaukonen oder Epeer; hier lag Olympia am Flusse Alpheüs, unsterblich durch die olympischen Spiele. Achaja begreift die nördliche Küste von Korinth in sich; späterhin schlossen die zwölf an sich unbedeutenden Städte darinnen einen Bund, welcher lange fürchterlich war, bis ihm die Römer durch Korinths Zerstörung ein Ende machten.

2. Hellas. a) Megaris zunächst am korinthischen Isthmus; ein sehr kleiner Staat, seit Theseus den Athenienſern unterworfen, deſſen Hauptſtadt Niſa war. Nordöſtlich daran gränzt b) Attika, welches dem Egypter Cekrops ſeine Kultur verdankte; darinnen Athen, Marathon berühmt durch die Niederlage der Perſer, Eleuſis, wo die Myſterien gehalten wurden, das Vorgebirge Sunium und der Berg Hymettus. Ueber Attika nördlich c) Böotien, früh bevölkert und aus ſeiner Barbarey geriſſen durch die phönicische Kolonie unter Kadmus Anführung. Lange ſtand dies Land unter Waſſer, bis die Ströme, welche keinen Abfluß hatten, ſich denſelben ſelbſt bahnten; doch blieben noch viele Seen übrig. Merkwürdig ſind darinnen die Städte: Theben am Quell Dirce, Aulis, Orchomenus ehedem ein kleines Königreich, Chäronäa, Plateä, Leuctra, Eleutherä; ferner die Berge Citheron und Helikon mit den Quellen Aganippe und Hippokrene. Oeſtlich gegen Böotien über liegt die Inſel Euböa mit der Hauptſtadt Chalcis. Nördlich von Böotien findet man d) Lokris, welches von verſchiedenen Stämmen bewohnt wurde; hier lag Thermopylä. Weſtlich gränzt daran e) Phocis, das Mutterland der Hellenen, darinnen der Berg Parnaſſus und Delphi (Pytho) lag, und zwiſchen den Städten Kriſſa und Kirrha wurden die pythiſchen Spiele gehalten. Nordöſtlich davon liegt f) Doris zwiſchen den Bergen Pindus, Oeta und Parnaſſus. g) Aetolien weſtlich neben Phocis

cis ist ganz gebirgig, und seine Einwohner konnten daher nie den übrigen Griechen an Kultur gleich kommen. Dabey liegen die Inseln Ithaka, Dulichium und Same, welche zum Gebiet des Ulysses gehörten, und darüber Leukade. h) Akarnanien begränzt vom Achelous und jonischen Meer, ein morastiges Land, von dessen Einwohnern dasselbe gilt, was wir von den Aetoliern gesagt haben. i) Thessalien (Hämonia) nördlich über Phocis, begränzt von den berühmten Bergen Olympus, Pindus, Oeta, Othrys, Ossa und vom ägäischen Meer, verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit des Naturforschers; lange soll es überschwemmt gewesen seyn, bis endlich ein Erdbeben den Oeta und Olympus trennte, und dem Peneüs einen Ausfluß verschafte: die meisten Berge lassen Spuren von Vulkanen entdecken; hier lag das schönste aller griechischen Thäler, das glückliche Tempe. Unter den Flüssen sind der Sperchius, Apidanus, Amphrysus und Enipeüs die bekanntesten. Thessalien war einer der ältesten Wohnsitze der Hellenen und anderer wilden Nationen, von denen unter andern die Magneter und Doloper sehr berühmt sind. Folgende Thessalische Städte verdienen bemerkt zu werden: Trachyn, wo Herkules so lange lebte, Phthia die Vaterstadt Achills, Hellas, Jolkos, von wo aus Jason mit seinen Argonauten auslief, Larissa, Wohnsitz Admets und Pharsalus, späterhin durch die römische Bürgerschlacht berühmt.

3) Provinzen, welche in der ältern Zeit nicht, sondern erst nachher und auch noch heutiges Tags zu Griechenland gerechnet werden, sind a) Macedonien. Es gehörte in der frühern Zeit zu Thracien, welches sich damals bis nach Böotien erstreckte. Hebrus und Strymon sind die Hauptflüsse darinnen, und an Gebirgen hat das Land keinen Mangel. Merkwürdige Städte sind: Pella, Geburtsort Philipps und Alexanders, und nachher Residenz der Könige, Edessa, wo die Könige begraben wurden, Chalcis, Stagira, Vaterstadt des Aristoteles, und Amphipolis. Die Einwohner dieses Landes blieben am längsten ungebildet, welches, verbunden mit der gesunden Bergluft, eine Hauptursache der Stärke und Tapferkeit des macedonischen Heers war. b) Thracien über Macedonien, ein gebirgiges wildes Land, worinnen die Berge Hämus und Rhodope die berühmtesten sind. Merkwürdige Städte: Abdera, welche von Wieland, dem Liebling der Musen, das schönste Elogium erhalten hat: Sestus gerade der Stadt Abydus gegen über: Byzanz. c) Ueber Thracien liegt Unter-Mösia, sonst Pontus, jetzt in Theil Bulgariens, bis an die Donau; auch jenseits dieses Flusses lebten wilde griechische Völkerstämme. d) Illyrien, westlich von Macedonien, von einer eignen Nation bewohnt, deren Sprache und Sitten man noch zum Theil bey den Arnauten findet. Städte: Tyrachium, Epidaurus und Apollonia. e) Unter Illyrien das rauhe Epirus, das Vaterland der Grajer (Gräci); hier wohn-

wohnten hernach die Chaoner, Thesproter und Molosser, welche sich meistens von Seeräuberey und Schifffahrt nährten. Die Flüsse Cocytus und Acheron mit dem See Acherusia, haben die Dichter berühmt gemacht; außerdem ist Dodona merkwürdig, wo sich das älteste Orakel befand.

4) Im jonischen und ägäischen Meere liegen eine zahllose Menge größrer und kleinerer Inseln, welche nach und nach von griechischen Kolonisten angebaut wurden; darunter sind besonders merkwürdig Epirus (Scheria, Phäacia) mit der Hauptstadt Corcyra, Cephalenia, Aegina, Salamis, Creta die größte von allen, das Mutterland der ersten Gesetzgebung, darinnen der bekannte Berg Ida, Rhodus, ehemals die Königin des Meers, Cyprus, Samos, Chios, Lesbos, Tenedos und Lemnos.

5) Nach Asien wanderten schon frühe griechische Kolonisten; der trefliche Boden und das reizende Klima ließen hier Kultur schneller aufblühen und gedeihn, als in Griechenland, welches sie erst von seinen asiatischen Pflanzstädten erhielt. Die spätern griechischen Kolonien in Italien, Gallien, Afrika u. s. w. übergehe ich mit Stillschweigen.

---

# Griechische Alterthümer.

## Erste Periode: bis kurz nach dem trojanischen Krieg und vor der Einwandrung der Herakliden in den Peloponnesus; bis zum Jahr der Welt 3000.

Der Boden Griechenlands war nicht vorzüglich gut, aber auch nicht erschöpft, und konnte durch vielen Fleiß einträglich gemacht werden; er brachte Eichen und andre Bäume, auch Stauden und heilsame Kräuter im Ueberfluß hervor; späterhin bauete man Gerste, und in Thracien Wein; das Klima war, die bergigen Gegenden ausgenommen, sanft und milde. Die vielen fruchtbaren Thäler Arkadiens, Thessaliens und Böotiens gaben schöne Viehweiden, und in Thessalien war gute Pferdezucht. An den Küsten lebte man von Fischerey, und die zu dieser Absicht gebaueten kleinen Fahrzeuge gaben bald Veranlassung zum Tauschhandel an den Küsten, und zur Seeräuberey. Noch wurde wenig und wahrscheinlich erst gegen das Ende dieser Periode edles Metall gegraben, sondern man tauschte das nothwendigste ein, oder erbeutete es; Eisen war die größte Seltenheit, und wurde nur kurz vor dem trojanischen Krieg von Creta aus bekannt; man bediente sich des Kupfererzes, welches die Griechen zu härten verstanden zu haben scheinen; dieser Metallmangel hielt die Erfindung und Vervollkommnung der Künste lange auf.

Ueber Entstehung und Abstammung der griechischen Nation läßt sich nichts mit bestimmter Gewißheit behaupten; die Griechen selbst hatten darüber sehr getheilte Meinungen, oder vielmehr Muthmassungen, die sich in lauter Sagen verlohren. Pelasger, Phryger und Thracier scheinen die Urbewohner Griechenlands gewesen zu seyn, aber wegen ihrer vielen Wanderungen und Vermischungen mit andern Stämmen kann man sie kaum in den spätern Bewohnern Griechenlands wieder erkennen, und von einander unterscheiden; in den verschiedenen Provinzen ließen sich Kolonisten aus Phönicien, Aegypten, Klein-Asien und der Gegend um den Kaukasus nieder, und mit ihnen fängt erst nach und nach das Land an, sich aus seiner Barbarey herauszureissen.

In den ältesten Zeiten hatten die Griechen alle Eigenschaften der Wilden, wie wir sie bey unsern Vorfahren und andern, besonders bey den neuerlich von Europäern entdeckten Völkern, die auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehn, finden; unstreitig ist es besser, sich über den Zustand solcher Menschen aus glaubwürdigen neuern Reisebeschreibungen, als aus ihrer eignen immer fabelhaften Geschichte zu belehren. An einfachem gesunden Verstand fehlt es ihnen fast nie, wohl aber an allen bessern gesellschaftlichen Einrichtungen; sie sind Nomaden, werden Barbaren, und, wenn glückliche Umstände zu ihrer vollkommnern Ausbildung zusammenwirken, Hirten und Ackersleute, treiben Tauschhandel, ehren aber

noch

noch immer körperliche Stärke über alles, und haben höchstens Tugenden, worauf natürliches Menschengefühl und eine gewisse angebohrne Gutheit sie hinführen. Dies sind die Grundzüge im Charakter der ältesten Griechen. Das glückliche Klima und der Einfluß kultivirter Fremdlinge entwickelten in den Griechen bald Fähigkeiten und Talente, wodurch sie sich nach Verlauf einiger Jahrhunderte über alle Nationen erhoben. So zeichneten sie sich durch feines Gefühl, Empfänglichkeit, Fassungskraft und Gedächtniß aus. Ihre Verfassung flößte ihnen Freyheitsliebe, Trieb zur Theilnehmung an Staatsgeschäften und Wißbegierde ein; jedoch kontrastirten die Sitten der verschiednen Stämme bald auffallend genug; so z. B. der feine artige Athenienser (der sich in den gebildetern Zeiten nicht unschicklich mit dem Franzosen vergleichen läßt) und der harte strenge Spartaner oder rauhe Macedonier, der listige verschlagne Thessalier und der dumme Aetolier oder Abderit u. s. w. Ihre Leidenschaften waren stark und brachen immer aus; gegen ihre Freunde waren sie treu, gegen Feinde rachgierig und grausam; Verschmitztheit und Hinterlist standen in gleichem Werthe mit Klugheit; und auf sich selbst stolz konnte lange ihre Verachtung und Beleidigung der Fremdlinge nicht besiegt werden. Am Ende unsrer Periode ist der Verstand der Griechen schon um vieles gebildeter, wie Homers und Hesiods Gedichte hinlänglich beweisen.

Sie wohnten in den ältesten Zeiten in Wäldern und Höhlen; dann baueten sie sich, als isolirt wohnende

nende Barbaren, Hütten, welche das Klima eben nicht sehr fest und verwahrt erheischte, und noch später traten der Sicherheit wegen mehrere Einzelne zusammen, und legten vereint Wohnplätze auf Anhöhen an; das erste feste Haus finden wir zu Orchomenus, worinn die Minyer ihren Schatz aufbewahrt haben sollen (S. Pausan. 9, 36). Der Hausvater war Herr und König in seinem Hause, alles übrige darinnen von seiner Gattin und seinen Kindern an bis zum verworfensten Sklaven stand unter seiner Herrschaft, die nach seinem Tode auf den Sohn, und zwar in der spätern Zeit auf den rechtmäßig erzeugten forterbte. Das weibliche Geschlecht war eingeschlossen, und nahm an keinen öffentlichen Versammlungen und Vergnügen Antheil; deshalb sind die griechischen Begriffe vom Wohlstand so sehr von den unsrigen verschieden, deshalb stehen eine Menge Worte harmlos da, welche wir in unsern Verhältnissen nicht ohne Erröthen aussprechen können, und deshalb dachten Griechen auch in den kultivirtesten Zeiten über Liebe so sinnlich.

Ehe Ackerbau eingeführt war, lebten die Griechen blos von den Gaben der Natur; dann erst bucken sie eine Art Kuchen aus Gerste, späterhin aus Waitzen und Mays oder Spelt (Zea), welche gegen den Schluß unsers Zeitraums von Weibern oder Sklaven in hölzernen Mörsern zerstoßen, und mit Wasser zu Brey eingerührt wurden. Das Fleisch röstete man, und wahrscheinlich an den Küsten auch die

die Fische, welche jedoch in der Heldenzeit nicht sehr geachtet gewesen zu seyn scheinen. Wein wurde nach der Mahlzeit vermischt mit Wasser getrunken, dabey den Göttern libirt oder ein Tropfen auf den Tisch gegossen, und man trank einander, besonders den Fremdlingen, zu. Gegen Abend wurde die Hauptmahlzeit gehalten, und jeder Gast hatte sein eignes Tischgen, und saß, je nachdem er mehr oder minder geehrt war, auf einem hohen oder niedrigen Stuhl; späterhin lagerte man sich. Vor Tische wuschen sich die Griechen, und während der Mahlzeit der Vornehmern sangen Barden; bey feyerlichen Mahlen waren allgemeine Gesänge (Skolien) gebräuchlich unter Begleitung einer Leyer oder Flöte.

Als die Griechen aus dem Zustande der Barbarey herausgetreten waren, nahmen sie wollene, und viel später leinene Zeuge zu Ober- und Unterkleidern, welche für den Winter etwas dichter waren; die Hirten und nördlichen Nationen trugen auch Felle und Schuhe von Ziegenhaaren, bey den übrigen waren blos Sohlen gebräuchlich. Der Kopf der Männer wurde anfänglich nicht bedeckt, am Ende dieser Periode trugen schon viele Griechen Hüthe, besonders auf Reisen; die Weiber hatten immer Binden und Schleyer, und putzten sich auch mit Hals- und Armbändern.

Daß in den ältesten Zeiten keine Ehe gewöhnlich war, kann man sich leicht denken; die Helden hatten neben ihren Gattinnen noch Beyschläferinnen,

wozu

wozu fast jede Sklavin bestimmt war; erst Cekrops soll die Griechen mit der Ehe bekannt gemacht haben. Späterhin gehörte es mit zu den Pflichten eines guten Bürgers, nicht unverheirathet zu bleiben; meistentheils heirathete der Mann im 30sten, und das Mädchen im 20ten Jahr. Kinder eines Vaters, aber nicht einer Mutter, konnten sich verehligen, und in kultivirten Staaten war späterhin blos die Verbindung eines Bürgers mit einer Bürgerstochter rechtmäßig. Die Ehe war eine Art von Kauff; der Bräutigam gab der Braut, wenn er mit ihrem Vater übereingekommen war, ein Hochzeitgeschenk, und sie brachte ihm gewöhnlich eine Mitgift zu. Er führte sie darauf, oder, als die Wagen erfunden waren, fuhr der Vornehmere seine Braut nebst dem Brautführer unter Musik und Hochzeitsgesang in sein festlich geschmücktes Haus, wo zuerst ein Opfer gebracht, dann geschmauft, gezecht, gesungen und getanzt wurde; zuletzt endlich, wenn keine böse Vorbedeutungen es hinderten, begaben sich die jungen Verehligten ins Brautgemach. Ehescheidungen waren selten, und für beyde Theile entehrend. Bey den meisten Nationen, die Thebaner ausgenommen, konnten die Eltern ihre Kinder, welche sie nicht auferziehen wollten, aussetzen; geschah das nicht, so erhielt das Kind am zehnten Tage nach seiner Geburt, wenn vorher geopfert worden war, seinen Namen, und zwar meistentheils vom Großvater. Fast alle, selbst die vornehmern Mütter, stillten ihre Kinder selbst; dann wurden sie der Aufsicht einer Sklavin übergeben, und

die Knaben erhielten nach einigen Jahren einen Hofmeister, der sie in Künsten, und in der gegenwärtigen Periode besonders in körperlichen Uebungen unterrichtete; den größern Theil ihrer Ausbildung erhielten sie durch frühe Theilnahme an öffentlichen Geschäften, Kriegen, Feyerlichkeiten und Vergnügungen unter den Augen ihrer Väter. Bey den Spartanern war die Erziehung ausschließend Sache des Staats. Gelehrte oder wissenschaftliche Erziehung kannte man jezt überhaupt noch nicht, und alles, was vielleicht dahin gerechnet werden könnte, wurde durch Ueberlieferung fortgepflanzt.

Die religiösen Begriffe der Griechen brachten mit sich, daß der Tod gescheuet, und sein Name sogar ungern ausgesprochen, sondern vielmehr durch ähnliche Ausdrücke, z. B. schlafen, weggehn, gewesen seyn u. s. w. bezeichnet wurde. Den Sterbenden schnitt man einige Haare ab, und opferte sie den Göttern der Unterwelt, drückte ihnen die Augen zu, schloß ihnen den Mund, und bedeckte sie mit einem Schleyer; man wusch und salbte den Leichnam, hüllte ihn gewöhnlich in ein weißes Gewand, und bekränzte ihn; auch scheint man späterhin eine kleine Münze und Kuchen in den Mund des Todten gelegt zu haben. Der Leichnam wurde im Eingang des Hauses mit den Füßen nach der Thür zu gesetzt, und vor derselben stand ein Gefäß mit Wasser, damit sich die reinigen konnten, welche durch das Berühren des Todten verunreinigt oder befleckt worden waren. Unter

ter Begleitung der Verwandten und Freunde trug man den Leichnam hinaus, um ihn in den ältern Zeiten zur Erde zu bestatten, späterhin zu verbrennen; auf den Scheiterhaufen wurden Thiere, Salben, Kleider oder Waffen des Verstorbenen gelegt, und mit ihnen verbrannt, während daß die Begleiter Wein libirten, und die Götter der Unterwelt anriefen. Die noch glimmende Asche löschte man mit Wein, wusch auch damit die Knochen, bestrich sie mit Oel und sammlete sie nebst der Asche in eine Urne. Geschah dies nicht, so glaubte man, der Todte könne nicht ruhen, und werde vom Charon nicht über den Fluß der Unterwelt gefahren. Die Leidtragenden lebten einsam, erschienen mehrere Tage nicht öffentlich, besonders bey keinen Feyerlichkeiten; zogen schmutzige von gröberm Zeuge verfertigte Kleider an, ließen das Haar hängen, streueten Asche auf den Kopf und verhüllten ihn, wenn sie ausgiengen. In der ältesten Zeit war ein aufgeworfener Erdhügel das einzige Denkmal, welches dem Verstorbenen gesetzt wurde, bisweilen eine kleine Säule (weit später mit einer Inschrift). Seinem Andenken zu Ehren feyerte man ein Mahl, und wenn er vornehm war, Spiele. Die Grabhügel wurden mit allerhand Blumen und Kräutern, meistens mit Eppich bekränzt. Oft wiederholten die Hinterlassenen jährlich das Todtenopfer, wozu schwarze Schaafe und unfruchtbare schwarze Kühe, Blut, Wasser u. s. w. gebraucht zu werden pflegten.

Der Hausvater beschäfftigte sich in der ältern Zeit mit nichts, als Krieg, Jagd und Opfer, übrigens überließ er sich der Ruhe und dem Wohlleben; so blieb es auch in der folgenden Zeit, als bürgerliche Verfassung Statt fand, bey dem größern Theile der Vornehmen; im Mittelstande zwang Nothdurft den Mann zur Arbeit. Dem weiblichen Geschlecht und den Sklaven lagen alle häusliche Geschäffte ob, sie mußten für Speise, Ackerbau, Viehzucht und Kleidung sorgen; daher weben auch die vornehmsten Frauenzimmer im Alterthume. Jedoch war Ackerbau und Viehzucht nie entehrend, sondern wir finden Könige und Königssöhne auf dem Acker und bey den Heerden, welches ihr einziger Reichthum war. Gegen das Ende dieser Periode wurden die menschlichen Beschäfftigungen gar sehr vervielfältigt, denn man kannte da schon zweyrädrige Wagen, Silber (S. Plin. Naturgesch. 7, 57) und manche kleine Kunstwerke; auch blieb schon die Befriedigung mehrerer nothwendigen Bedürfnisse einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft überlassen.

Die ältesten griechischen Vergnügungen bestanden in körperlichen Uebungen und Mahlzeiten mit Musik, Gesang und Tanz, wobey wahrscheinlich die Gesetze der Mäßigkeit nicht sehr mögen beobachtet worden seyn. Weil der sinnliche Mensch jede Wirkung auf eine höhere Ursach oder göttliche Veranlassung zurückleitet, so gaben alle frohe Vorfälle, Sieg, Friede, glückliche Erndte oder Jagd u. s. w. Gele-

genheit

genheit zu Ausbrüchen des Danks und der Freude, oder zu Festen; man fieng bald an, sie jährlich zu wiederholen, oder das Andenken einer glücklichen Begebenheit zu erneuern, und nun wurden die Feste periodisch; man beobachtete dabey die vorher vielleicht zufälligen Gebräuche, brachte wahrscheinlich die erste Veranlassung zum Feste durch Erzählung wieder in Erinnerung, und stellte sie alsdann (weit später) sinnlich oder dramatisch vor, und so entstand mit der Zeit pantomimischer Tanz und Gesang. Mit den Zusätzen, welche die griechische Religion erhielt, entstanden auch neue Feste oder Gebräuche bey den schon vorhandenen, und sie wurden immer prächtiger, je mehr der Gedanke herrschend ward, daß die Gottheit an ihnen Gefallen fände, durch sie versöhnt und den Menschen geneigt werde. Die Gesetzgeber benutzten die Feste vortreflich zur innigern Vereinigung der Nation, zur Aussöhnung oder Verbindung einzelner Familien und Menschen, und zur Beförderung des National-Interesse. Die Festtage wurden nach den Gestirnen oder Sonne und Mond bestimmt; andre hingen bloß von einer öffentlichen Bekanntmachung und Einladung der Obrigkeit bey ausserordentlichen Vorfällen ab. Die Griechen bereiteten sich zu ihnen durch Reinigung, Fasten, Enthaltung von allen Geschäften, Beten und Opfern vor. Die Feste bestanden also in der frühern Zeit in Opfer und Mahlzeit (oder eigentlich folgten die ersten aus diesen, wie wir unten zeigen werden), und späterhin in feyerlichen Aufzügen und Spielen. Unter

denen, deren Entstehung und Ausbildung in unsre Periode fällt, gehören vorzüglich die Feste nach glücklicher Erndte, und die, welche zum Andenken verdienter großer Männer, z. B. des Theseus, Herkules u. s. w. begangen wurden. Von den übrigen werden wir in der zweyten Periode handeln, und von den eleusinischen bey Gelegenheit unsrer Bemerkungen über die Mysterien.

Außer diesen religiösen Vergnügungen hatten die Griechen noch körperliche, nemlich Ringen, Laufen, Faustkampf, Werfen des Diskus und Springen; sie wurden bald öffentliche Feyerlichkeiten, weil sie zu gemeinschaftlichen Zusammenkünften und Opfern Gelegenheit gaben; sie wirkten thätig auf Tapferkeit, Muth und Ehrbegierde, und aus ihnen entstanden die olympische, pythische, isthmische und nemeische Spiele.

Wir kommen nun auf die griechische Religion; man darf sie nicht nach der unsrigen beurtheilen, die auf gewissen Lehren, dem Glauben daran und der Herleitung derselben aus einem Religionsbuch beruht, und mit Moral verbunden ist, da hingegen jene eigentlich nur im Ausdrucke der Empfindungen, in Gebraüchen und heiligen oder feyerlichen Handlungen bestand, aber zunächst keinen Einfluß auf den Willen haben sollte, sondern dies Geschäft der Philosophie überließ. Fromm war nach den damaligen Begriffen der, welcher die väterlichen Götter verehrte, und hergebrachte Gebraüche beobachtete; Religion war

bloß

bloß Policey-Sache, wobey Intoleranz und Verfolgungsgeist nicht gut gewöhnlich werden konnte. Freude schuf Feste, Spiele mit Tanz und Gesang, und aus Dank brachte man den Wesen Etwas von dem Gute, das man ihnen zu verdanken glaubte, dar, und so entstanden Opfer.

In der ältesten Zeit herrschte in Griechenland Sterndienst (S. Heyne opusc. acad. 1, 196 sq.) und manche physische Mythen mögen demselben ihren Ursprung verdanken. Darauf hatte jede Familie ihre Gottheiten, wie es scheint, (S Herod. 2, 52.) ohne Namen, welchen sie die Erstlinge ihrer Früchte und Heerden darbrachten. Erhielt eine Familie über mehrere oder alle desselben Stammes die Herrschaft, so wurde ihre Gottheit auch allgemein und einheimisch in der Stadt oder dem Lande, dessen sie sich bemächtiget hatten.

Hauptveränderungen erhielt die griechische Religion vom Thracier Orpheus, welcher seine Landsleute durch sie zu kultiviren versuchte, und von den eingewanderten Ausländern, welche eine Mischung egyptischer, phönicischer, samothracischer und phrygischer Gottheiten und Religionsbegriffe mit den griechischen veranlaßten. Einige alte Gottheiten erhielten sich, andre bekamen durch den Ort ihrer Verehrung oder durch Bardengesang Ansehn und Glanz, und nach und nach wurde alles vereint und einförmig gemacht, mit der Zeit mehr ausgeschmückt, und philosophischer eingekleidet oder gedeutet. Dies ist mehr als hin-

reichend, zu beweisen, daß die griechische Mythologie unmöglich aus Einer Quelle oder von Einem Stifter hergeleitet werden könne.

Die ältesten Mythen oder Sagen sind physischen Ursprungs, und beschäfftigen sich in bildlicher Sprache mit der Natur, und besonders mit ihrer Zeugungskraft, mit der Entstehung der Welt und den Eigenschaften derselben (Kosmogonie); die abstrakten Vorstellungen davon verwandelte der sinnliche Mensch in Personen, um sich den Begriff von ihrer Wirksamkeit zu erleichtern, und so erhielt man einen Chronos, einen Uranos u. s. w. Dies gab Gelegenheit zum Raisonnement über die Götter, ihre Entstehung, Vermehrung, Eigenschaften, Geschäffte u. s. w. welches die Dichter ausschmückten, und in Theogonien, eine Art von System (das Wort im weitesten und unschuldigsten Sinne genommen) brachten.

Daß in der griechischen Religion vieles symbolisch sey, läßt sich gar nicht leugnen: einige Symbole waren grob, andre fein, und von vielen verlohr sich der Aufschluß, wodurch sie in unsern Tagen unerklärbar bleiben. Die Vorstellungen der Griechen von den Göttern waren sehr sinnlich, und trugen unverkennbare Spuren des Zeitalters an sich, worinnen sie entstanden waren. Sie dachten sich ihre Gottheiten nur als eine höhere Menschenart, ausgezeichnet durch Größe, Schönheit, Kraft und Geschwindigkeit; hiedurch wurde Religion ein so herrliches Beförderungsmittel der Kunst, welche durch sie Men-

schen-

schengestalten zu Idealen umzuschaffen und zu verschönern lernte. Uebrigens dachte man sich Wohnung, Handlungen, Regierung, Lebensart u. s. w. der Götter ganz menschlich, und zwar alles nach den Heldensitten kopirt, weil sich in dieser Zeit die religiösen Begriffe auszubilden anfingen. Zwischen Göttern und Menschen waren Zwischenwesen, Dämonen, nach einer spätern Vorstellungsart (denn Hesiod erwähnt ihrer zuerst bestimmt, und vor ihm nennte man wahrscheinlich alle Götter und ihre Kinder so); an diese schlossen sich die Helden an, deren Ursprung halb göttlich und halb menschlich war, und zum Theil aus alten Kosmo- und Theogonien, zum Theil aus dunkler Geschichte der Vorzeit, zum Theil auch bloß aus bildlichem oder dichterischem Sprachgebrauch erklärt werden muß.

Wir können drey Hauptsysteme der griechischen Götterlehre entdecken: 1) die Uraniden, wo alles vom Uranus (dem Himmel) hergeleitet wird. 2) Die Chroniden oder Titanen, welche nachher im Tartarus ihren Aufenthalt erhielten, und bey feyerlichen Eydschwüren immer zuerst genannt wurden. 3) Zeus oder Jupiter mit seinem Götterkollegium, welches aus zwölf obern Göttern bestand, und nachher durch spärer hinzugekommene vermehrt wurde. Sie führen viele Beynamen, wodurch ihre Kräfte, Vorzüge, Erfindungen, Geschenke, und die Oerter, wo sie am meisten verehrt werden, oder wo sie sich am liebsten aufhalten, ausgedruckt werden. Außer

den väterlichen oder einheimischen hatten die Griechen auch noch fremde Gottheiten, die wegen des Rufs von ihrer Macht oder nach dem Beyspiel angesehener Männer aufgenommen und verehrt wurden; ein jeder durfte das in seinem Hause thun, jedoch ohne daß Mehrere in dieser Absicht zusammen kamen, welches die Policey aus Besorgniß vor Unruhe nicht zuließ.

Die einzelnen Gottheiten der Griechen durchzugehn, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht, und wir hoffen durch diese Einleitung die Lesung des vortreflichen Handbuchs der Mythologie aus Homer und Hesiod von Hermann *) und zur Noth auch Seyholds Mythologie erleichtert zu haben.

Viele denkende Köpfe unter den Griechen konnten freylich durch die Volksreligion nicht befriedigt werden, fanden viele Vorstellungen anstößig, und sannen, weil ihre Denkfreyheit durch nichts gehemmt wurde, auf philosophische Deutungen; so leiteten z. B. einige alles aus der Natur her; andre hielten die vielen Gottheiten nur für verschiedene Namen eines Wesens oder Einer Weltseele; noch andre benutzten die Mysterien zur Verbreitung aufgeklärter Begriffe von religiösen Gegenständen. Wir übergehen aber jezt sowohl die Mysterien, als die Orakel mit Stillschwei-

*) Berlin 1789. Deß. Mythol. aus den Tragikern. Berlin 1790. Die Götterlehre ist darinnen nach dem Lokale geordnet.

schweigen, denn sie würden uns hier zu weit führen, und versprechen nächstens einige besondere Bemerkungen über beyde mitzutheilen.

Wer griechische Dichter lesen will, muß besonders vielen Fleiß auf das Studium der Mythologie verwenden, weil er sonst manches gar nicht verstehn, das meiste aber gewiß aus ganz falschen Gesichtspunkten ansehen, oder lächerlich misverstehen würde. Auch ist es nicht zu rathen, die Mythologie bloß beyläufig zu erlernen, denn auf die Weise ist ihr Studium unerschöpflich und mit mehrern Schwierigkeiten verbunden, als wenn man ihr allein einige Stunden widmet.

Eben so mannigfaltigen Ursprungs, wie die Religion selbst, waren ihre Gebräuche; einige wurden aus Stamm- oder Familiengebräuchen national, und erhielten sich sehr lange; neue entstanden in den Familien, oder wurden durch Gesetzgeber und Städteerbauer verordnet, oder von fremden Nationen eingeführt und entlehnt, oder aus Prachtliebe u. s. w. ersonnen. Sie veränderten sich mit den verschiedenen Epochen der Kultur, wie bey allen Völkern, und es ist hinlänglich, durch einige hingeworfene Winke unsere jungen Freunde aufmerksam hierauf zu machen.

So lange die Griechen in Höhlen wohnten, wiesen sie auch ihren Göttern Höhlen zu Wohnungen an; als sie sich Hütten bauten, bekamen auch die Götter Hütten zum Aufenthalt; als endlich mehrere Familien der Sicherheit wegen ihre Wohnung auf Bergen

gen aufschlugen, wurden auch den Göttern Tempel auf Bergen gebaut, welche Sitte die späten Griechen beybehielten, weil Berge etwas feyerliches und erhabenes haben. Haine mag man zu ihrer Verehrung bestimmt haben, weil die kleinen Tempel die Volksmenge nicht fassen konnten, und man sie daher des Schattens wegen mit Bäumen, worunter die öffentlichen Opfer verrichtet werden konnten, umgab; ausserdem haben auch Wälder viel schauerliches und ehrwürdiges. Die Gegend um den Tempel herum war der Gottheit heilig, und durfte wenigstens anfänglich nicht bürgerlich benutzt werden. Die Tempel waren aus dem oben angeführten Grunde immer hoch angelegt, und Stufen führten zu ihnen hinauf; sie lagen gewöhnlich mit dem Eingange gegen Morgen, und so standen auch die Statüen der Gottheit. Ihre Einrichtung war übrigens ganz nach dem Muster der Wohnungen der Vornehmern gemacht. Um sie herum war ein Saülengang, wenigstens standen Saülen vor den Thüren, welche oft von Metall mit erhabener Arbeit waren. An beyden Seiten lagen Gewölbe, worinnen die Schätze des Tempels, und späterhin auch wichtige Urkunden aufbewahrt wurden. Die Bildsaülen der Götter standen in Nischen, wie man sie auch in den Privathaüsern hatte.

Man verehrte die Gottheit mit Ceremonien, an die sich dunkle Gefühle des Danks, der Freude, Liebe oder Furcht anschlossen. Man gelobte oder versprach der Gottheit Etwas, um ein Gut zu erhalten, oder

ein

ein Uebel abzuwenden; suchte die Götter, wenn man sie für erzürnt hielt, dadurch zu besänftigen, und dankte ihnen nach Erfüllung eines Wunsches mit Darbringung des Gelobten, oder mit Gesang und Tanz. Freylich herrscht hierinnen sehr viel Sinnlichkeit, und das Gebet war eigentlich nichts weiter als ein Vertrag oder Vergleich mit der Gottheit; doch kann es von guten Empfindungen begleitet gewesen seyn. Vor dem Gebete reinigte man sich, und während desselben warf sich der Betende gewöhnlich mit dem Gesicht zur Erde. Vorfälle von böser Vorbedeutung musten dabey verhütet werden, und deshalb wurde oft ein rauschender Lerm gemacht, damit der Betende durch nichts dergleichen gestört wurde. Gelübde that der Grieche eben sowohl bey wichtigen als unbedeutenden Vorfällen, und wer sie nicht erfüllte, war ein Gotteslästerer, dessen Nachkommen bis ins vierte Glied Strafe dafür angedroht wurde. Eine eigne Art des Gebets waren die Verwünschungen, welche man über den, der für den Urheber eines öffentlichen oder Privat-Unglücks gehalten wurde, aussprach; die Gottheit wird um Rache gegen ihn angefleht, und ihr eine Belohnung dafür versprochen. Als die Sühnopfer gebräuchlich waren, so wurde der Fluch auf ein Opferthier gelegt, und dasselbe der Gottheit zur Aussöhnung dargebracht, wenn man die eigentliche Ursache des Unglücks nicht auffinden konnte.

Die Weihgeschenke, welche man der Gottheit gelobte, oder auch oft freywillig bloß aus Ehrerbietung

tung darbrachte, bestanden gewöhnlich in Tempelgeräthe oder kleinen Schildern (deren Inschrift späterhin den Namen der Gottheit, des Gebers und die Veranlassung angab); und wenn ein wichtiger Sieg erfochten worden, im zehnten Theil der Beute. Hieraus läßt sich auch am besten die Entstehung der Opfer erklären; sie sollten Ehrenbezeugung seyn, weil es Landessitte war, daß kein Geringerer vor dem Vornehmen erschien, ohne demselben eine Gabe mitzubringen; sie waren Ausdruck des Danks wegen Verleihung eines Guts oder Gewährung eines Wunsches, und der sinnliche Mensch dachte natürlich darauf, die Gottheit auch wieder Etwas von dem, was sie ihm verliehen habe, genießen zu lassen; so opferte der Ackersmann seine ersten Früchte, der Hirt die Erstlinge seiner Heerde, und der Jäger sein Wild. Man mußte eine solche Gabe vernichten, um sie vor Verderben oder Entweihung zu sichern, und so verfiel man auf das Verbrennen, wozu in der spätern Zeit die Vorstellung von dem für die Gottheit so angenehmen Opfergeruch kam. Bey Thieropfern wurde nur ein Theil des Opfers verbrannt, das übrige verzehrt, und so entstanden die Opfermahlzeiten; oder vielmehr seit den ältesten Zeiten wurde keine Mahlzeit gehalten, wenn nicht vorher der Gottheit etwas davon dargebracht worden war. Ein andrer Gedanke, worauf der menschliche Geist verfallen mußte, war eben so natürlich; die Gottheit, schloß man, welcher Opfer wohlgefällig sind, muß auch dadurch versöhnt werden können, und nun opferte man, wenn man

sie

sie erzürnt glaubte, weil Unglück, Landplagen u. s. w. eine Stadt oder Familie betrafen, und dies ist der Ursprung der Sühnopfer.

In unsrer Periode bestand das Opfer gewöhnlich in Fruchtkörnern und Salz, womit man auch nachher noch die Opferthiere zu bestreuen pflegte; im Räuchern, theils weil es Landessitte war, die Vornehmern mit Wohlgerüchen zu ehren, theils weil beym Aufhauen der Thiere nothwendig ein unangenehmer Geruch entstehn muste; in unvermischtem Wein, wovon einige Tropfen ins Feuer gegossen wurden (Wasser, Milch und Honig opferte man den Göttern der Unterwelt, den Nymphen und Musen); die beyden letztern Gebräuche fanden auch bey Verrichtung der Privatandacht statt; die Haupthandlung des Opfers wurde endlich das Schlachten der Thiere, nemlich eines Stiers bey feyerlichen Opfern für die obern Gottheiten, und eines Schaafs oder Bocks u. s. w. bey kleinern Opfern. Oeffentliche feyerliche Opfer wurden nur bey wichtigen Vorfällen einer Familie, eines Stamms, einer Stadt u. s. w. verrichtet, und Fremde waren anfänglich von der Theilnahme daran gänzlich ausgeschlossen; weiterhin wurden vornehme Fremde, ja ganze Staaten, besonders die Pflanzstädte dazu eingeladen, und darin bestand ein Theil des Völkerrechts oder der Verbindung unter mehrern Staaten. Vor dem Tempel stand Weihwasser, womit das Opferthier, das Geräthe und die Theilnehmer an der Feyerlichkeit besprengt wurden. Der

Herold

Herold gebot Stille und Vorsicht, damit keiner ein Wort von übler Vorbedeutung entfallen ließ. Das Opferthier mußte muthig, ohne Fehl, jung und gesund seyn, sonst war es, wie man meynte, der Gottheit nicht wohlgefällig, und deshalb zog man dergleichen Thiere von Jugend an zu dieser Bestimmung besonders auf. Es wurde vorher gewaschen, mit wollenen Binden behangen, und die Hörner bekränzt oder vergoldet. Wenn es vor dem Altar stand, warf der Opfernde Salz und Fruchtkörner, und goß Wein zwischen die Hörner, schnitt einige Stirnhaare ab und warf sie ins Feuer, und darauf wurde es geschlachtet. Die fettesten Theile wurden ausgeschnitten, in die Fetthaut gewickelt, mit gestoßenen Fruchtkörnern bestreut, und so auf die Kohlen gebracht. In der ältern Zeit verzehrten die Opfernden die Eingeweide, späterhin prophezeihete man aus ihnen *) und opferte sie vorzüglich den Göttern. Die großen Opfermahlzeiten waren Volksfeste, wobey gesungen, getanzt, und in der spätern Zeit Schauspiele gegeben wurden; sie trugen sehr viel zur Kultur bey. Daß die rohern Menschen bey schrecklichen Unglücksfällen auch das Kostbarste, was man kannte, Menschenleben, nicht schonten, um die Gottheit

*) Die Divination wurde endlich eine Art von Wissenschaft, war aber nicht gebräuchlich bey Opfern, welche den Gottheiten der See und der Unterwelt gebracht, auch nicht auf Altären, sondern in Gruben verrichtet wurden.

helt zu versöhnen oder zu gewinnen, kann uns um so weniger befremden, da gewiß einem jeden hierbey eine gewisse Aehnlichkeit in menschlichen Vorstellungsarten beyfällt. Eine besondre Art von Opfer ist die Hekatombe, ein Opfer von hundert Stieren, welcher Ausdruck nachher für jedes große feyerliche Opfer gebräuchlich war.

In der Heldenzeit verrichteten meistens die Hausväter selbst das Opfer; späterhin, als die Opfer und Gebräuche dabey sich vervielfältigten, die Priester, welche aber in Griechenland nie einen Orden, dem Wissenschaften, Kenntnisse und Aufklärung ausschliessend eigen waren, ausmachten. Sie lebten von Opfern, Ländereyen, die zum Tempel gehörten, und von freywilligen Geschenken. Sie mußten sich durch Reinheit und Heiligkeit auszeichnen (deswegen verschnitten sich sogar die Priester der Cybele). Sie trugen ein langes Gewand, in der folgenden Periode größtentheils von feinem baumwollenen Zeug, eine Binde oder ein Diadem um die Stirne, und oft einen der Gottheit, welcher sie dienten, geweihten Zweig in der Hand.

Reinigung war ein Hauptstück der griechischen Religion, und sollte vermuthlich ein Symbol der Reinigung der Seele seyn; jedem lag sie ob, der eine gottesdienstliche Handlung verrichten wollte, der seine Hände mit Blut (wäre es auch im Treffen geschehen) oder seinen Körper durch ein Vergehn, oder durch Berühren einer Leiche, befleckt hatte. Von der Unterlas-

sung dieser Pflicht leitete man den Zorn der Götter und Landplagen her. Bey solchen allgemeinen Unglücksfällen wurde das ganze Volk feyerlich gereinigt, Wasser, Wein, Honig u. s. w. um dasselbe herum mit vielem Getöse getragen, und in die See oder eine Grube geworfen, auch wohl ein Söhnopfer verrichtet. Eben so suchte man durch Reinigung dem Unglücke zuvorzukommen, und reinigte z. B. ohne nähere Veranlassung jährlich die Heerden.

Dies ist ein kurzes Gemälde vom Zustande der griechischen Nation in unsrer Periode; langsam erhob sie sich aus der Barbarey zur Verfeinerung, und würde es noch langsamer gethan haben, wenn nicht die Natur selbst durch heitern Himmel und wohlthätiges Klima ihnen das Vervollkommnungsgeschäfte erleichtert, und sie mit herrlichen Talenten beschenkt; wenn nicht die vielen einwandernden Fremdlinge, Cekrops, Danaus, Kadmus u. s. f. Kenntnisse und Erfahrungen aus ihrem Vaterlande mitgebracht, und den Griechen gleichsam aufgedrungen; wenn nicht Orpheus und seine Nachfolger, die weisen Barden, durch Dicht- und Tonkunst, diese unwiderstehlichen Besiegerinnen des menschlichen Herzens, sie menschlicher und gesitteter gemacht; und wenn nicht der Argonautenzug und noch mehr der trojanische Krieg sie mit Luxus und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens bekannt gemacht hätten. Wir gehn nun zur Schilderung ihrer ältesten Staats- und Kriegsverfassung fort.

Die

Die Gründung aller griechischen Staaten verliert sich in das entfernteste Alterthum, und ist wegen der vielen wichtigen Revolutionen, die sie erlitten haben, großen historischen Zweifeln ausgesetzt. Die ältesten im Peloponnesus und ganz Griechenland sind Sicyon und Argos, gestiftet von Nachkommen des Inachus, um das J. d. W. 2017 und 2325, wenn man anders nicht lieber in diesen Jahren die Erbauung der beyden Städte annehmen will. Eine ganz andre Gestalt erhielt Argos 2720 nach der Einwanderung des Egypters Danaus, welcher bald die Herrschaft an sich zu reißen wußte, und dessen Nachkommen Prötus und Perseus die Stifter der beyden Reiche Tirynth und Mycene (wozu auch Sparta gehörte) waren. Bald darauf, ungefehr 2864, langte Pelops, Sohn eines phrygischen Königs Tantalus, im Peloponnesus (der seinen Namen von ihm bekam) an, und erhielt mit der von ihm im Wettlaufe besiegten Hippodamia, Tochter des Oenomaus, das kleine Königreich Pisa. Seine Familie bemächtigte sich nachher 2897 des myceniſchen Reichs, und endlich des ganzen Peloponnesus. Von beyden, dem Danaus und Pelops, schreibt sich die Einführung vieler ägyptischen und phrygischen Gebräuche, und eine Menge der mannigfaltigsten Fabeln her. Von der Revolution, die der Einbruch der vertriebenen Heraklіden oder Persiden in dieser Halbinsel verursachte, sprechen wir in der nächsten Periode.

In Arkadien erhielt sich seit 2400 ein pelasgischer Stamm, der wahrscheinlich den wenigsten Veränderungen ausgesetzt gewesen ist.

In Korinth gründete Sisyphus, Urenkel des Deukalion, 2800 einen Staat, welcher kurz vor dem trojanischen Krieg mit Mycene vereint wurde.

Athen wurde in den ältesten fabelhaften Zeiten gegen das J. d. W. 2450, der Sage nach von Ogyges beherrscht, und soll unter demselben die große Wasserfluth, welche auch die ogygische nach ihm benannt wird, erlitten haben. Doch ist dies nichts weniger als historisch gewiß, denn die eigenliebigen Athener arbeiteten hauptsächlich auch dahin, die ältesten aller Menschen seyn zu wollen. Der Aegypter Cekrops fand Attika bey seiner Ankunft 2630 öde und wüste und dessen Einwohner wild, und wurde der Schöpfer der attischen Kultur. Der letzte König aus cekropischem Stamm war der patriotische Kodrus, nach dessen Tode die Regierungsverfassung aristokratisch wurde.

In Thessalien ließ sich 2633 der kaukasische Deukalion mit Kureten und Lelegern nieder; seine beyden Söhne Hellen und Amphiktyon regierten in Phthiotis und Thermopylä (Lokris). Von Hellens Söhnen und Nachkommen erhielten die Aeolier, Dorer, Jonier und Achäer ihre Namen; der Stamm des Aeolus stiftete die Staaten Elis, Messene und Kalydon. Die Dorer bevölkerten unter Anführung des Tectamus, S. des Kres, die Insel Kreta,

Kreta, welche ungeachtet ihrer frühen Gesetze ungebildet und roh blieb.

Theben wurde erbauet und zum Staate eingerichtet von Kadmus, der aus dem gebildeten Phönicien ungefähr im J. d. W. 2720 in Böotien anlandete, nachdem er zuvor einige seiner Begleiter in Eúbóa, wo sie Chalcis erbauten, zurückgelassen hatte. Er vereinte sich mit den alten barbarischen Bewohnern des Landes und kultivirte sie; ihm wird die Einführung der Buchstaben-Schrift in Griechenland zugeschrieben. Seine Familie starb mit den unglücklichen Brüdern Eteokles und Polynices aus, deren Zwist auch Thebens Zerstörung veranlaßte. Die Stadt wurde von Hellenen wieder erbauet und bevölkert; sie wurde von Königen regiert, bis 3054 Xanthus im Zweykampf das Leben verlor, worauf Theben und Böotien eine demokratische Verfassung erhielt.

Die Geschichte der einzelnen griechischen Staaten zeigt uns, daß die Griechen alle Staatsverfassungen versucht, ihr Gutes und ihr Böses erfahren, und deshalb zum Theil so scharfsinnig darüber nachgedacht und späterhin geurtheilt haben. Anfänglich, als die Nation noch in lauter kleinen Horden lebte, herrschte die patriarchalische Verfassung, der Hausvater war Haupt der Familie, und stand unter dem Oberhaupt seines Stamms. Mit der Vereinigung mehrerer Stämme entstand die sehr eingeschränkte königliche Gewalt. Der König führte

den Vorsitz in den Versammlungen, und war Anführer im Kriege, hatte aber vor seinen Unterthanen nichts zum voraus, als einen etwas größern Acker und bessere Viehweiden. Der Weg zur bessern politischen Verfassung blieb dadurch immer offen, daß wichtige Angelegenheiten in den Volksversammlungen vorgetragen und entschieden werden mußten, und es war ein großer Schritt zur Vervollkommnung derselben, als die Gerichte und Untergerichte, und mit der Zeit Magistrate eingeführt wurden, auf welche endlich die königliche Gewalt überkam.

Die älteste Regierung war also eingeschränkt monarchisch; die ältesten Reiche waren einzelne Städte, welche durch die im herumliegenden Gebiethe neu angelegten, oder durch Eroberungen erweitert wurden; die ältesten und erfahrensten Bürger wählte man zu Königen, welche zugleich Richter, Feldherrn und Priester waren. Das Volk behielt seit den ältesten Zeiten immer Antheil an der Regierung, die Mehrheit seiner Stimmen entschied in den wichtigsten Processen und Staatsgeschäften. Von Athen gilt alles das zeither gesagte; es hatte auch anfänglich Könige mit eingeschränkter Gewalt, und erst Theseus unterwarf sich die bis dahin unabhängigen zwölf Flecken, und zog sie in Einen Staat zusammen. Nach Kodrus Tode wählten die Athener Magistratspersonen (Archonten) auf Zeitlebens, die dem Volke Rechenschaft von ihrer Staatsverwaltung ablegen mußten, und von denen Medon, ein Sohn des Kodrus, der Erste war.

Schon

Schon jetzt, ungefehr 2685, entstand auch das Gericht, oder die Versammlung der Amphiktyonen, anfänglich nur als Verbindung benachbarter kleiner Staaten oder Stämme in Thessalien und Phocis, zur Befestigung der Macht des deukalionischen Hauses; sobald aber dieses durch die Hellenen sich weiter ausbreitete, wurden die Amphiktyonen Gerichtshof für mehrere griechische Völker, und endlich gewissermassen die Generalstaaten Griechenlands bis nach den persischen Kriegen. Jedes Volk schickte alsdann zu dieser Versammlung, welche wahrscheinlich zu Thermopylä gehalten wurde, zwey Deputirte.

Daß Griechenland in den ältesten Zeiten keinen Unterschied der Stände kannte, bedarf keines Beweises; nur Weiber und Sklaven waren von der allgemeinen Gleichheit der Rechte ausgenommen. Die Aeltesten, als die Erfahrensten, wurden am meisten geehrt. Theseus theilte die Athener in drey Klassen; in Vornehme oder Edle, Ackerbauer und Handwerker, zu welcher lezten Klasse alle, die unter den beyden ersten nicht begriffen werden konnten, gezählt wurden. Aus den Edlen wurde der Magistrat gewählt.

Lange vorher, ehe die Griechen für Gesetze empfänglich waren, hatten sie weiter keine Moral, als die, welche ihre Barden in Gesängen vortrugen, und gewisse Hauptgrundsätze, die durch Verbindung mit der Volksreligion gesetzliches Ansehn erhielten. Es waren folgende: 1) die Gränzen sind heilig und un-

verletzlich, und eine eigne Gottheit (Zευς ὁρκιος) bestraft die Uebertreter derselben. 2) der Mord befleckt und zieht göttliche Rache über den Thäter, dessen Familie und oft auch dessen Vaterstadt nach sich. 3) der, welcher vielleicht aus Versehen ein Verbrechen begangen, und sich aus Furcht vor Strafe in Jemandes Schutz begiebt (ἱκετης), darf nicht beleidigt oder verstoßen werden. Ein solcher Flehender trug einen Zweig, warf sich vor seinem Beschützer zur Erde, umfaßte seine Knie, und setzte sich auf den der Hausgottheit geweihten Heerd. Auch über die Beobachtung dieser Sitte wachte eine eigne Gottheit (Zευς ἱκετησιος), und in der folgenden Zeit entstanden hieraus die Asyle. 4) die Todten müssen begraben werden, wovon wir schon oben S. 19 gesprochen haben. 5) Fremdlinge, welche bey Jemanden einkehren, müssen freundschaftlich aufgenommen und nicht beleidiget werden, denn oft wandern die Götter auf der Erde herum und sehen, ob die Menschen diese Pflicht erfüllen; auch bestraft eine besondre Gottheit (Zευς ξενιος) die Verletzer derselben. 6) Der Eyd, die feyerliche Versicherung der Wahrheit mit Aufforderung einer Gottheit zur Rache, wenn es Unwahrheit seyn sollte, muß gewissenhaft gehalten werden, sonst trift den Meineidigen die Rache der darüber gesetzten Gottheiten (Zευς ὁρκιος, Ερινυες und Ὁρκος selbst).

Ich überlasse meinen jungen Lesern, Bemerkungen hierüber zu machen, und die nothwendigen Folgen,

gen, welche diese gesetzlichen Gewohnheiten begleiten mußten, zu überdenken.

In unsrer Periode kennen die Griechen keine andre Rechtspflege, als die Entscheidung nach Gewohnheitsrechten und gesetzliches Herkommen, welche anfänglich den Hausvätern, dann den Königen, und zulezt endlich den Aeltesten oder Magistratspersonen, und in den meisten Staaten dem Volke bey wichtigen Vorfällen überlassen blieb.

Von einer Gesetzgebung haben wir die ältesten bestimmten Nachrichten in Kreta; die Gesetze wurden nicht aufgezeichnet, sondern blos durch das Gedächtniß fortgepflanzt, und weil sie eine Art von Rhythmus hatten, von den Jünglingen auswendig gelernt und oft abgesungen. Minos II., dem Kreta sie verdankte, suchte dadurch Tapferkeit, Freyheitsliebe und Eintracht zu bewirken; deshalb führte er gemeinschaftliche Mahlzeiten ein, befahl, die Jünglinge hart zu erziehen, und beständig in Waffen zu üben, den Ackerbau aber den Sklaven zu überlassen. Diese Gesetzgebung wurde bey der spartanischen zum Grunde gelegt oder nachgeahmt.

Die griechischen Rechte lassen sich unter folgende Klassen bringen. 1) Rechte der Staaten gegen Staaten (jus publicum), nach welchen Religion und ihre Gebräuche allen Griechen heilig war, jeder Einwohner des einen Staats in dem andern (zwischen welchen diese Konvention galt) frey von

Abgaben war, und Schutz und Sicherheit fand, und bey öffentlichen Festen und Feyerlichkeiten ein Staat vom andern dazu eingeladen, und seinen Gesandten der Vorsitz eingeraümt wurde. 2) Kriegsrechte brachten mit sich, daß Tempel verschont, die Todten nach einer Schlacht begraben, und die Trophäen im feindlichen Lande nicht herabgerissen oder verletzt wurden, denn sie waren gleichsam die Erstlinge der Beute, welche man den Göttern heiligte, und gewöhnlich an einen behauenen Baum aufzuhängen pflegte. 3) Landesgesetze bestimmten die Rechte der Obrigkeiten und des Volks, welches in einigen Staaten mehr, in andern geringern Antheil an den Regierungsgeschäften hatte. Kriminalgerichte gehörten durchaus für das Volk; Vortrag hingegen und Auswahl der vorzutragenden Materien vor den Magistrat. Die Staatseinkünfte wurden auf eine sehr einfache Weise durch Erttag oder Abgaben von den Ländereyen erhoben.

Die ältesten Kriege waren Streifereyen, und wurden aus Rachsucht oder Raubbegierde geführt; Eine Schlacht entschied sie; der Ueberwundene war allen Unmenschlichkeiten seines grausamen Siegers ausgesetzt, und mußte entweder Sklave werden, oder jährlichen Tribut geben. Der Krieger lebte von der Beute. Das Kriegswesen war in unsrer Periode eben so unvollkommen, wie alle übrige Einrichtungen der Griechen. Ein Heer war weiter nicht abgetheilt, als nach Stämmen und Familien, welche ihre einzelne Anführer hatten. Anfänglich stritt man blos

zu

zu Fuße, aber im trojanischen Krieg und auch vorher schon auf Streitwagen, sobald die Griechen das Pferd zu bändigen gelernt hatten. Sie hatten Keulen, Streitäxte, Wurf- und Stoßspieße, Schwerd und Schleudern zu Waffen. Erst schützten sie sich mit Thierfellen, und dann mit Helmen und Schildern, welche anfänglich von Leder, dann von dünnen, mit Leder überzogenem Bleche verfertigt wurden.

Wachler.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Bande.)

---

2.

# Kurzgefaßte Uebersicht der gesammten mathematischen Wissenschaften.

## Vorläufig ein Fragment über den Nutzen dieser Wissenschaft für den künftigen Gelehrten.

Artis est, finem certum praeponere, et ad eum omnia dirigere.

Es ist der menschlichen Seele, als einem denkenden Wesen, vorzugsweise vor allen übrigen Mitbewohnern dieser Erde eigen, bey ihren Beschäftigungen sich nach dem Zwecke umzusehen, welchen sie durch ihre Thätigkeit erreichen soll. Mühe ohne Zweck, vergebliche Mühe, kann nur der Thor sich machen; aber ein großes und rühmliches Ziel feuert weise und gute Menschen an, belebt und unterhält ihren Eifer, und vergilt schon durch die Hoffnung des zu erreichenden Guten die Anstrengung unserer Kräfte und die Aufopferung unserer Bequemlichkeit.

Es ist, meine jungen Leser, für Ihr ganzes künftiges Leben nothwendig, daß Sie sich schon früh gewöhnen, bey allem, was Sie thun, einen bestimmten Zweck vor Augen zu haben, und nach demselben, ohne sich durch die Schwierigkeiten hemmen zu lassen,

mit

mit ausdauernder Beharrlichkeit hinzustreben. Suchen Sie sich daher bey Ihren unternommenen Arbeiten zuerst die Absicht zu bestimmen, welche Sie durch dieselben erreichen wollen; suchen Sie sich über den Nutzen derselben zu belehren, so weit Ihnen derselbe erkennbar ist; so weit Ihnen derselbe erkennbar ist, sage ich, denn Sie würden auf der andern Seite wieder unrecht thun und zu viel verlangen, wenn Sie sich keiner Arbeit und Mühe unterziehen wollten, bevor Sie alle daraus fliessende Vortheile vollkommen erkannt hätten.

Einen vollständigen Begriff von dem Nutzen eines Dinges kann man eigentlich nur durch genaue Kenntniß der Sache und durch eigene Erfahrungen, welche man durch die Anwendung derselben macht, erhalten. Wäre nun, wie z. B. hier, von einem wissenschaftlichen Gegenstande die Rede, so muß man sich begnügen, im allgemeinen zu wissen, was kann er nützen? und die vollständigere Kenntniß von dem Fleiße, den man zu seiner Erlernung anwendet, erwarten. So wie es sich mit der Gelehrsamkeit im Allgemeinen verhält, daß man, um ihren Nutzen ganz einzusehen, selbst ein Gelehrter seyn müsse, so verhält es sich auch mit jedem einzelnen Theile derselben.

Ich übernehme es hier, eine allgemeine Uebersicht über einen sehr wichtigen Theil des menschlichen Wissens, über die Mathematik, zu liefern. Durch eine aufmerksame Lectüre dieses Aufsatzes wird zwar der große Nutzen derselben jedem einleuchten, da sie

gewis-

gewissermaßen in alle Geschäfte und Gewerbe eingreift; es giebt aber noch einen andern Gesichtspunkt, wo man sie blos als eine Beschäftigung des menschlichen Verstandes betrachtet, und ich halte es hier nicht für überflüssig, einige Bemerkungen darüber mitzutheilen, wie sie als solche dem künftigen Gelehrten nicht nur sehr brauchbar, sondern selbst unentbehrlich sey.

Von der Unentbehrlichkeit der Mathematik in Ansehung eines großen und wichtigen Theils der zum menschlichen Leben nach unsrer Einrichtung und unsern Bedürfnissen vorkommenden Geschäfte, kann sich jeder leicht überzeugen, wenn er nur die Gegenstände kennt, deren Behandlung mathematische Kenntnisse erfodert. Der Astronom kann sich nur durch ihre Hülfe die Gesetze bekannt machen, nach welchem der Schöpfer des großen Ganzen die Bewegung der Weltkörper geordnet hat; alle seine Beobachtungen würden ohne Mathematik und ohne die Instrumente, welche sie ihm liefert, blos sinnliche Wahrnehmungen ohne Ordnung und Zusammenhang seyn; durch sie aber wird er in den Stand gesetzt, den Lauf der Zeiten genau zu bemerken, wichtige Erscheinungen vorher zu bestimmen, und selbst oft dem Aberglauben eine Larve wegzureißen. Der Geschichtsforscher kann nur durch sie sich manche beträchtliche Schwierigkeit, manchen Widerspruch lösen, welche er in der Dunkelheit des grauen Alterthums findet. Der Geograph mißt nur mit ihrer Hülfe die Gestalt und Größe des Körpers, welcher uns im Raume des Weltalls herum-

umträgt, und bestimmt die Lage und Entfernung der Wohnungen der Menschen. Dem Seefahrer zeigt sie seinen Weg durch das Meer, wo keine Spur ist. Der Forscher der Natur findet im Bau aller organischen Wesen durch die Mathematik überall eine genaue Berechnung aller Kräfte und ihrer Bewegungen und Wirkungen gegen einander, sieht, wie durch die Modification einfacher Gesetze die mannigfaltigsten Erscheinungen hervorgebracht werden, erkennt eine gewisse Einheit in der unendlichen Reihe der Dinge, und findet hier täglich neuen Stoff zur Bewunderung ihres großen Urhebers. Die Staats- und Handelsgeschäfte werden von ihr geleitet, der Krieg bedarf ihrer, und der Künstler und Handwerker verdankt ihr die nützlichsten Erfindungen, und die bequemsten Werkzeuge zu seinen Arbeiten.

Aber wer nun ein anderes Fach gelehrter Kenntnisse zu bearbeiten gesonnen wäre, in welchem er keine Anwendung von den mathematischen Wissenschaften machen könnte, würde auch diesem das Studium derselben nothwendig seyn, würde er dessen nicht entbehren können, wenn er zufrieden wäre, daß jene aus ihr entspriessenden Vortheile doch auf ihn mit übergehen, ohne daß er sich um die Gründe jemals bekümmere, durch welche sie erreicht werden?

Ohne jenen Grund, nach welchem man die Kenntniß der Mathematik deshalb für nothwendig hält, weil man ohne sie die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens nicht zu erkennen im Stande sey, ohne

diesen

diesen hier auszuführen, da er mir für das Jünglingsalter nicht brauchbar zu seyn scheint, wende ich mich gleich zu demjenigen, wo man die der Mathematik eigenen Vorzüge der Vollkommenheit, der Festigkeit und Gewißheit betrachtet, und sie deshalb besonders als Uebungswissenschaft empfiehlt, welches zugleich ihre Brauchbarkeit zur ersten Bildung des künftigen Gelehrten beweisen kann.

Man rühmt vor allen von dem Studium der Mathematik, daß es den Verstand schärfe, und im Denken übe. Die Gegenstände der reinen Mathematik, und selbst in mehr als einer Rücksicht auch der angewandten, existiren blos in Abstracto. Den Körper, die Ebene, die Linie, den Punkt, die Einheit als Grundbegriff der Zahlen, welche alle eine Menge oder gewisse Theile der Einheit sind *), dieses

*) Es leidet zwar diese Erklärung der Zahlen aus der Einheit in Abstracto einigen Widerspruch, allein sie läßt sich auch rechtfertigen. Man würde, sagt man, nach dieser Erklärung des Euklides nicht einmal beweisen können, daß Eins selbst eine Zahl sey. — Man lasse es also unbewiesen, und wir verliehren nichts; denn nach dem Sprachgebrauche ist Eins an und für sich auch nicht einmal eine Zahl, denn was in seiner Art einzig ist, zählt man nicht, und nur die Menge der Einheiten bringt eine Zahl hervor. Ueberdem fodere ich von einer Zahl, daß man alle Operationen der Rechenkunst mit ihr vornehmen könne, und doch ist dieses nur bey zweyen möglich ꝛc.

ses und mehreres suchen wir in der Sinnenwelt nicht auf. Der Lehrling bildet sich demnach gleich anfangs abgezogene Begriffe, und bearbeitet sie mit dem innern Organe des Denkens. Ist er mit diesen Gegenständen bekannt, so bereitet die Mathematik sich ferner in seiner Seele eine Werkstatt zu ihren Arbeiten, indem sie ihm die allgemeinen Grundsätze zeigt, auf welche sie das Gebäude der ihr eignen Wahrheiten aufführen will. Diese Grundsätze aber sind nicht alle ihr besonders eigen, sondern überhaupt das Eigenthum eines jeden vernünftigen Wesens; wir lernen sie daher nicht als neue Begriffe, sondern erheben sie nur aus ihrer Dunkelheit ins deutliche Bewußtseyn, und so erst werden sie uns zur allgemeineren Anwendung brauchbar. Wenn man Grundsätze wie diese: Jede Größe ist sich selbst gleich; das Ganze ist so groß wie alle seine Theile, aber größer wie einige seiner Theile — vortragen hört, so kann es anfangs scheinen, als wenn die sorgfältige Feststellung derselben eine vergebliche Mühe sey, da jeder sagen oder denken wird: das habe ich längst gewußt. Aber wenn man weiß, welch eine Menge von Wahrheiten wir aus uns selbst zu erkennen vermögen, sobald wir etwas gewisses haben, worauf wir sicher fussen können, und daß gerade auf solchen Gründen das ganze große Gebäude der Mathematik beruhet, und die Wahrheit eines jeden Satzes nur aus ihnen erkennbar ist, so wird man es nicht mehr für überflüssig halten, daß wir dasjenige so sorgfältig bestimmen, was eben der Wissenschaft jene Festigkeit giebt,

 welche

welche sie über alle Widersprüche erhebt. Da wir nun bey jedem Lehrsatze, bey der Auflösung jeder Aufgabe und ihrem Beweise immer wieder zu jenen zurückkehren müssen, wenn wir, wie es nothwendig ist, eine vollkommene und unwiderlegbare Gewißheit erhalten wollen; so wird dadurch die Seele auf eine vortrefliche Art geübt. Der Gelehrte sowohl als die Wissenschaften selbst, mit welchen er sich beschäftiget, gewinnen dadurch ungemein viel.

Der Gelehrte, welcher sich so vorbereitet hat, wird, was er seyn soll, ein Denker. Aufgelegt zum Forschen und Untersuchen der Gründe von allen Gegenständen der menschlichen Erkenntniß, unterscheidet er leicht das Wesentliche vom Außerwesentlichen, und sichert sich gegen die Gefahr, die edle Zeit mit den Mikrologien der gelehrten Mode zu verschwenden. Er findet zugleich seinen Geist schon gewissermaßen zu allem vorbereitet, was ihn würdig beschäftigen kann. Gewohnt, bey jeder Wissenschaft ihre allgemeinern Grundsätze aufzusuchen, wird er eben so wohlthätig, wie die Wissenschaften auf ihn gewirkt haben, wieder auf sie zurückwirken.

Sollte es beym Anfange unserer Geistesbildung einen wichtigern Gesichtspunkt geben können, als den, unsern Geist ans Denken zu gewöhnen, da wir ohne die Fertigkeit in diesem Geschäfte der Seele den Hauptzweck unserer ganzen Bildung verfehlen würden? Eben so, wie der Körper schon früh geübt werden muß, wenn er zum Tanzen, Fechten, Reiten und

allen

allen Arten gymnastischer Künste Geschmeidigkeit, und überhaupt eine Leichtigkeit der Bewegungen behalten soll, so müssen wir auch die Denkkraft früh üben, und der steten Thätigkeit des Geistes diejenige Richtung geben, welche sie zu ihrem künftigen Hauptgeschäfte am fähigsten macht *).



*) Aber sollte nicht das frühere Studium der gelehrten Sprachen nothwendiger, und die Lectüre der Alten nicht eben sowohl eine Uebung im Denken seyn, als die Mathematik? Eine kurze Beantwortung dieser Frage, welche schon mehr als einmal ist aufgeworfen worden, ist hier, wenn sie gleich nicht zunächst für den jungen Leser bestimmt ist, doch wohl nicht am unrechten Orte. Was den ersten Theil der Frage betrift, so ist beides, die frühe Erlernung der Sprachen und das frühe Studium der Mathematik so nothwendig, daß ich wenigstens im Allgemeinen nicht zu entscheiden wage, welches es mehr sey. Anein ich glaube auch, daß beides sehr wohl mit einander bestehen könne. Es ist allerdings sehr zu rathen, daß man die Sprachen nicht zu spät lehre, sondern in den Jahren, wo die Organe biegsam sind, und das Gedächtniß die mitgetheilten Begriffe am willigsten aufnimmt. Dieses aber ist weit mehr Uebung des Gedächtnisses, als der Denkkraft.

Daß ferner die Lektüre der Alten uns vielen Stoff zum Denken gewähre, wird niemand läugnen, der sie jemals gelesen hat. Aber diese erfodern erstlich schon eine Kenntniß der Sprache, in welcher sie geschrieben haben. Oder soll man gleich die Sprache von den ersten Elementen an aus ihnen lernen? Dann setzt sie den Schüler ganz unfehlbar in eine Klasse mit seinen Kolloquien

Der größte Theil desjenigen, womit sich der künftige Gelehrte beschäftiget, scheint sich auf Wissen zu beziehen. Allein wenn gleich der Umfang des Wis-

isquien und dem Vestibulum, und das wäre denn, wie Beispiele beweisen können, kein geringer Schade für den guten Geschmack. Berichtigen müssen wir freilich unsre Sprachkenntniß aus ihnen, und sie vollkommner machen, aber nicht von vorn an lernen. Zum andern erfodert die Lektüre dieser Schriften ganz unläugbar eine gewisse Reife des Geistes, einen Vorrath von Sachkenntnissen, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, an den Untersuchungen ihrer Verfasser Antheil zu nehmen, den Schönheiten ihres Vortrages Geschmack abzugewinnen, und den Vorzug solcher Werke zu fühlen, die einem glücklichen Genie ihre Erfindung und dem ausdauernden Fleiße eines großen Geistes ihre Vollendung verdanken. Wer giebt Kindern, welche noch keine wissenschaftliche Bildung haben, die philosophischen Schriften eines Eberhard, Garve, Mendelssohn, die historischen eines Hume, Robertson, Schmidt, die poetischen eines Bürger, Klopstock, Schiller, Wieland — — in die Hände? Niemand; ob wir gleich wissen, daß sie dem Geiste Nahrung, Stoff zum Denken, und in einem sehr hohen Grade Vergnügen gewähren. Aber wir wissen auch, daß sie keine Bibliotheken für Kinder schreiben wollten, und mithin keine Ursach hatten, Dinge, über welche sie reden wollten, darum zu simplificiren oder ganz wegzulassen, weil sie über der Fassungskraft der Jugend liegen. Eben so verhält es sich auch mit den Werken der klassischen Schriftsteller der Griechen und Römer. — — Wer etwas vollständigeres darüber zu lesen wünscht, wird es in des Herrn Professor Michelsens Gedanken über den

gegen-

Wissensnöthigen und Wissenswürdigen ungemein groß ist, und eben so die Summe der Kenntnisse eines Gelehrten es seyn muß, so darf doch ein Hauptzweck seiner Thätigkeit, die Hauptbestimmung sowohl des Menschen überhaupt, als des Gelehrten insbesondere, auf welche seine ganze frühere Bildung ihn schon hinleiten soll, nie aus den Augen gelassen werden. Diese ist: Denken.

Es ist zwar unsere Seele stets geschäftig, sie ermüdet selbst dann noch nicht, wenn das Werkzeug, wodurch sie die Vorstellungen aufnimmt, und ihre Wirksamkeit äußert, wenn der Körper sich schon nach Ruhe sehnt; und da wir derselben keine andere Thätigkeit, als die des Denkens, zuschreiben, so denken wir immer, und man könnte fragen, wozu soll man sich etwas zu erwerben suchen, was man schon hat, und uns in keinem Augenblicke unseres Daseyns ganz fehlen kann? — Allein in dem Sinne, wie wir es hier nehmen müssen, ist Denken von jener allgemeinen Thätigkeit des Geistes, welche uns höchstens zum klaren Bewußtseyn unsers Daseyns bringen kann, sehr verschieden; es ist mit einem andern Worte, welches, obgleich aus einer fremden Sprache entlehnt, doch den Begriff deutlicher machen wird: Meditation, eine Fertigkeit, die lange und anhaltende Uebung erfodert. Durch diese ziehen wir aus der Menge



gegenwärtigen Zustand der Mathematik ꝛc. Berlin 1789 in der zweiten Abtheilung des zweiten Abschnitts S. 227 f. finden.

der Vorstellungen, welche in unserer Seele vorräthig sind, eine oder einige hervor, bringen sie zum deutlichen Bewußtseyn, untersuchen durch Verknüpfung mit andern Vorstellungen ihre Richtigkeit, ihre Brauchbarkeit, ihr Verhältniß gegen die übrigen; suchen die Gründe auf, warum dieses wahr und jenes falsch, dieses gut und jenes böse, dieses vortheilhaft und jenes nachtheilig sey. Das was wir wissen, die eingesammelten Begriffe sind die Materialien, welche der denkende Geist bearbeitet; der reichste Vorrath unseres Gedächtnisses erhält durch dieses Geschäft Leben, und bleibt ohne dasselbe eine todte Kraft.

Als Vorbereitung zur Meditation ist die Gewöhnung zur Aufmerksamkeit unentbehrlich, und auch diesen Vortheil gewähret uns die Mathematik. Wir sind aufmerksam, wenn wir, um unsern Verstand an gewissen Gegenständen zu üben, oder ihn zu bereichern, alle Vorstellungen, welche unsere Betrachtungen stören würden, von uns entfernen, und nur diejenigen allein (um mit einem unserer neuern Philosophen zu reden) vor den Spiegel des Bewußtseyns bringen, die uns zum vorgesetzten Ziele führen. Wir müssen, um alles andere für diese Augenblicke zu vergessen, unseren Sinnen und unserer Einbildungskraft mit der ganzen Kraft der Seele gebieten, nur das zu sehen, zu hören, zu bemerken und zu empfinden, was gerade der Gegenstand unseres Nachdenkens, oder unserer Wißbegierde ist. Die höhere Denkkraft muß durch anhaltende Uebung in den Besitz der Herrschaft über das Empfindungsvermögen gesetzt werden.

Die

Die Mathematik verschaft uns diese Uebung, sobald wir sie mit Ernst zu studiren fest entschlossen sind. Sie erlaubt nicht die geringste Abwesenheit des Geistes bey der Betrachtung ihrer Wahrheiten, und da sie als die strengste Wissenschaft keine Sätze vorträgt, deren deutliche Erkenntniß erst aus der Folge könnte erwartet werden, sondern ein jeder derselben entweder aus sich selbst klar wird, oder seinen Beweis aus vorhergegangenen Sätzen nimmt, so ist ein oberflächiges Studium hier so gut, wie gar keines, denn die mathematischen Kenntnisse sind ihrer Natur nach durchaus gründlich, und diese Gründlichkeit bestehet in der deutlichen Einsicht von der Gewißheit ihrer Lehren, welche man ohne angestrengte Aufmerksamkeit niemals erhalten kann. Je weiter wir fortschreiten, desto mehr strengt sie die Aufmerksamkeit an, indem man nicht blos den Satz, welchen sie vorträgt, für sich, sondern auch zu gleicher Zeit alle diejenigen, von welchen seine Gewißheit abhängt, mit betrachten muß. Wäre es auch nicht der Fall, was doch alle Mathematiker einstimmig behaupten, daß sie für diese Anstrengung unsern Geist mit dem reinsten Vergnügen selbst in der Betrachtung so abstracter Wahrheiten belohne, so verdiente sie doch gewiß als Uebung des Geistes an dieser aufmerksamen Betrachtung der Wahrheit, und dem folgereichen Nachdenken darüber den Fleiß des Jünglings, der jemals auf höhere Geistesbildung Ansprüche zu machen gedenkt.

Die Kraft der Seele, unsere Gedanken nach Willkühr zu lenken, und ihnen eine bestimmte Rich-

tung zu geben, muß schlechterdings geübt werden. Ohne die Fertigkeit, seine Aufmerksamkeit zu fixiren, ist es unmöglich, irgend einen Gegenstand des menschlichen Wissens gehörig kennen zu lernen, unmöglich seine Begriffe zu unterscheiden und zu ordnen; unbekannt mit sich selbst, mit seinen Kräften und Pflichten, ist man ohne dieselbe für die Geschäfte des gemeinen Lebens unbrauchbar; eine reichhaltige Quelle menschlicher Glückseligkeit bleibt uns verschlossen, und selbst das sinnliche Vergnügen eilt ungenossen oder halbgenossen mit den flüchtigen Tagen dahin, das Leben bleibt ein ewiger Traum, dessen Daseyn keine Monumente edler Wirksamkeit und der Erfüllung unserer großen Pflichten bezeichnen werden. Weil der Mangel an Aufmerksamkeit so oft aus der zu großen Geschäftigkeit der Einbildungskraft entstehet, so ist es Pflicht, derselben Grenzen zu setzen, und man muß sich hüten, ihr häufig starke Nahrung zu geben. Es mag immerhin angenehm seyn, durch gewürzte Geistesprodukte das Empfindungsvermögen in eine Art von Rausch zu setzen, aber es nährt den Geist nicht. Muß es nicht ein beklagenswürdiger Irrthum seyn, wenn man den augenblicklichen Genuß des Vergnügens der ruhigen Würde vorzieht, welche uns das Bewußtseyn, unsere Kräfte zum Besten der Menschheit ausgebildet zu haben, verschaffet? Nicht eine unverantwortliche Trägheit, wenn man jede Anstrengung, durch welche wir weiser, besser, gelehrter werden können, scheuet, und sich dagegen müssigen Träumereyen überläßt, die unsern Werth und unsere

Brauch-

Brauchbarkeit nicht vergrößern, sondern uns in unsern eigenen Augen klein machen müssen? Wenn ein ernstes Studium uns im Denken übt, das Talent hebt, und auf eine edle Art wirksam macht, so stumpft hingegen das unaufhörliche Pressen einer bilderreichen Phantasie die Schärfe der Denkkraft ab, lähmt die Spannkraft des Geistes, und löscht das Feuer der Thätigkeit. Und doch ist dieses Erkranken der Seele noch nicht die einzige traurige Folge. Die Gewalt, welche eine verwöhnte Einbildungskraft über den Verstand bekömmt, wird in gewissen Jahren äußerst gefährlich; dann setzen sich Bilder fest, welche die Reinigkeit des Herzens beflecken, und weichen Tugend und alle die mit ihr verwandten Güter, Ruhe des Geistes, Ehre, und jedes des Menschen würdige Glück leicht geopfert wird; wäre aber auch dieses nicht immer der Fall, wie er es doch leider so oft ist, so leidet doch der Körper unter den Geisteskrankheiten mit, das Nervensystem wird zerrüttet, Schwäche, verbunden mit Unmuth und schwarzer Melancholie begleitet den armen Gegenstand des Mitleidens bis hin an sein — vielleicht auch frühes Grab! —

Diese Betrachtungen, die hier eine Stelle erhielten, weil sie, wie ich glaube, in einem Buche, welches der Lectüre der Jugend bestimmt ist, nirgends am unrechten Orte stehen können; diese Betrachtungen, nicht aus der Erfindungskraft, sondern aus sichern Beobachtungen hergenommen, können stärker, wie irgend etwas, dem Jünglinge die frühe Wahl

eines ernsten Studiums empfehlen, welches, wenn er sich demselben mit treuem Eifer widmet, seine Anstrengung durch ein erhabeneres und des denkenden Geistes würdigeres Vergnügen belohnet. Doch würde man sich irren, wenn man dieses Vergnügen gleich zu Anfang erwartete. Keine Mühe, welche wir übernehmen, trägt ihren Lohn vor sich, er folgt ihr; und die höheren Vergnügungen des Geistes, welche aus der Bildung desselben entsprießen, haben überdem noch das Eigene, daß sie dem Ungebildeten nicht einmal verständlich sind, weil eben jene Bildung uns erst Sinn oder Empfänglichkeit dafür mittheilen muß.

Wenden wir aber ferner noch unsern Blick auf die Gegenstände, welche die Mathematik, besonders die angewandte, bearbeitet, so enthalten auch diese Bewegungsgründe genug, welche uns reizen, ihr unsern Fleiß und unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Sie beschäftiget sich nemlich ihrem ganzen Umfange nach mit Kenntnissen, welche keinem Menschen, der auf gelehrte Bildung Ansprüche machen will, ganz unbekannt bleiben dürfen.

Sie ists, welche in den Plan der Schöpfung eindringt, uns den großen Bau des Weltalls wie in einem Grundrisse zeigt, die Anlagen entdeckt, welche der große Baumeister machte, und die Gesetze, die er sich bey der Ausführung jener vorschrieb. Ueberall, im ungemessenen Raume, in den Fernen aller Sonnen und den Bahnen, welche die Weltkörper durchlaufen; im menschlichen, im thierischen Körper, im

Pflan-

Pflanzenbau über und auf der Erde, und selbst in ihrem Schooße finden wir, wenn wir durch die Hülfsmittel, welche die Mathematik uns darbietet, und mit der Aufmerksamkeit, welche sie uns lehrt, beobachten, die schärfsten Berechnungen, nach welchen gewisse allgemeine Grundkräfte der Natur auf die Bewegung und Erhaltung der Körper, auf die Zusammensetzung der ersten Grundstoffe angewendet sind. Und durchschauen wir gleich niemals ganz die Geheimnisse der Natur in ihrer unergründlichen Tiefe, lernen wir gleich niemals ganz den großen Plan verstehen, nach welchem Alles ist und fortdauert, so ist doch schwache Ahndung der Gedanken, und Entwürfe jenes dem endlichen Verstande nie erreichbaren Wesens die höchste Stufe, welche der Mensch aus seinem Standpunkte auf Erden erreichen kann — sie ist ein Hauptzweck seines Daseyns, wahre Annäherung zu Gott!

Der Forscher der Natur, der, wenn er seinen Zweck erreichen will, keinestheils der Mathematik zu seinen Untersuchungen entbehren kann, genießt daher das vollkommenste Vergnügen, dessen der Mensch fähig ist, in der Anschauung der erhabensten Wahrheiten, und gründet seine Nutzbarkeit und seinen Ruhm auf die Entdeckung neuer Eigenschaften der ihn umgebenden Dinge. Denn die Natur bleibt uns ewig neu; sie ist eine so reiche Quelle von Beschäftigung für den menschlichen Verstand, sie läßt stets so viel zu untersuchen und zu erfinden übrig, daß der

Fleiß

Fleiß aller folgenden Jahrhunderte dieselbe nie erschöpfen wird.

Kann man aber zweifeln, daß dieses die würdigste Beschäftigung für den Menschen sey, wenn man bedenkt, daß Bildung unsers Geistes zu höherer Vollkommenheit die Absicht unseres Aufenthalts auf Erden sey? daß uns der Schöpfer darum einen Weltkörper mit Millionen Wundern angefüllt zur Wohnung eingab, um unsern Verstand an ihrer Betrachtung zu üben? — Und dieses ist der Weg, auf welchem wir lernen können, daß es noch höhere Kenntnisse giebt, Geheimnisse für den Bewohner der Erde, welche vielleicht nur dem Weisen die Ewigkeit dereinst entschleyern kann. — —

Wird nun durch das Studium der Mathematik die Denkkraft gereift, oder das Meditationsvermögen geschärft und erhöhet, wird zu gleicher Zeit die Aufmerksamkeit geweckt, wird unser Geist zu edlen Beschäftigungen hingezogen, und für seine Anstrengung durch das Vergnügen, welches nur vernünftigen Wesen bestimmt ist, belohnt — so muß alles dieses endlich noch, wie auf unsern Verstand, auf unsere Thätigkeit und die sämmtlichen Geschäfte, welche in unserm Wirkungskreise liegen, so auch auf unser Herz und unser moralisches Verhalten einen überaus wichtigen Einfluß haben. Denn nur durch Uebung geschärftes Nachdenken macht es uns möglich, in die Tiefen unseres eigenen Herzens zu blicken; nur durch die aufmerksamste Beobachtung unserer selbst können

wir

wir es erreichen, nie uns selbst zu vergessen, und stets nach Grundsätzen zu handeln; und in der That, derjenige muß an edle Beschäftigungen gewöhnt seyn, und höhere Freuden kennen, welcher in den Jahren, wo die stürmischen Leidenschaften erwachen, sich enthalten soll, dem großen Strome zu folgen, und sich jenem gefährlichen Rausche des sinnlichen Vergnügens zu überlassen, durch welchen so oft die schönsten Hoffnungen auf ewig zernichtet werden.

---

3.

## Geschichte der Cimbern und Teutonen,

### der ersten Nordischen Völker, welche in das Römische Reich einbrachen.

Die Griechen und Römer, die gebildetsten Völker des Alterthums, die in den meisten Fächern der Wissenschaften schon beträchtliche Fortschritte gethan hatten, die selbst mit der Erdbeschreibung nicht unbekannt waren, hatten nur dunkle Begriffe von den Ländern, die jenseits des schwarzen und Caspischen Meeres, und über der Nordseite der Donau lagen, und von den Völkern, welche diese Erdstriche bewohnten. Alle Nationen, die über die Donau hinaus wohnten, hießen Sarmaten, so wie alle, welche nördlicher, als das schwarze Meer sich ausgebreitet hatten, mit dem Namen Scythen oder Hyperboreische Völker belegt wurden. Der Name Germanier, den sie allen Völkern des heutigen Deutschlandes, Dänemarks und Schwedens beylegten, wurde ihnen zuerst hundert Jahre vor Christi Geburt bekannt. Unterhaltend, obgleich zuweilen lächerlich ist alles das, was uns z. B. Herodot von allem, was in diesen nörd-

lichen

lichen Gegenden seyn sollte, erzählt. Er redet unter andern von einem Lande, wo immer eine Menge Federn in der Luft fliegen, und denkt sich gewiß Schneeflocken, von einem andern, wo die Bewohner Bocksfüße, oder auch wohl ein Auge hätten. Jenseits des schwarzen Meeres sollte sogar eine Nation wohnen, die er Pygmäer nennt, und beschreibt sie so klein, daß sogar Kraniche ihnen einen offenbaren Krieg angekündigt hätten.

Alles dieses zeigt von der großen Unwissenheit, worin man damals in Ansehung aller nördlichen Gegenden, bey allen übrigen Kenntnissen, war. Allein auf einmal ereignete sich eine Begebenheit, welche den Römern und Griechen eine ganz andere und richtigere Idee von diesem Theile unsers Erdbodens beybrachte.

Ungefähr 113 Jahre vor Christi Geburt, oder jetzt vor 1904 Jahren kam auf einmal die Nachricht nach Rom, der damaligen Beherrscherin der Welt, daß an der nördlichen Seite der Donau ein großes unbekanntes Volk mit Weibern und Kindern sich zeige, das alles vor sich her niedergeschlagen habe, und in das Römische Gebiet einzufallen drohe. In Rom beschrieb man diese Leute als Riesen, die alle 7 Schuh und drüber hoch wären, blaue Augen und rothe Haare hätten. Woher diese Leute kamen, wußte Niemand; außer, daß sie aus einer sehr nördlichen Gegend, erstaunlich wild und kriegerisch wären, und sich von rohem Fleische nährten. Noch jetzt wissen wir nicht,

aus

aus welchem Lande diese Leute kamen, ob aus Pohlen, Rußland, Deutschland oder Dänemark; alles ist ungewiß. Sie nannten sich Cimbern, Teutonen und Ambronen. Die Römischen Schriftsteller haben uns sogar die Namen ihrer Anführer aufbehalten, obgleich diese Namen zu Römisch klingen, als daß wir sie für ganz ächt halten könnten. Bey den Cimbern hießen sie Lucius, Claudicus, Ceforix und Bojorix, und der erste Fürst der Teutonen hieß Theutoboch. Dieser letzte war ein überaus großer Mann, der über alle seine Landsleute, die doch sieben Fuß hoch waren, hervorragte. Dabey war er so agil, daß er über vier Pferde wegspringen konnte. Dies ist ein Vorzug, wodurch sich noch jetzt alle an den Stand der Wildheit gränzende Nationen auszeichnen, der den heutigen Nord-Amerikanern eben so eigen ist, wie andern wilden Nationen in Afrika.

Ohne Kenntniß der Länder, in welche sie kamen, ohne alle Kriegskunst, ohne Begierde, eigentliche Eroberungen zu machen, fielen sie nicht gleich ins Römische Gebiet ein, das jetzt ohne Bedeckung war; sondern sie suchten nur Raub, um ihren gegenwärtigen Bedürfnissen abzuhelfen. Vermuthlich legte ihnen auch der Uebergang über die Donau in dem heutigen Ungarn zu viele Schwürigkeiten in den Weg, sie zogen sich also längs diesem Flusse hinauf in das heutige Baiern, das schon damals die Bojer bewohnten. Ein ungeheurer Wald theilte zu dieser Zeit Germania in 2 Theile, deren einer auf der südöstlichen,

und

und der andere auf der nordwestlichen Seite lag. Von dem jetzigen Schwarzwalde an durch Schwaben, die Oberrheinischen Länder, Nieder-Sachsen und Ober-Sachsen hinauf, erstreckte sich dieser Wald bis an die äußersten Grenzen von Preußen, und war unter dem Namen des Hercynischen Waldes nachher den Römern bekannt. Auf der Süd-Ostseite desselben wohnten die Bojer, ein damals tapferes und muthiges Volk, bis an die Donau hinab. Alle Völker, zu denen die Cimbern kamen, hatten sie nicht unterjocht, sondern in Wälder und Gebirge gejagt; aber hier fanden sie den ersten thätigen Widerstand; ja die Bojer waren so glücklich, diese wilden Barbaren zu verjagen. Diese zogen sich nun weiter an der Donau wieder hinunter in die Römischen Provinzen.

Alle Länder, durch welche sie kamen, wurden von ihnen geplündert, alles aufgezehrt, was sie fortschaffen konnten, nahmen sie mit, das übrige wurde verdorben oder verbrannt; aber selbst dies verursachte, daß die Lebensmittel bald fehlten, und sie waren gezwungen, noch nicht verheerte Gegenden zu suchen. Dies trieb sie auch hier über die Donau, und nun stießen sie zum erstenmale auf Römische Legionen. Sie waren bis Norcia, einer Stadt in Illyrien, dem heutigen Dalmatien, Croatien und Sclavonien, vorgerückt, wo eine Römische Armee unter dem Consul Papirius Carbo stand. Die Cimbern, die eben nicht gewohnt waren, einem Feinde auszuweichen, begannen gleich die Schlacht, griffen die Römischen Legio-

nen an, und siegten. Nähere Umstände dieser Schlacht haben die Römischen Schriftsteller uns nicht aufbehalten, wir wissen also blos, daß die Römer hier zum erstenmale von diesen Nordleuten geschlagen wurden; ein wirksamer Antrieb für die künftigen Schwärme, die der Norden ausgoß; die nun sahen, daß die Römer, diese gefürchteten Krieger, nicht unüberwindlich waren, ja hier einem Heere Barbaren weichen mußten, das ein deutsches Volk schon von seinen Grenzen zurückgetrieben hatte.

Wäre Römische oder Griechische Kriegskunst bey diesen Barbaren gewesen, wäre es ihr Plan gewesen, Eroberungen zu machen: dann würden sie sogleich in das Herz des Römischen Staats eingedrungen seyn, sie würden Rom bedrohet haben, um dieses erste Schrecken, das sie den Römern eingejagt hatten, zu benutzen. Allein wahrscheinlich wußten sie noch nicht, daß ein Rom in der Welt war, und wohin der Zufall oder eine nahe Beute sie warf, dahin zog sich ihr unordentlicher Hause.

Nicht nach Rom zogen sie sich, sondern westwärts durch Tyrol, Savoyen in die Schweiz, oder Rhätien und Helvetia, wie diese Länder damals hießen. In der Schweiz fanden die Cimbern und ihre Verbündeten zwar Einwohner; allein arme rohe Wilde, die noch mit den ersten Künsten des Lebens unbekannt waren; nichts hatten, als elende Hütten und etwas Vieh; nichts wußten, als ihre Kühe und Schweine hüten, und allenfalls auf die Jagd gehen. Nicht

frucht-

fruchtbare Thäler, nicht weidenreiche Hügel und Berge, wie jetzt, waren hier; sondern Moräste und Sümpfe füllten die Thäler, und nackte Felsen oder dichte Wälder deckten die Berge. Dieses Land konnte für die damaligen Bewohner der Schweiz nicht die Reize haben, die es nun hat; sondern gern wären sie in das schönere Gallien übergegangen. Bey dieser Stimmung ihrer Gemüther kamen die Cimbern zu ihnen. Diese hatten ein ganz anderes Ansehn; denn diese Barbaren waren durch Plünderungen und Beute reich geworden, hatten Gold und Schätze in Menge, und waren mit allen Arten von Lebensmitteln versehen, die sie andern Völkern abgenommen hatten. Dies bestimmte viele von den Helvetiern zu dem Entschluß, sich mit den Cimbern zu vereinigen, ihr rauhes und kaltes Vaterland zu verlassen, die Beschwerden des Kriegs, aber auch die Beute mit ihnen zu theilen. Ein Stamm dieser Helvetier, die Tiguriner, von denen der Canton Zürch noch jetzt den Namen führt, brach wirklich mit Weib und Kind auf, nahm mit, was er konnte, und verstärkte den schon ungeheuern Schwarm um 6 bis 10000 Mann. Die Cimbern glichen einem Schneeball, der von einem hohen Gletscher herabrollet; zuerst nur ein kleiner Ball rollet er über den lockern Schnee hin, immer hängt sich mehr an, er wächset immer durch sein Rollen, und wird endlich so groß, daß er Städte und Dörfer im Thale bedeckt. So auch die Cimbern. Vielleicht zog nur ein kleiner Haufe aus seinen Wohnsitzen verdrängt von den Ufern des Dnprs aus, mehrere

Landsleute stießen zu ihm, Teutonen und Ambronen kamen auf dem Marsche hinzu, und die Tiguriner vergrößerten die schon ungeheure Menge, die nun, nach den Römischen Schriftstellern, über 200000 Mann betrug. Rechnet man hiezu noch Weiber, Kinder und Greise; so mochten sie füglich eine Million ausmachen. Jede dieser Nationen focht zusammen, jede hatte ihre besondern Anführer, deren wir schon einige genannt haben, außer dem Heerführer der Tiguriner, der Divico geheißen haben soll. Der ganze Schwarm zog nun über den Rhein, und brach in Frankreich, das damals Gallia transalpina hieß, ein.

Die Einwohner Galliens hatten diesen Leuten nichts gethan, das ihnen ein Recht gegeben hätte, zu plündern, ja wohl gar deren Städte und Dörfer anzuzünden, und sie selbst niederzuhauen, Leute, die vorher nicht einmal den Namen der Cimbern gekannt hatten. Die Cimbern aber hatten so wenig Begriffe von Moral und Völkerrecht, daß sie alle für Feinde erklärten, bey denen eine gute Beute zu machen war.

Gallien hatte damals eine ganz andere Gestalt, als gegenwärtig. Im nördlichen Theile waren zwar Städte und Dörfer; aber bey weitem noch nicht so groß und zahlreich, wie jetzt. Große Wälder, ungeheure Sümpfe, nahmen einen großen Theil Landes weg, und zum Theil wohnten die Leute noch in einzelnen Hütten zerstreuet. Die vielen kleinen Völker, die hier wohnten, waren alle noch unabhängig, und hatten kein gemeinschaftliches Oberhaupt. Etwas

besser

besser sah es im südlichen Gallien aus. Hier herrschten schon die Römer, die durch Künste und Wissenschaften und eine bessere Regierungsform die Gallier schon mehr verfeinert hatten. Am Ausfluß der Rhone war von einer griechischen Völkerschaft schon Marseille oder Massilia erbauet, worin Handlung, Künste und Gelehrsamkeit blühten. Dies war das Land, worin sich die Cimbern zu bereichern suchten. Ihnen widersetzten sich zwar einzelne Völker; aber die wilden und tapfern Cimbern schlugen und verjagten alles, was ihnen entgegen kam. Vielleicht hätten die Gallier sie zurücktreiben können, wenn sie nur frühzeitig sich vereinigt hätten; einzeln aber war es den Nordländern leicht, mit ihrer Menge sie zu erdrücken. Einige von den Einwohnern Galliens vergaßen so sehr ihren eigenen Vortheil, ihre Selbsterhaltung, daß sie sich mit den Cimbern vereinigten, um ihre Landsleute, mit denen sie in ewigen Streitigkeiten lebten, zu unterdrücken. Allein so sehr vergißt der Mensch sich selbst, wenn Haß gegen andere ihn beseelt. Gallien wurde nun geplündert und verheert, und unsägliche Beute machten diese rauhen Barbaren. Unterdrückt und beraubt wurden die, welche sich ihnen widersetzten; aber unterdrückt und beraubt wurden auch die, welche ihnen die Hand boten; denn bald fanden die gierigen Teutonen nichts mehr bey ihren Feinden. Zu spät bereueten nun die einfältigen Gallier ihre Verbindung mit einer Nation, die weder Recht noch Billigkeit kannte. In den Städten, wohin die Gallier flüchteten, wurde die Noth

zum Theil so groß, daß man sich entschließen mußte, alte Leute zu tödten, und — mit Schaudern schreibe ichs — zu essen.

Ein Volk nur, die Bewohner der jetzigen Niederlande, war stark und muthig genug, sie mit den Waffen in der Hand von ihren Grenzen zurückzutreiben. Sein Name ist werth, in der Geschichte aufbehalten zu werden; denn es wehrte sich auch lange unter einem ihrer Anführer Avilis gegen die Römer, und lange behauptete es seine Freiheit gegen diese übermächtigen Usurpatoren. Belgier war der Name dieser edlen Nation.

Als die wilden Cimbern den nördlichen Theil von Gallien fast ganz verwüstet und verheeret hatten, schickten sie Gesandte an den Römischen Consul Silan, der sich damals gerade in Gallien aufhielt, um diesen um ein Stück Landes, wo sie sich niederlassen könnten, zu ersuchen. Das erste Zeichen eines Planes, den diese Leute bey ihrem Herumziehen hatten, den ihnen aber mehr das schöne Klima Frankreichs eingegeben zu haben scheint, als daß man glauben könnte, daß sie in dieser Absicht ausgezogen wären. Silan weigerte sich; sie aber antworteten, was er ihnen nicht freywillig geben wolle, würden sie sich mit Gewalt nehmen. Silan schlug es ihnen dennoch ab, und nun war der Krieg erklärt.

Die Cimbern hielten, was sie gedrohet hatten, sie drangen ins Römische Gebiet, und ließen jenseits des Rheins in Schwaben ihr Gepäcke mit einem Heer

von

von 6000 Mann, das aus den Aluatikern, einem andern Volke, das sich mit ihnen vereinigt hatte, bestand. Diese sind nie über den Rhein gekommen, sondern sie blieben gleich da. Dies ist doch ein schwaches Zeichen, daß die Cimbern während ihres Aufenthaltes unter gesittetern Völkern etwas von der Kriegskunst gelernt hatten; denn diesen Haufen ließen sie blos in der Absicht zurück, um den Rückzug sicher zu haben. Zugleich aber zeigt es doch auch, daß sie schon von der Tapferkeit und Macht der Römer gehört haben mußten, denn wir finden keine Spur, daß sie bey einem andern Volke, mit dem sie Krieg führten, diese Vorsicht gebraucht hätten.

Silan marschirte ihnen sogleich mit einer Legion entgegen, war aber viel zu schwach, um auch mit den besten Soldaten dieser Menge Stand halten zu können. Dessen ungeachtet ließ er sich mit ihnen in ein Treffen ein; wurde aber überwunden, fast die ganze Legion, die über 6000 Mann ausmachte, gieng zu Grunde, und er selbst mußte sich durch die Flucht retten. Nähere Vorfälle von dieser Schlacht sind nicht bis auf uns gekommen, noch weniger der Ort, wo sie vorgefallen ist. Wahrscheinlich an dem nördlichsten Theile der Rhone, nach dem Genfer See hin. Fünf Jahre nachher wurde Silan wegen seines ganzen Verfahrens in Rom angeklagt, weil er die ganze Ursache des Kriegs gewesen sey. So sehr beurtheilt man das Verhalten eines Mannes nach dem Erfolge, ein Urtheil, das unter allen das unbilligste ist. Wäre

Silan glücklich gewesen, und hätte er die Cimbern vertreiben können, dann würde ein Triumph seinen Sieg belohnt haben; nun aber war gerichtliche Verfolgung der Lohn des Betragens, das alle Billigung verdient, das vielleicht ausgenommen, daß er diese Leute zu sehr verachtete, und mit einer Legion sie zu zwingen hoffte. Doch das Volk sprach ihn von der Schuld frey.

In Gallien hatten nun die Cimbern alles, was ihnen Widerstand gethan hatte, niedergeschlagen, die Belgier ausgenommen; selbst die Römer hatten zum zweitenmale ihnen weichen müssen. Sie verfolgten aber wieder ihre Siege nicht, verfolgten die Römer nicht weiter; sondern blieben noch zwey Jahre in Gallien, um die schönen Gegenden und Ländereyen des südlichen Theiles zu genießen, und ließen die Römer von neuem Truppen sammeln.

Hier ist vielleicht der schicklichste Ort, um einiges von der Lebensart dieser Nordländer beizufügen; aber, leider! beruhet alles auf Muthmaßungen, da die Römer, denen wir allein ihre Geschichte verdanken, davon schweigen. Wahrscheinlich lebten sie in Zelten von Thierhäuten, oder auch in Hütten haufenweise, wie die jetzigen Tataren, in Lagern zusammen. Sie raubten andern, was sie zu ihrem Unterhalte nöthig hatten; bekümmerten sich aber selbst weder um Ackerbau, noch Viehzucht, noch sonst etwas. Höchstens beschäftigten sie sich mit der Pferdezucht; denn dies scheint ihre Cavallerie zu beweisen.

Einige

Einige Künste inzwischen scheinen ihnen doch bekannt gewesen zu seyn; weil sie nach dem Zeugniß der Römer eiserne Waffen, polirte Helme, oder auch wohl die Haut von Thierköpfen führten, die mit großen Federbüschen geschmückt waren. Da sie aber nicht alle polirte Helme, sondern viele statt deren auch Thierköpfe trugen: so könnte es auch seyn, daß sie diese den Völkern, die sie schon ausgeplündert hatten, geraubt hatten. Kannten sie aber schon die Kunst, Eisen zu bearbeiten, so glichen sie in allen Stücken den heutigen Tataren, und desto wahrscheinlicher ist ihre Abkunft vom Dnpr und schwarzen Meere her.

Auf diese Weise brachten sie beynahe zwey volle Jahre in Gallien zu, bis ein Römischer Consul, L. Cassius, sie angriff. Seine Armee bestand aus 2 Legionen oder 12000 Mann, nebst einigen Bundesgenossen, welche etwa 24000 ausmachten, und von zwey Legaten commandirt wurden. Er griff zuerst die Tiguriner besonders an, und jagte sie an der Rhone hinauf bis an den Genfer See. Am Genfer See aber kamen die Cimbern, Teutonen und Ambronen hinzu, die den Consul nebst seinen zwey Legionen schlugen, und bis in sein Lager verfolgten. In diesem Treffen blieb einer von den Legaten, L. Piso, der schon einmal Consul gewesen war. Im Lager, das die Römer immer mit einem Wall von Erde befestigten, vertheidigten sich die Römer noch. Auf Anrathen des andern Legaten, C. Publius, capitulirte der Consul mit den Feinden, und erhielt freyen Ab-

zug, mußte aber nebst seiner ganzen Armee unter das Joch, Geißeln geben, und die Hälfte von den Habseligkeiten seiner Armee den Cimbern ausliefern. Die erniedrigende Gewohnheit, überwundene Feinde unter einem Joche hindurch gehen zu lassen, hatten die Cimbern wahrscheinlich von den Römern, so wie einst die Samniten, gelernt, und ergriffen sie jetzt, um jene mit ihren eignen Sitten zu beschimpfen. Diese Gewohnheit bestand blos darin, daß die Ueberwundenen unter einem niedrigen Gestell wegkriechen mußten, das mit unsern Galgen einige Aehnlichkeit hatte.

An dieser so schimpflichen Capitulation war blos C. Publius Schuld, der auch deshalb in Rom angeklagt wurde, aber eher entfloh, ehe man ihn zur Strafe ziehen konnte.

Welche Sensation müssen nicht so viel wiederhohlte Siege in Rom gemacht haben? Und dem Zeugniß einiger Schriftsteller nach war auch alles in Angst und Schrecken; man vergaß alle andere Angelegenheiten, um sich besser gegen diese fürchterlichen Feinde vertheidigen zu können. Nun war es aber beynahe zu spät, den Fehler wieder gut zu machen, welchen die Römer im Anfang des Krieges begangen hatten. Denn ein Fehler war es doch immer, daß sie eine so ungeheure Menge so wenig achteten, und mit 6000-7000 Mann unter dem Silan sie vertreiben wollten. Hätten sie gleich anfangs eine hinlänglich starke Armee ihnen entgegen geschickt; dann wäre dieser Krieg bald zu Ende gewesen.

In einer dritten Schlacht der Cimbern mit den Römern wurden letztere abermals besiegt. Der Anführer der Römischen Armee war M. Aemilius Scaurus, ein Legat des Consuls. Sein ganzes schönes Heer wurde zerstreuet, und er selbst gefangen genommen. Während seiner Gefangenschaft fragten ihn die Cimbern: ob, und auf welche Art sie über die Alpen gehen könnten, um die Hauptstadt des Römischen Reichs anzugreifen. Dieser patriotische Römer aber, der schon einmal Consul gewesen war, widerrieth es. Die Römer wären unüberwindlich, sagte er, besonders in ihrem eigenen Lande, und es wäre äußerst gefährlich, über die Alpen zu gehen. Diese so wahre Antwort, denn der Ausgang des Krieges bestätigte sie ja, zog ihm von einem Anführer oder König der Cimbern Bojorix den Tod auf der Stelle zu. Gewiß sah es dieser edle Römer vorher, daß eine so unangenehme Antwort ihm von diesen wilden Unmenschen den Tod zuziehen würde; aber er hielt es für rühmlicher, einen Versuch zu machen, die Cimbern von seinem Vaterlande abzuhalten, als aus Furcht vor einem gewissen Tode sein Vaterland zu verrathen.

Das außerordentliche Glück der Cimbern, ihre Grausamkeit gegen überwundene Feinde, und das Unglück der Römer bewogen mehrere Völker, die bisher mit den letztern verbunden waren, von diesen abzufallen, und mit jenen gemeinschaftliche Sache zu machen. So vereinigte sich mit den Cimbern ein Gallisches Volk, das in der Gegend des heutigen

Tou-

Toulouse wohnte, und Tectosagi hieß. Auf diese Nachrichten schickte man von Rom aus zwey Generale mit Kriegsheeren nach Gallien. Dies geschah schon im Jahr 106 vor Christo. Die Generale waren M. Manlius der Consul, und Servilius Caepio der Proconsul von Gallien. Zuerst griffen die Römer die Tectosagi in ihrem Gebiete an, belagerten und eroberten deren Hauptstadt Tolosa, und plünderten sie rein aus. In dieser Stadt sollen die Römer noch die Beute gefunden haben, welche einst Brennus aus dem Tempel zu Delphi mitgebracht haben soll. Aber nichts sieht einer Fabel ähnlicher. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß Brennus nach Delphi gekommen seyn sollte, wenigstens lieset man es nirgends; und dann, wie sollte diese Beute nach Tolosa gekommen seyn? Die Gallier, welche einst 365 Jahr nach Roms Erbauung diese Stadt eroberten und verbrannten, waren wahrscheinlich aus Gallia cisalpina, oder der jetzigen Lombardei. Eine ansehnliche Menge Gold und Silber mochten die Römer hier wohl finden; aber ob es gerade vom Brennus herkam, das ist die Frage. Cäpio schickte diesen Schatz nachher nach Marseille; ließ aber durch Vertraute die Wache niedermachen, und ihr das ganze Geld abnehmen.

Inzwischen schickten die Cimbern Gesandte an den Manlius, und ließen um Frieden bitten, der Consul schlug ihn aber ab. Die Foderungen der Cimbern waren für die Römer entweder zu übertrieben, oder der Römische Stolz wollte in seinem eignen Gebiete

biete kein freyes und unabhängiges Volk leiden. Dieser Schritt zeigt aber von Seiten der Nordländer doch, daß sie entweder des beständigen Krieges überdrüßig waren, oder daß sie schon anfingen, die Römer, welche nun ernstlichere Zurüstungen machten, zu fürchten. Das sanftere Klima des mittäglichen Galliens mochte auch schon das seinige beygetragen haben, sie selbst sanfter zu machen. Ihr Körper war vielleicht schon für ein ruhiges Leben empfänglicher geworden; denn dieses ist immer die Wirkung einer wärmern Luft. Vielleicht hatten sie auch mit den Römern schon kleinere Gefechte gehabt, welche ihnen von der Tapferkeit der Römer höhere Begriffe beygebracht hatten; denn die Römer erzählen uns blos die wichtigern und entscheidendern Schlachten, die kleinern Vorfälle verschweigen sie. Alles dies konnten vielleicht Bewegungsgründe für die Cimbern seyn, den Frieden zu wünschen. Allein er war nun einmal ausgeschlagen, und es mußte zu einem Haupttreffen kommen.

Die Schlacht begann auch wirklich 105 Jahre vor Christi Geburt. Dem Cäpio, der aus schändlichen Gründen dem Manlius stets entgegen gewesen war, ihm alle mögliche Hindernisse in den Weg, aber eben dadurch den Grund zum Verlust der Schlacht gelegt hatte, und jetzt mit seiner Armee voran war, gingen die Ambronen entgegen, und gegen den Manlius rückten die Cimbern, Teutonen und Tiguriner an. Das Treffen war fürchterlich; denn es

kostete,

kostete, wie Römer versichern, 80000 Römern das Leben. Schade ist es, daß wir die nähern Umstände dieser Schlacht nicht wissen, die gewiß interessant und wichtig seyn müssen. Nicht einmal den Ort kann man angeben, wo dieselbe vorgefallen seyn muß; wahrscheinlich über dem Zusammenfluß der Rhone und Saone. Eine Schlacht aber, worin 80000 Menschen bleiben, wenn diese Angabe anders richtig ist, haben die neuern Zeiten nicht leicht aufzuweisen; ein Beweis, daß die Erfindung des Pulvers nicht so viel Böses als Gutes gestiftet hat. Einige Schriftsteller rechnen zu diesen 80000 noch 40000 an Troß und Marketendern, und nach ihrem Zeugniß sollen von der Armee der Römer kaum 10 Mann übrig geblieben seyn. Unter den Erschlagenen befanden sich auch die beyden Söhne des Consul Manlius. Das ganze Römische Lager kam in die Hände der Feinde, die alles zerstörten und in die Rhone warfen, und vor Wuth nichts von Beute, aber auch nichts von Gnade wissen wollten.

Wenn man 80000 und 40000 Mann zusammenrechnet: so kommt eine Summe von 120000 Mann heraus, eine fürchterliche Anzahl, an deren Richtigkeit man billig zweifelt. Die ganze Armee scheint bey weitem nicht so stark gewesen zu seyn; denn sie bestand aus 3 Legionen. Jede Legion zu 6000 Mann gerechnet, macht 18000, wozu denn noch einmal so viel Bundesgenossen kommen mochten; also in allem 54000 Mann; mithin konnten keine 120000

oder auch nur 80000 bleiben. Daß nur 10 Mann davon gekommen seyn sollten, ist eben so unglaublich.

Die Nachricht von dieser Niederlage erregte ein solches Schrecken in Rom, als man kaum haben konnte, als Hannibal die Thore der Stadt bedrohete. Eltern weinten um ihre Kinder, Schwestern um ihre Brüder, und Frauen um ihre Gatten. Der Tag der Schlacht war für immer ein unglücklicher Tag, an dem man keine wichtige Angelegenheit vornehmen konnte. Und die Römer hatten auch Ursach, sich vor den Cimbern eben so sehr, und vielleicht noch mehr zu fürchten, als vor Hannibal. Denn theils waren sie eben so tapfer und glücklich, als Hannibals siegende Truppen immer seyn konnten; theils war ihr Heer weit größer, als das des Hannibals; theils waren die Carthager gesitter und menschlicher, als diese rauhen Wilden. Allein, was den Römern ihre Furcht zum Theil hätte benehmen können, war der Mangel einer ordentlichen Kriegskunst, die man bey diesen Barbaren antrift. Aber dies wußten oder glaubten die Römer nicht, und daher ihre Furcht.

Der geizige, stolze und neidische Cäpio erhielt inzwischen den Lohn für seine schwarze Thaten. Seine Stelle als Proconsul wurde ihm genommen, seine Güter eingezogen, und er selbst mußte ins Exil.

Das erste, was die Römer thaten, und was ein jedes Volk in dem ersten Schrecken, wo es noch keiner vernünftigern Maasregeln fähig ist, thut, war:

daß

daß sie dem Jupiter Feste und feyerliche Spiele weiheten. Bey den Cimbern aber hatte dieser Sieg ganz andere Wirkungen, als zu Rom; allein eben so unerwartete. Sie beschlossen zwar, dem Römischen Staate ein Ende zu machen, über die Alpen zu gehen, und die Hauptstadt dieses Reichs selbst anzugreifen; doch sie ließen diesen Vorsatz bald fahren, und warum, weiß man nicht. Statt nach Rom zu gehen, thaten sie erst einen Zug nach Spanien, vermuthlich, um erst neue Beute zu machen; oder auch sich durch ihre neu anwachsende junge Mannschaft zu stärken; denn gewiß waren ihrer viele in den Schlachten mit den Römern geblieben, die ihr Leben theuer zu verkaufen pflegten. Ohne weitläuftig zu untersuchen, in wie fern diese Diversion nach Spanien ein Fehler war, springt doch die Bemerkung in die Augen, daß gerade dies Verweilen der Cimbern in Spanien Rom rettete.

Von ihrem Schrecken hatten sich die Römer erholt, von ihren abergläubigen Mitteln, das Unglück abzuwenden, griffen sie nunmehr zu vernünftigen Maasregeln. Es fehlte mehr an einem Feldherrn, als an Soldaten, und da gerade jetzt 104 Jahre vor Christo ein neuer Consul gewählt werden mußte; so war es allen darum zu thun, einen Mann zu finden, der die Republik retten könnte. Aber lange suchten sie vergebens; denn niemand meldete sich zum Consulate; eine solche Furcht hatte jeden Römer ergriffen. Inzwischen hafteten aller Augen auf einem Manne,

der

der vielleicht im Stande war, den Cimbern entgegen zu gehen, Marius, ein Mann, den nicht hohe Geburt, sondern kriegerische Tugenden auszeichneten. Er war ein bloßer Eques; aber ein Krieger, rauh, aber unsträflich in seinem Betragen, unersättlich nach Ruhm, im Kriege den Feinden, aber auch im Frieden seinen Mitbürgern gefährlich. Diesen wählte man in seiner Abwesenheit zum Consul; und Gallien ward ihm zur Provinz, weil dies der Schauplatz des Krieges war.

Die Cimbern mit ihrem ganzen Gefolge, die Teutonen, Ambronen und Tiguriner, waren nun in Spanien, und Marius zog mit seinem neugeworbenen Heere an die Rhone oberhalb Marseille. Er ließ die Cimbern ruhig in Spanien, und folgte ihnen nicht; denn seine Armee war neu geworben, noch nicht im Kriege geübt, und desto wichtiger war ihm die Zeit, welche die Cimbern ihm ließen, um in allen Arten des Kriegsdienstes seine Mannschaft zu üben, und ihren Muth zu stärken. Ihn selbst lernten seine Soldaten besser kennen, die Officiere gewöhnten sich an seine Härte und Rauhigkeit, man gewann Zutrauen zum Marius, jemehr man seine Talente zum Kriege kennen lernte. Die Liebe des gemeinen Soldaten erwarb er sich durch den Schutz, den er ihnen gegen die zu harte Behandlung ihrer Obern angedeihen ließ. So erstach er einen Tribunen, der einem gemeinen Soldaten mit Rache drohte. Alles dieses geschah im ersten und zweyten Consulat des Ma-

rius; also zwey Jahre verflossen während der Werbung, Ausrüstung und Uebung der Armee.

Das ganze zweite Consulat war hin, ohne daß etwas gegen die Cimbern unternommen wäre; allein am Ende desselben lief die Nachricht ein, daß sie auf ihrem Rückzuge begriffen wären. Zwar verboten die Gesetze des Römischen Staats, jemand zweimal hintereinander zum Consul zu machen; allein die Gefahr war da; die Cimbern in der Nähe, und außer Marius kein Römer, der das Commando hätte übernehmen können und wollen; ja selbst die Soldaten erklärten, daß sie unter keinem andern, als Marius, fechten wollten. Marius wurde also Consul zum dritten Male. Dieses Jahr wandte er dazu an, die Ueberbleibsel der Legionen des Silanus und Manlius zu sammeln, und seine Soldaten noch mehr zu üben.

Die Cimbern verheerten inzwischen noch immer das nördliche Spanien, eines der besten Länder der damaligen Welt. Am Ende des Jahres starb der College des Marius, Aurelius Orestes, und nun entschloß sich Marius, nach Rom zu reisen, um Rechenschaft abzulegen, und die Consul-Würde niederzulegen. Bey der Armee, die noch immer an der Rhone in einem befestigten Lager stand, ließ er Manlius Aquilius als Oberbefehlshaber zurück.

In Spanien trug sich indessen eine Begebenheit zu, die die Cimbern zum Rückzuge bestimmte. Ihren Plünderungen und Verheerungen hatten sich mehrere

tere Spanische Nationen widersetzt; aber immer war das Glück auf Seiten der Nordländer gewesen. Endlich glückte es einem Volke, den Celtiberiern, die Cimbern sehr in die Enge zu treiben, und ihnen beträchtlichen Schaden zuzufügen. Zwar wurden sie von den letztern zurückgeschlagen; allein diese litten einen so starken Verlust, daß sie glaubten, sich in Spanien nicht länger halten zu können. Hiezu kam wahrscheinlich auch der Mangel an Lebensmitteln, und dann die Begierde, Rom zu zerstören.

In Rom hatte diese Rückkehr der Cimbern nach Gallien die Wirkung, daß Marius fast gezwungen wurde, zum 4ten Male die Consul-Würde anzunehmen. Lange weigerte er sich; bis ihn endlich ein Tribunus plebis einen Verräther des Vaterlandes nannte, wenn er das Consulat nicht annehmen würde. Er reisete nun schnell wieder zur Armee, und schlug sein Lager am Zusammenfluß der Rhone und Saone auf. Um beständige Zufuhr an Lebensmitteln und andern Sachen, die eine Armee braucht, zu haben, zog er einen Canal aus der Rhone in die See. Die Ausflüsse dieses Stromes waren nemlich durch den vielen Sand aus dem Meere so verschlemmt und so seicht geworden, daß die Transportschiffe nicht in der Rhone hinauf fahren konnten. Desto nöthiger also war dieser Canal, den seine Soldaten noch vor dem Uebergang der Cimbern über die Pyrenäen zu Stande brachten.

Die Cimbern, welche mittlerweile über die Pyrenäen herüber gekommen, und in Gallien eingedrun-

gen waren, theilten sich in zwey Haufen, um auf verschiedenen Wegen auf Rom loszugehen. Die Teutonen wollten ihren Marsch durch Provence und Genua nehmen, um von dieser Seite Rom anzufallen; die Cimbern nebst den Tigurinern hingegen setzten ihren Marsch durch Gallien fort, um über die Alpen und durch das Mailändische und Piemontesische eben dahin zu kommen. Allein schwerlich ist wohl dieser Plan die Haupt-Ursache ihrer Trennung gewesen; Mangel an Lebensmitteln scheint sie vielmehr dazu gezwungen zu haben, was die Römer nachher für einen ordentlich überdachten Plan ausgaben. Der Haufe war viel zu groß, als daß er in derselben Gegend immer hinlängliche Nahrung sollte gefunden haben. Wenn er sich aber theilte; so war es leichter, die nöthigen Lebensmittel herbeyzuschaffen. So vortheilhaft in dieser Hinsicht diese Theilung zu seyn schien: so schädlich wurde sie ihnen; denn sie allein bewirkte ihr nachheriges Unglück.

Marius konnte sich inzwischen wenig auf die Gallier verlassen; denn diese waren fast alle auf Seiten der Cimbern, die nördlichen Gallier ausgenommen. Sehr viel war ihm daran gelegen, die Gesinnungen der Ligurier, die das heutige Genua bewohnten, zu erforschen; weil durch ihr Gebiet der Marsch der Teutonen und Ambronen gehen sollte. Oeffentlich hatten sie sich noch nicht für die Feinde erklärt; aber verdächtig waren sie sehr, und mit einem sehr listigen Mittel suchte er ihre Gesinnungen zu entdecken. Er

schickte

schickte ihnen Briefe mit dem Befehl, sie erst zu einer bestimmten Zeit, und an einem bestimmten Orte zu erbrechen. Sie aber brachen sie sogleich auf, ohne die bestimmte Zeit zu erwarten; und eben dies war es, was Marius zu wissen wünschte; denn nun war ihre feindliche Gesinnung gegen die Römer offenbar. Eben die Eilfertigkeit, womit sie diese Briefe öfneten, und nicht die kurze Zeit erwarten konnten, welche Marius ihnen gesetzt hatte, zeigte ja an, daß sie je eher je lieber den Inhalt derselben wissen wollten, um ihn entweder den Cimbern mitzutheilen, oder ihre eignen Maasregeln darnach zu nehmen. Selbst der Ungehorsam gegen die Befehle des Feldherrn ließ ihre Feindschaft vermuthen.

Während dieser Zeit aber lag die Römische Armee nicht ganz unthätig im Lager; sondern kleine Streifereyen beschäftigten sie. In einem solchen kleinen Gefechte nahm ein junger Officier, Sulla, der sich nachher zum Herrn von Rom machte, den General der Tectosagi, Copilius, gefangen. Marius erlaubte dieses um so lieber, da sich die Römischen Soldaten dadurch nach und nach an die Teutonen gewöhnten, und deren Anblick ertragen lernten. Immer näher rückten nun diese Teutonen an das Römische Lager; ihre Anzahl war sehr groß, da sie von Weibern und Kindern begleitet wurden. Fürchterlich war ihr Anblick: ihre rauhe Stimme, der Lärm, den sie machten, alles war den Römern neu.

Dieser Barbaren Sache war es nicht, durch Operationen einen Krieg in die Länge zu ziehen; sondern mit einer Schlacht mußte alles entschieden werden. Ungeduldig also über die Vorsichtigkeit des Marius, welche sie für Furchtsamkeit hielten, kamen sie einzeln vor das Römische Lager, und forderten theils die ganze Armee zur Schlacht, theils einzelne zum Kampfe auf. Selbst Marius wurde mehrere Tage hinter einander von einem Teutonen zum Zweykampfe eingeladen, aber dieser ließ ihm sagen: er möge sich erhenken, wenn er nicht Lust habe, länger zu leben. Nach mehrern Ausforderungen endlich schickte er ihm einen abgelebten Gladiator zu, um seine tiefe Verachtung zu zeigen.

Einzeln mit den Teutonen zu kämpfen, wagten die Römer nicht; allein eine Schlacht wünschten sie alle; denn hier verließen sie sich auf ihre Kriegskunst und Taktik. Sie wünschten den Schimpf zu rächen, den ihre Mitbrüder unter Carbo, Silan, Scaurus und Manlius erlitten hatten. Marius aber nannte sie Verräther des Vaterlandes, weil nicht vom Triumph, sondern von dem Wohl des Staats die Rede sey. Es erfordere also jetzt um so mehr Vorsicht, sich nicht eher mit den Teutonen einzulassen, bis man vorher des Sieges gewiß sey. Inzwischen stellte er oft kriegerische Uebungen an, ließ die Soldaten auf die Verschanzungen des Lagers führen, damit sie sich an den schrecklichen Anblick der Feinde und ihr Geheul gewöhnen möchten. Durch eben diese Langsam-

keit

keit wollte er auch erst die Wuth der Teutonen abkühlen, und Verachtung seiner selbst ihnen einflößen, ein sicheres Mittel, seinen Sieg leichter zu machen.

Endlich fingen die Feinde selbst an, das Lager zu bestürmen, es von mehrern Seiten anzugreifen, und die Außenwerke zu zerstören; allein von dem Hauptwalle wurden sie immer mit Verlust zurückgeschlagen. Die Soldaten des Marius wurden aber dadurch fast wüthend; sie schämten sich, daß sie sich wie feige Leute durch Wälle und Verschanzungen vertheidigen müßten; sie murrten laut über die Langsamkeit ihres Anführers. Dies sey der Mann, sagten sie im Spott, der nun schon zum vierten Male Consul sey, dies seine Thaten, dieses die Wunderdinge, welche er in Rom aufzeigen könnte. Flüsse läßt er uns ableiten, Schlamm wegschaffen, Wälle aufwerfen und Graben ziehen, uns, die wir zum Kampfe hier sind! Sind Carbo und Silan geschlagen, so lag die Schuld an ihren schwachen Armeen; sie hatten nicht die Soldaten des Marius. Besser ists, zu sterben, als müssig dem Unglücke der Bundesgenossen zusehen. — Niemand freute dieses Murren mehr, als Marius; doch machte er einige Anstalten, seine Soldaten zu besänftigen. Er bediente sich hiezu der Religion. Durch eine Syrische Wahrsagerin, Martha, ließ er allerley Wahrsagungen ausbreiten, um die Soldaten des Sieges gewiß zu machen, wenn sie die rechte Zeit abwarten wollten; Wunder von blutigen Regen und redenden Thieren wurden bekannt gemacht; und allerley Aussprüche thaten die Priester.

Als endlich die Teutonen sahen, daß die Römer so leicht nicht aus ihren Verschanzungen herauszubringen waren, beschlossen sie einen allgemeinen Sturm. Drey Tage hinter einander setzten sie den Angriff fort; aber einen Tag so fruchtlos wie den andern. Dies brach ihre Geduld, und sie faßten den Entschluß, vor dem Lager vorbey gerade auf Rom los zu gehen. Dieses erfuhr Marius frühzeitig durch einen seiner Offiziere, Sertorius, der in Teutonischer Kleidung in ihr Lager ging, und nun war sein Plan gemacht. Der Zug der Teutonen und Ambronen dauerte 6 Tage, ehe er vor dem Römischen Lager vorbey kam. Unten am Walle riefen sie den Römern zu: ob sie an ihre Frauen und Kinder in Rom etwas zu bestellen hätten; denn sie hofften bald dort zu seyn. So zogen sie nach den Alpen hin.

Hierauf hatte Marius gewartet, und dies war für ihn das Signal zur Schlacht. Er brach sogleich mit seiner ganzen Armee auf, und folgte dem Heere der Teutonen und Ambronen auf dem Fuße nach. Bey Aqua Sextiae, jetzt Aix in der Provence, bekam er sie auch wirklich wieder zu Gesichte, und sogleich schlug er ihnen zur Seite sein Lager auf einer Anhöhe auf, und befestigte es nach Römischer Gewohnheit. Unten im Thale, mitten zwischen ihm und dem Feinde, war ein Fluß, der einzige Ort, wo die Römer Wasser holen konnten. Alles dieses war mit Fleiß vom Marius so angelegt; denn er kannte die ganze Gegend, wußte durch den Sertorius, welchen

chen Weg die Teutonen nehmen würden; berechnete, wie weit sie in gewissen Tagen kommen möchten, und wo er sie einholen könnte.

Nun waren die Römer um Wasser verlegen; denn es war sonst keines da, als der Fluß unten im Thale, und hier war es wegen der Feinde sehr gefährlich; dennoch mußten sie sich entschließen, es aus diesem Flusse zu holen. Marius konnte leicht vorher sehen, daß es hierbey zu Streitigkeiten kommen würde, und diese sollten der Anfang des Treffens werden. Er zeigte seinen Soldaten beständig das Wasser unten im Thale mit den Worten: Seyd ihr brave Römer, so geht hin, dort wo das Wasser fließt, dort könnt ihr es mit Blut erkaufen. Nun gingen Soldaten und Bediente, Marketender und Stallknechte in großen Haufen an den Fluß hinab, mit Wassergefäßen und Waffen versehen. Einige Teutonen griffen diese sogleich an, die aber leicht von den Römern überwältigt wurden; denn die meisten Teutonen badeten sich entweder im Flusse, oder waren mit der Zubereitung ihrer Mahlzeit beschäftiget. Es entstand ein Lärm, und mehrere Teutonen und Ambronen eilten zur Hülfe herbey, und aus dem Römischen Lager eilten mehrere an den Fluß hinab, so wie die Feinde sich verstärkten. 30000 Ambronen waren in kurzer Zeit in den Waffen, und versuchten über den Fluß zu setzen. Marius führte nun seine Römer in Schlachtordnung gegen den Feind, und richtete eine solche Niederlage an, daß, wie ein Römischer Schriftsteller sagt, die

Römer aus dem Flusse mehr Blut der Feinde tranken, als Wasser. Die wenigen übrig gebliebenen Ambronen suchten sich in ihr Lager zu retten; aber hier erwartete sie ein noch nie gesehener Auftritt. Ihre Weiber hatten eine Wagenburg geschlagen, standen mit Stangen auf den Wagen, und ließen weder ihre Männer, noch die Römer ein. Endlich drangen die Römer mit Gewalt durch; und noch wehrten sich die Weiber, stürzten auf die Römer los, suchten mit Gewalt ihnen die Waffen zu entwinden, und fanden ihren Tod. Das Lager der Ambronen war also erobert und zerstört, und nun zogen sich die Römer in ihr Lager zurück.

Noch hatten die Teutonen keinen Antheil an dem Gefechte genommen; die Römer machten sich also auf eine neue Schlacht am folgenden Tage gefaßt. Unruhig und fürchterlich war die nunmehr eingebrochene Nacht; eine große Menge Feinde war noch übrig; Berge, Thal, Ufer und Fluß erschallten von dem Geheule und Drohungen der Feinde, und ein solcher Tumult war im Lager der Teutonen, daß die Römer eine nächtliche Schlacht fürchten mußten. Marius aber rieth seinen Soldaten, sich zur Ruhe zu legen, von dem vorigen Tage sich zu erholen, und am folgenden Morgen mit Speise und Trank sich zu erquicken. Durch einige von seinen Leuten aber ließ er einen großen Lärm machen und Wachtfeuer unterhalten, damit sich die Feinde nicht zur Ruhe begeben könnten. In eben der Nacht schickte er den Cajus

Mar-

Marcellus mit 3000 Mann dem Feinde in den Rükken, und um dies kleine Corps etwas ansehnlicher zu machen, schickte er Stallknechte und Marketender bewafnet mit. Vieles Lastvieh, Maulesel und Esel ließ er so aufputzen, daß es wie Cavallerie aussehen mußte; dem Marcell hingegen befahl er, gleich nach dem Anfange des Treffens dem Feinde in den Rücken zu fallen.

Des Morgens früh stellte er seine Armee vor die Verschanzung; die Cavallerie aber ließ er ins Thal hinabrücken. Die wüthenden Teutonen, welche die ganze Nacht in den Waffen gewesen waren, griffen nun plötzlich an. Marius ließ seiner Infanterie bekannt machen, ein jeder sollte auf seinem Platze stehen bleiben, in der Nähe Wurfspieße werfen, dann den Säbel gebrauchen, und sich dabey auf die Schilde stützen, um recht fest stehen zu können. Und hierin ging er allen mit seinem Beyspiele vor. Die Cavallerie hieb zuerst in den Feind, machte dann eine geschickte Schwenkung, daß sie an beyden Flügeln des Feindes einhauen konnte; die Teutonen hingegen stürzten auf die Infanterie der Römer. Diese aber war nicht zum Weichen zu bringen; alle Angriffe der Teutonen wurden abgeschlagen, bis diese endlich in Unordnung geriethen, und anfingen, sich zurückzuziehen. Nun drang die Römische Infanterie auf die Teutonen ein, warf ihre Glieder um, und hieb alles nieder, was ihr vorkam. Die Cavallerie an beyden Seiten hieb mit solchem Nachdrucke in den Feind,

daß

daß der größte Theil der Teutonen niedergemacht wurde; andere wurden gefangen genommen; einige ertranken im Flusse, und nur wenige retteten sich mit der Flucht. Ihr Anführer Theutoboch wurde in einem Walde von einigen Galliern eingeholt und gefangen genommen.

In der Angabe der Erschlagenen und Gefangenen sind die Römischen Schriftsteller verschieden; aller Angaben aber scheinen übertrieben zu seyn. Einige rechnen überhaupt 100000 Erschlagene und Gefangene; viele noch mehr. Florus unter andern ist in seinen Angaben so ungeheuer, daß er 200000 tödten, und 80000 gefangen nehmen lässet.

Durch eine so gänzliche Niederlage, welche 102 Jahre vor Christi Geburt vorfiel, wurde die ganze Nation der Teutonen und Ambronen vernichtet, so daß keine Spur davon übrig blieb; denn was nicht getödtet wurde, wurde gefangen nach Rom geführt und als Sklaven verkauft.

Nach geendigtem Treffen plünderten die Römer das Lager der Teutonen, und fanden eine reiche Beute, die diese in den Römischen Provinzen zusammengebracht hatten. Alles fiel dem Marius zu, und jeder Soldat glaubte, daß dieser Mann für seine großen Dienste noch lange nicht hinlänglich dadurch belohnet sey. Das beste von der Beute hob er zum Triumph auf; alles übrige gelobte er den Göttern, ließ einen Scheiterhaufen errichten, und verbrennen. Er selbst im verbrämten Kleide, dem Zeichen der Se-

nator-

nator-Würde, trug die Fackel, und war im Begriff, den Scheiterhaufen anzuzünden, als man einige Reuter herzusprengen sahe, welche dem Marius das fünfte Consulat brachten. Unter feyerlichen Gelübden der Soldaten; unter dem Jubel der ganzen Armee zündete nun Marius den Scheiterhaufen den Göttern zu Ehren an.

Der Canal, den Marius hatte graben lassen, wurde den Einwohnern von Massilia eingeräumt, und noch bis auf unsere Zeiten ist er schiffbar. Von den Leichnamen, die auf dem Schlachtfelde beerdigt wurden, und von einem Platzregen, welcher bald darauf fiel, wurde dies Gefilde eines der fruchtbarsten in der Provinz. Nach vielen Jahren noch, so erzählt nemlich ein Römischer Geschichtschreiber, waren eine solche Menge Teutonenknochen in dieser Gegend, daß die Leute ihre Weinberge damit einzäunen konnten.

Bisher haben wir uns blos mit dem einen Haufen der Nordländer beschäftiget, der durch die Provence, Piemont und Genua auf Rom anrücken wollte; aber mitten in seinem Marsche aufgehalten, angegriffen, geschlagen und vernichtet wurde. Jetzt müssen wir uns auch nach dem zweyten Haufen umsehen, dessen Weg über die Alpen durch Tyrol und Savoyen gehen sollte. Gleich nach der Trennung setzten sie ihren Weg ohne Aufenthalt durch Gallien fort, und kamen beynahe glücklich über die Alpen, ohne ein feindliches Heer zu sehen.

Die

Die Römer hatten inzwischen eine Armee unter den Befehlen des Catulus an die Alpen geschickt, welche ihnen den Uebergang streitig machen sollte. Bey dieser Gelegenheit stellen die Römischen Schriftsteller eine Vergleichung zwischen diesem Feldherrn und dem Marius an, die hier nicht am unrechten Orte zu stehen scheint. Marius war nur aus dem Stande der Equites; Catulus hingegen stammte aus einem der vornehmsten Häuser ab; jener war rauh, hatte fast gar keine gelehrte Bildung, war aber ein desto besserer Soldat; dieser war fein in seinen Sitten, besaß viel Gelehrsamkeit, war beredt, und kein so großer Krieger als Marius. Catulus war beliebt beym Volke, und geachtet von den höhern Ständen. Marius aber wurde von diesen gefürchtet, und nur von seinen Soldaten geliebt.

Catulus war früh genug in der Gegend der Alpen, wollte aber alle einzelne Durchgänge dieses Gebirges nicht besetzen, weil er dadurch seine Truppen zu sehr vertheilen mußte; er schlug daher sein Lager auf beyden Seiten der Etsch (Athesis, Adigo) in der Gegend von Trident auf. Beyde Lager wurden durch eine Brücke über diesen Fluß verbunden. Nicht lange hatten die Römer hier gestanden, so sahen sie schon die Cimbern auf den Gipfeln der beschneyten Berge, die auf ihren Schilden, wie auf Schlitten die einzelnen Berge herab fuhren.

Catulus suchte nun den Fluß rein zu halten, zeigte sich auf einem benachbarten Berge, und stellte sich, als

als ob er da sein Lager aufschlagen wollte. Seinen Soldaten aber befahl er, ihr Gepäcke nicht abzuwerfen; sondern in den Gliedern zu bleiben. Es war also gar nicht seine Absicht, hier festen Fuß zu fassen, und dem Feinde ein Treffen zu liefern. Er glaubte, die Cimbern würden vor dem Anblicke eines Römischen Heers fliehen; aber hierin hatte er sich geirrt. Die Römer schlugen wirklich einige Zelte auf; aber auch dies wollte die Nordländer nicht zurücktreiben; sie schlugen vielmehr den Römern gegenüber ihr Lager auf. Nunmehr zog sich Catulus, der eine förmliche Schlacht vermeiden wollte, zurück an die andere Seite des Flusses, und ließ durch viele kleine Haufen die Cimbern angreifen; allein ohne sich hieran zu kehren, machten diese Anstalten, über den Fluß zu setzen.

Brücken aber konnten die Cimbern nicht schlagen, die Schiffe hatte Catulus entfernt; sie griffen also zu einem ihnen ganz eigenen Mittel. Sie rissen Felsenstücke von den Bergen, und rollten sie in den Fluß, um einen ordentlichen Damm zu machen. Sie kamen mit dieser Arbeit glücklich zu Stande, und setzten zum Erstaunen der Römer über den Fluß. Voller Furcht und Schrecken über die ungeheure Stärke dieser Leute verließen die Römer ihr Lager, und öffneten jenen den Eingang in Italien. Nur noch ein Schloß jenseits der Etsch vertheidigte die Römische Besatzung desselben aufs äußerste; aber es mußte sich endlich ergeben. Aus Achtung gegen ihre Tapferkeit entließen die Cimbern die Besatzung mit allem, was

sie

sie hatten, einen kupfernen Stier, den sie den Cimbern weggenommen hatten, ausgenommen. Der erste edle Zug in dem wilden Charakter der Cimbern.

In Italien verwüsteten die Cimbern das platte Land, weil niemand sich ihnen widersetzte; und so kamen sie bis in das gegenwärtige Mailändische und Venetianische Gebiet, das damals Römische Provinz war. In diesem herrlichen Lande gefiel es ihnen so sehr, daß sie beschlossen, hier auf ihre Brüder, die Teutonen zu warten. Dies war der größte Fehler, den sie nur begehen konnten; denn ohne diese Saumseligkeit würden sie vielleicht Herren des Hauptsitzes des Römischen Staats geworden seyn; denn griffen sie Rom an, ehe die Armee des Marius aus Gallien zurückkommen konnte: so würde es ihnen leicht gewesen seyn, das nicht sehr befestigte Rom zu erobern. Das Capitolium, das nicht viel zu bedeuten hatte, ausgenommen, war diese Stadt jedem Feinde offen, welcher sich bis dahin durchgeschlagen hatte.

Auf der andern Seite that den Cimbern dieser Aufenthalt noch mehr Schaden. Das sanfte Clima, der Genuß gekochter Speisen, und der Wein, den sie hier fanden, machte diese Nation weichlicher. Ihre Stärke nahm ab, sie konnten die Beschwerden des Krieges nicht mehr so gut aushalten; ihre Denkungsart wurde dem Kriege abgeneigter, sie wünschten nichts mehr, als ein ruhiges Leben in einem so schönen Lande, als sie jetzt bewohnten. Ihre Lebensart trug auch viel zu ihrer Abmattung bey; denn sie

arbei-

arbeiteten nicht, stärkten ihren Körper nicht durch Anstrengung; sondern versanken in Wohlleben, und ließen die fleißigen Einwohner für ihren Unterhalt sorgen.

Doch kommen auch hier einige kleine Kriegsvorfälle vor; denn wenn auch die Cimbern ganz ruhig waren, so waren es doch die Römer nicht, die jene immer zu beunruhigen suchten, aber meistentheils abgeschlagen wurden. Einmal unter andern wurde ein Trupp Cavallerie der Römer bis nach Rom zurückgejagt. Dieses Unglück kränkte die Römer so sehr, daß ein vornehmer Römer, dessen Sohn Officier bey diesem Trupp Cavallerie war, an diesen schrieb: er wolle lieber seinen Gebeinen, die aus der Schlacht zurückgetragen würden, entgegen gehen, als hören, daß er Schuld an einer so schimpflichen Niederlage sey. Wenn er noch einige Ehre besitze: solle er sein Angesicht meiden. Der junge Römer, Sohn des M. Scaurus, so hieß dieser Römer, erstach sich voller Verzweiflung.

Marius für seine Person war unterdessen aus Gallien in Rom angekommen, und es wurde ihm gleich der Triumph, diese höchste militärische Ehre, bewilligt. Er schob diesen aber so lange auf, bis der Staat ganz außer Gefahr wäre. Er berief eine Versammlung des Volks, um ihr vorzustellen, wie nöthig es sey, daß seine Armee sich mit dem Heere des Catulus vereinige, welches man auch aus dem Erfolge siehet; denn eine andre Absicht dieser Versammlung verschweigen uns die Römer. Marius reisete von Rom ab, ließ

seine Armee aus Gallien kommen, und an den Po rücken, und übernahm den Oberbefehl. Hier war nun sein Plan, den Feinden den Uebergang über diesen Fluß streitig zu machen. Die Cimbern schickten Gesandten an den Marius, welche sich nach den Teutonen erkundigen, und für sich und jene eine Provinz zu ihrer Wohnung ausbitten sollten. Marius antwortete ihnen: um ihre Brüder sollten sie sich weiter nicht bekümmern; denn diesen habe er schon Wohnungen angewiesen. Die Cimbern nahmen dieses für Verspottung auf, drohten blutige Rache, wenn die Teutonen kämen, und merkten nicht, was Marius unter den Wohnungen ihrer Brüder verstand. Auf diese braucht ihr nicht zu warten, antwortete Marius den Gesandten, denn sie sind schon da. In dem Augenblick ließ er einige Teutonische Gefangene herführen, und nun erst verstanden die Gesandten ihn, und gingen wüthend zu den Ihrigen zurück. Sogleich rüstete sich das ganze feindliche Heer zur Schlacht, und vergriff sich sogar an einigen Römischen Gesandten, welche in uns nicht bekannten Angelegenheiten zu ihnen geschickt waren.

Ihr vornehmster Anführer, Bojorix, ein junger und verwegener Mann, ritt mit einigen seiner Leute vor das Römische Lager, und verlangte vom Marius, daß er Ort und Tag der Schlacht bestimmen möchte. Dieser antwortete, die Römer wären nicht gewohnt, sich den Ort und Tag der Schlacht bestimmen zu lassen; doch hierin wolle er den Cimbern

bern willfahren. Er setzte drauf den dritten Tag an, und zum Kampfplatze bestimmte er das Raudische Gefilde bey der heutigen Stadt Vercelli, wo Marius seine Armee am geschicktesten ausbreiten konnte.

Am Morgen des Tages, welcher vor dem zur Schlacht bestimmten hergieng, rückten Marius und Catulus mit ihren Heeren ins Feld. Dieser führte 23000, und jener 32000 Mann, in allem also 55000 Mann. Marius commandirte das Ganze, und besonders die Flügel, Catulus führte das Mittel-treffen an. Die feindliche Infanterie rückte in gevierter Schlachtordnung an, die, nach Erzählung der Römischen Geschichtschreiber, 30 Stadien ($7\frac{1}{2}$ Italienische Meilen) einnahm. Vor diesem Fußvolke marschirten 15000 Reuter, die sehr prächtig geschmückt, und durch große Federbüsche auf den Helmen sich auszeichneten. Eiserne Panzer bedeckten ihre Körper, und weiße Schilde waren ihre Vertheidigung. Jeder führte eine Lanze mit zwey Spitzen, und ein großes Schwerdt.

Der Tag war sehr neblicht, und diesen hielt Marius am geschicktesten, eine Schlacht zu liefern, ungeachtet er den folgenden Tag zum Treffen angesetzt hatte; alles schien ihm so günstig, daß er nicht glaubte, sein Versprechen halten zu müssen. Der Wind wehte aus Westen, und der Feind hatte das Gesicht nach dieser Gegend hin; die Römer hingegen sahen nach Osten. Der Wind erregte einen fürchterlichen Staub, der den Cimbern ins Gesicht getrieben wurde. Die

vom Nebel geröthete Sonne schien auf die Helme der Römer, und von dem Widerschein derselben schien der Himmel zu brennen, wie hernach die Cimbrischen Gesandten aussagten. Nichts konnte also für die Römer vortheilhafter seyn, als diese Stellung; denn die Feinde konnten theils wegen des Staubes, theils wegen des Glanzes der Sonne die Römische Armee gar nicht sehen.

Aber eine einzige Schwenkung der Cimbrischen Cavallerie hätte beynahe diese so vortheilhafte Stellung ganz unnütz gemacht. Diese beugte rechts ab, machte einen Umweg, und kam den Römern in den Rücken, und diese befanden sich mitten zwischen den Feinden. Dieses Unglück vermehrte noch ein Irrthum der erstern; denn der Soldat glaubte, die Feinde flöhen, und war vom Verfolgen nicht zurückzuhalten. Nun hatte sich das Ganze geändert, die Römer hatten nun die Cimbrische Reuterey vor, und das Fußvolk hinter sich, das sogleich angriff. Erschrocken streckten die Feldherren die Hände gen Himmel, Marius gelobte den Göttern Opfer, und Catulus Tempel. Den erstern führte der Staub sogar irre, so daß er des Catulus Armee nicht sogleich wieder finden konnte, und den ganzen Angriff hielt dieser aus.

Alle Umstände, welche die Römer vorhin für so vortheilhaft hielten, waren nun auf Seiten der Feinde, da ihre Stellung jetzt in Ansehung der Cimbrischen Reuterey die entgegengesetzte war; allein gerade dies wurde den Römern nützlich. Die Cimbri-



Universitäts- und Landesbibliothek Halle (Saale)

sche Reuterey hatte itzt Sonne und Hitze im Gesichte, ihre vorigen Kräfte waren erschlafft, sie waren nicht mehr die abgehärteten Nordländer, auf welche die Witterung keinen Einfluß hatte. Die Römer hingegen waren durch den langen Krieg sehr abgehärtet, der Staub verhinderte sie, die Menge ihrer Feinde zu sehen, und die Furcht nahm ab, welche die vorige Verwirrung ihnen eingeflößt hatte. Am meisten zeichneten sich unter ihnen aus Sulla, der den Feinden großen Schaden zufügte. Ein Centurio Cn. Petrejus Atinas sah, daß die Legion, unter welcher er diente, ausgeschlossen und abgeschnitten war. Der Tribun der Legion wollte sich nicht durchschlagen, obgleich ihn Atinas dazu aufmunterte; dieser gerieth in Wuth, und erstach den Feigen, griff muthig die Feinde an, schlug sich durch, und kam glücklich wieder zur Armee. Zwey Cohorten der Camertiner widersetzten sich der ganzen Infanterie der Cimbern in der ersten Verwirrung, und Marius schenkte ihnen mitten in der Schlacht das Römische Bürgerrecht, obgleich dies nur dem ganzen Volke erlaubt war. Marius sagte hernach, er habe im Getümmel der Schlacht die Stimme der Gesetze nicht hören können, und das Römische Volk war mit dieser Spitzfündigkeit zufrieden.

Sulla, Atinas und die Camertiner stellten die Ordnung wieder her, die Römer fochten wieder in Schlachtordnung, und es dauerte nicht lange, so war das ganze Cimbrische Heer geschlagen. Die ersten

Glieder der feindlichen Infanterie hatten sich sogar mit Ketten an einander gereihet, die am Degengehänke befestigt waren; allein dennoch durchbrachen sie die Römer. Der Cimbrische Hauptanführer Bojorix blieb im Gefechte, und verkaufte sein Leben theuer; Claudicus und Ceforix wurden gefangen; Lucius getödtet. Zwey andere Anführer der Cimbern tödteten sich aus Verzweiflung.

Nun erneuern die Römischen Schriftsteller jenen sonderbaren Auftritt der Weiber im Lager, welchen wir schon bey der Niederlage der Teutonen in Gallien gesehen haben, die ebenfalls eine Wagenburg um ihr Lager geschlagen hatten, und weder Freunde noch Feinde einlassen wollten, und am Ende sich auf mancherley Weise das Leben nahmen. Entweder war dies Volkssitte, oder die Römischen Geschichtschreiber fanden so viel Vergnügen an dieser sonderbaren Scene, daß sie dieselbe bey jeder Gelegenheit spielen ließen, und beynahe möchte ich das letzte glauben, da sie so gern die Geschichte verschönern und vergrößern.

Eben so verdient die Angabe der Erschlagenen und Gefangenen einen vorsichtigen Glauben. Ersterer sollen 100000 und letzterer 80000 gewesen seyn. Desto gewisser aber ist es, daß durch diese Schlacht die ganze Nation vernichtet wurde; denn sie kommt in der ganzen nachfolgenden Geschichte nicht wieder vor. Den Verlust der Römischen Armee giebt kein Schriftsteller an, der doch nicht geringe gewesen seyn kann. Eine Bemerkung dringt sich hier auf, die

bey

bey allen Schlachten der alten Völker in die Augen springt. Wir finden jedesmal, daß die siegende Parthey wenig oder nichts verlohr, da hingegen die geschlagene fast ganz vernichtet wurde. Freylich kann man einiges auf die Partheilichkeit der Erzähler rechnen; allein etwas mußte doch in der ganzen Art Krieg zu führen liegen. Das ganze Heer stand in gedrängter Schlachtordnung, die Schilde umgaben es wie eine Mauer, und nicht eher konnte ein Theil einen beträchtlichen Verlust leiden, bis er in Unordnung gebracht wurde, wo die Schilde ihn nicht mehr deckten. Dann aber fiel auch die ganze Niederlage auf sie; da hingegen den noch immer geschlossenen Feinden nichts widerstehen konnte. Ganz anders verhält es sich freylich jetzt bey unserer Art Krieg zu führen.

Die nächsten Wirkungen dieser fürchterlichen Schlacht waren: daß die Cimbrische Nation ganz aufgerieben wurde; theils waren sie getödtet, theils Gefangene und Sklaven der Römer. Die Tiguriner, welche nicht vielen Antheil an dem Treffen genommen hatten, konnten keinen Widerstand thun, zerstreuten sich, trieben Straßenraub, und verlohren sich nach und nach. Die Atuatici, welche am Rhein zurückgelassen waren, führten eine Zeitlang Kriege mit den deutschen Nationen in dieser Gegend, machten endlich mit diesen Friede, und ließen sich am Rhein nieder. Sie behielten noch lange Cimbrischen Muth, Cimbrische Sitten und Sprache, vermisch-

ten sich aber endlich mit den Germanischen Völkern, und ihr Name verschwand.

Im Treffen selbst hatten zwey Feldherrn die Römer angeführt; wem gehörte nun der Sieg und Triumph, dem Catulus, oder Marius? Die Gesandten von Parma berichteten, daß Catulus in diesem Treffen am meisten ausgerichtet, und daß seine Soldaten die meisten niedergemacht hätten; weil indessen Marius schon die Teutonen und Ambronen in Gallien besiegt hatte, so wurde ihm der Sieg zugeschrieben. Als die Nachricht nach Rom kam, war alles voller Freude; dem Marius brachte man Weinopfer, als wenn er ein Gott gewesen wäre. Das Volk bot dem Marius bey seiner Rückkehr einen doppelten Triumph an; aber er nahm nur einen an, und ließ Catulus daran Theil nehmen, wie er verdient hatte. Zur Belohnung wurde er auch für dies Jahr zum Consul erwählt, und zwar nunmehr zum sechsten Male.

Marius sowohl als Catulus dachten nun an das Versprechen, welches sie mitten in der Schlacht gethan hatten, und suchten es zu erfüllen. Marius erbauete einen Tempel zu Ehren der Göttinnen Honor und Virtus, und die eroberten Siegeszeichen ließ er an einem öffentlichen Orte aufrichten; Sulla ließ sie in der Folge umwerfen, Cäsar aber wieder aufrichten. Catulus ließ einen Porticus aufführen, und wandte hiezu die ganze Beute an, welche er gemacht hatte. Der Cimbrische Krieg wurde hernach zum Sprüchwort für einen schweren Krieg.

Diese

Diese Erzählung will ich nun noch mit einigen Bemerkungen über das Ganze schließen.

In der ganzen Geschichte dieser den Römern ganz unbekannten Völker finden wir keine einzige Angabe von der eigentlichen Herkunft dieser Nationen; desto neugieriger aber wird man auf die Beantwortung dieser Frage. Allein leider müssen wir uns hier mit bloßen Vermuthungen behelfen; denn die Römer wußten selbst nichts davon. Alles gewisse, was wir wissen, ist, sie kamen aus Norden. Aber wie allgemein ist dieses gesagt. In der nachfolgenden Geschichte finden wir zwar einige Data; allein es sind bloße Aehnlichkeiten der Namen, welche uns in eben der Ungewißheit lassen.

Als die Römer unter Augusts und Tiberii Regierung weiter in Deutschland vordrangen, hörten sie von einer Halbinsel der Cimbern (Chersonesus Cimbrica). Sie fanden hier auch wirklich ein Volk, das sich Cimbern nannte, und das heutige Jütland und Schleswig bewohnte; aber hier ist weiter kein Beweis, daß dieses das Vaterland unserer Cimbern gewesen seyn müsse, als der bloße Name, der in der alten Geschichte wenig beweiset. Die Bewohner von Jütland und Schleswig konnten immer Cimbern heißen, und dessen ungeachtet ein ganz verschiedenes Volk von dem unsrigen seyn, so wie jetzt ein Spanischer Gallicier und ein Oesterreichischer Gallicier sehr verschiedene Dinge sind. Aber zugegeben, daß die Cimbern in Jütland von eben dem Stamme waren,

wovon unsre Cimbern sind, folgt denn daraus schon, daß Jütland ihr ursprüngliches Vaterland war? Konnten nicht diese Nordischen Cimbern ihren väterlichen Boden eben so gut verlassen, und sich hier festgesetzt haben, wie jene? Zumal da einige Gründe da sind, daß die Cimbern, welche Rom so sehr ängstigten, aus einer ganz andern Gegend seyn mußten.

Die Cimbern zeigten sich zuerst in Nordosten von Rom an der Donau. Nun ist es gar nicht wahrscheinlich, daß sie von Nordwesten aus, wo Jütland gegen Rom liegt, einen so ungeheuren Umweg erst nach Osten hin, und dann wieder nach Süden herunter sollten genommen haben; denn hier wohnten kriegerische Nationen, durch die sie sich erst hätten durchschlagen, und dadurch an ihrer Anzahl sehr abnehmen müssen. Aber sie kamen in ungeheurer Anzahl an die Donau.

Wahrscheinlicher ist die Vermuthung, daß ihr Vaterland am Dnpr in der heutigen Ukraine zu suchen sey. Wir wissen noch von einem Volke, das vor den Zeiten des Cyrus in Griechenland und Asien einfiel. Dieses hieß Cimmerier, und kam aus diesen Gegenden; ebenfalls eine große Aehnlichkeit im Namen, der freylich noch nichts beweisen kann; aber wir haben noch andere Gründe. Es ist zuerst weit wahrscheinlicher, daß ein Volk vom Dnpr herunter an die Donau zog, und sich da zuerst zeigte, als es oben aus Jütland kommen zu lassen. Zweytens: ein Volk, das bey den Cimbern und Teutonen war, die

Atua-

Atuatici, blieb am Rhein unter den Germaniern. Und von diesem wissen wir, daß es noch lange Zeit ganz andere Sitten und Sprache hatte, als die Germanier. In Jütland aber wohnten wahrscheinlich auch Germanier, deren Sitten sich nicht so sehr von den Rheinischen Nationen würden unterschieden haben; ob ich gleich gern gestehe, daß dies nur ein äusserst schwacher Grund sey, da sich die Sitten der Jütländer ebenfalls auszeichnen konnten. Vielleicht könnte auch ihre Cavallerie, die sehr stark war, beweisen, daß sie aus den Gegenden des Dnprs und Dnestrs kamen, wo noch jetzt die Pferdezucht so stark ist; da wir hingegen von den Germaniern wissen, daß sie nur wenige, kleine und struppichte Pferde hatten. Doch alle diese Gründe können diese Sache nur in sehr geringem Grade wahrscheinlich machen; und ihr wahres Vaterland bleibt daher noch immer ungewiß.

Eine andere Bemerkung hat schon mehr Wahrscheinlichkeit. Wir sehen nemlich aus allem, daß diese Nordländer gar nicht mehr rohe Wilde waren; sondern schon einen gewissen Grad der Cultur angenommen hatten. Sie hatten wenigstens schon einige Regierungsform unter sich, und eigene Anführer. Wie weit aber deren Herrschaft ging, wissen wir nicht mehr; allein schon ihre Schlachtordnung, in welcher sie bey Vercelli gegen die Römer anrückten, zeigt von Subordination, die immer ein sicheres Merkmal einer Art von Verfeinerung ist. Ja wir finden schon einigen Luxus bey ihnen; denn ihre Reuterey war,

selbst

selbst nach dem Zeugniß der Römer, prächtig geschmückt. Von Ackerbau und Künsten finden wir bey ihnen keine sichern Spuren; denn wir wissen nicht, ob die Waffen, welche sie führten, von ihnen selbst verfertiget waren, oder ob sie dieselben den überwundenen Völkern abgenommen hatten. Wahrscheinlich hatten sie in ihrem Vaterlande von der Jagd und Viehzucht gelebt, wie alle damalige Nordländer; und hierin können wir vielleicht einen Grund finden, warum sie ihr Vaterland verließen. Ein Volk, welches blos von Jagd und Viehzucht ohne Ackerbau lebt, braucht ein großes Land, um Unterhalt zu finden. Vermehrt es sich zu sehr; so ist es gezwungen, zum Theil auszuwandern.

In der ganzen Römischen Geschichte finden wir kein Beyspiel, daß ein Volk den Römern so sehr den Untergang drohte, als dieses, außer den Galliern und Hannibal. Als Manlius und Cäpio geschlagen waren, war niemand, der zum Consulat sich meldete, eine Würde, wozu man sich sonst drängte; wider alles Herkommen wurde Marius sechsmal Consul; man setzte eine Armee aus den ganz armen Bürgern (capite censis oder proletariis) zusammen, welches nur in der äußersten Noth geschah. Ein solches Schrekken verbreitete die erste Erscheinung von Nordländern in Rom; eine üble Vorbedeutung bey jedem Angriffe, der aus Norden kam.

---

4. Ueber-

4.

# Uebersicht der Rechtswissenschaft.

## Einleitung.

Ach! die trockne Rechtskunde! — wie paßt sich die für junge Leute. Diese Gedächtnißplage, wobey Herz und Verstand unbeschäftigt bleiben, wird uns früh genug auf Akademien unsere jugendliche Heiterkeit zerstören! — Nicht zu voreilig, meine jungen Freunde! — Sie urtheilen von einer Sache, die sie nicht kennen, und gegen welche Sie eingenommen sind, aber ohne Grund dazu zu haben. Ich wette, wenn sie sich soviel überwinden, das, was ich über diesen wichtigen Gegenstand des menschlichen Wissens sagen will, aufmerksam durchzulesen, sie alsdann größtentheils von dem dagegen eingesogenen ungerechten Vorurtheile befreyet seyn werden. Eine Wissenschaft, die soviel zum Wohl der Staaten, zur gesellschaftlichen Eintracht, zur Sicherung unseres Eigenthums, zur Vertheidigung gegen gewaltsame ungerechte Angriffe, und zur Begünstigung der sonst von so vielen Seiten für Hirngespinst geachteten Gleichheit der Menschen beyträgt, und die, im Vertrauen gesagt, ihre Verehrer und Schüler noch immer sehr gut belohnt; verdient

dient gewiß, daß man sich schon früh mit ihr bekannt macht. Vielleicht werden mir verschiedene von denen, welche durch diese Wissenschaft ihr Glück zu machen hoffen, gegen den letzteren Bewegungsgrund einwenden: — wir studieren nicht aus geizigen und eigennützigen Absichten, uns spornt die Ehre, und der Wunsch, dem Staate und unsern Nebenmenschen einst nützlich und nöthig zu werden. — Vortreflich! Aber sagen sie mir, durch welche Art von Kenntnissen wird ihnen wohl der Weg zur Ehre und zum thätigen Wirkungskreise schneller und von mehrern Seiten geöffnet, als eben durch die Rechtskunde? — Sollte es ihnen daher nicht angenehm seyn, von einem solchen Gegenstande schon frühzeitig einen kurzen Begriff zu erhalten, um sich einigermaßen, und mit wenigeren Vorurtheilen darauf vorbereiten zu können? —

Doch ich schreibe nicht allein für diejenigen, welche Rechtsgelehrte zu werden denken, denen dieser Grundriß nur ein Vorschmack von dem, was sie als ihr Hauptfach studiren wollen, seyn würde; sondern auch für die, welche vielleicht nie Zeit, Lust und Gelegenheit haben, sich mit einer Wissenschaft vertraut zu machen, die für sie zu wenig Reize hat, um sich mit ihr lange als Nebensache zu beschäftigen. Wenn es aber nicht bestritten werden kann, daß die Rechtskunde, die in so manche andere Wissenschaft eingreift, bey so unzähligen Vorfällen im menschlichen Leben zu Rathe gezogen wird, die auf jede Lage im geselligen Zustande wirkt, jedem, der sie auch nur im Allgemeinen

meinen kennt, nützlich werden müsse; so wird es auch jedem Bürger eines Staates, er mag Gelehrter oder Ungelehrter, Geistlicher oder Laie, Landmann oder Städter, Soldat oder Seemann seyn, nie gereuen können, sich einigermaßen mit ihr bekannt gemacht zu haben.

Also nur noch ein paar Worte zu Ihnen, meine jungen Leser, die Sie sämmtlich in die Welt gehen, aber alle verschiedene Wege darin zu wandeln gedenken; jeder jedoch mit dem Vorsatze — nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, (wer diesen Vorsatz nicht hegt, mit dem rede ich nicht.) Vielleicht danken Sie es mir einst, wenn ich Sie auf einen Gegenstand aufmerksam zu machen suche, von welchem sie in keiner Schule etwas lernen, auf keinem Handlungskomtoire etwas hören, von dem Ihnen vielleicht kein Hofmeister, kein Prediger etwas sagt, und dessen Kenntniß Ihnen doch so vielfältigen und wesentlichen Nutzen schaffen kann. Nur etwas von diesem Nutzen für die verschiedenen Verhältnisse der Bewohner eines Staats will ich hier anführen. — Prediger und künftige Erzieher, welche nicht bloß bey ihrer Dogmatik und Grammatik stehen bleiben, sondern Zuhörern und Zöglingen von mehrern Seiten nützlich werden wollen, müssen doch auch Moral, Alterthümer und Kirchenrecht studiren, und mit diesen ist die Rechtskunde, in so fern sie zum Studium des Geistes der Gesetze, der Verhältnisse zwischen Obern und Unterthanen, zur Anwendung allgemeiner Grundsätze der Moral auf einzelne Fälle im gesellschaftlichen

Zustande,

Zustande, ferner zur Erklärung so unzähliger Stellen Römischer, Griechischer, Altdeutscher und anderer Schriftsteller, beyträgt; so oft und innig verwebt, daß man jene Wissenschaften ohne Beyhülfe dieser nie von Grund aus sich wird zu eigen machen können. Dem künftigen Arzte ist eine allgemeine Kenntniß der Rechtswissenschaft um so nöthiger, je mehr er als Stadt- oder Landphysicus, in peinlichen Fällen zu Besichtigungen zugezogen, und in dem, was medicinische Polizey betrift, seine Meinungen und Rathschläge abzugeben aufgefordert wird. Wie viel gründlicher werden seine Berichte von der Art seyn, wenn er darin zeigt, daß ihm auch die Rechtswissenschaft nicht unbekannt sey.

Der Philosoph, Mathematiker, Oekonom, Bauverständige, hat bey hundert Vorfällen, in welche ihn seine Geschäfte und Verhältnisse verwickeln, Bekanntschaft mit verschiedenen Gesetzen, alten rechtlichen Gewohnheiten, und allgemeine Begriffe vom positiven Rechte nöthig, indem er sonst sehr oft auf Fälle stoßen kann, bey denen seine ganze Wissenschaft ihm nicht durchhilft.

Der Kaufmann bedarf hauptsächlich im Handel und Wandel, in Wechselgeschäften, in Concurssachen, bey Bürgschaften und dergleichen, die Kenntnisse der verschiedenen darauf Bezug habenden Rechte und Gebräuche, da ihn diese so oft vor Schaden, Betrug und Versäumniß in sonst unbekannten Formalien, zu schützen im Stande ist. —

End.

Endlich wird es jeden Bürger, ja jeden künftigen Soldaten nie gereuen, wenn er sich einige Rechtskenntnisse zu erwerben sucht. Diese können ihn von manchem unnützen und kostbaren Proceß zurückhalten, ihn gegen den Eigennutz räuberischer Advocaten schützen, auch oft selbst von Ungerechtigkeiten zurückhalten, die ihm nur aus Unwissenheit gerecht zu seyn schienen. Jedem Menschen, hauptsächlich aber dem Soldaten, ist die Kenntniß peinlicher Gesetze und Strafen durchaus nöthig; jenem, um sich vor Verbrechen hüten zu können, diesem aber auch mit deswegen, weil sie selbst in Kriegesgerichten über die Vergehen ihrer Kameraden mit Recht sprechen müssen. Schon in Schulen sollten die peinlichen Gesetze wie die zehen Gebote gelehrt werden; denn wie mancher sündigt dagegen blos aus Unwissenheit? und wie vielen scheint ein Verbrechen weniger so strafbar, als es den vorhandenen Gesetzen nach ist?

Doch ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich den allgemeinen Nutzen der Rechtswissenschaft für die, welche sich mit ihr bekannt machen wollen, weiter auszuführen, und die dagegen herrschenden häufigen Vorurtheile zu bestreiten suchte. Ich überlasse das dem weitern Nachdenken meiner jungen Freunde, und verweise sie dabey, und zur Bestätigung dessen, was ich darüber gesagt habe, auf die tägliche Erfahrung.

In dem folgenden Abschnitte entwerfe ich eine systematische Uebersicht der ganzen Rechtskunde. Ich gestehe, daß diese nicht als anziehende und unterhal-

tende Lektüre, sondern nur als dürres Skelet erscheinen wird; indessen rathe ich denen, welche sich der Rechtsgelertheit widmen wollen, vor allen Dingen, sich mit dem Systeme dieser so viel umfassenden Wissenschaft genau bekannt zu machen. — Wer sie ohne System studiren will, der wird vielleicht eine Summe von Kenntnissen in seinem Gedächtnisse anhäufen; allein diese werden wie ein Chaos durcheinander liegen, und er wird nie wissen, wo er eigentlich zu Hause ist, und wie er das, was er gelernt hat, ordnen soll. — Man lasse sich durch die scheinbare Schwierigkeit, ein solches System ganz aufzufassen, nicht abschrecken; der nachfolgende Nutzen lohnt die Mühe und Ueberwindung reichlich.

---

# Erster Abschnitt.

## Allgemeine Uebersicht der Rechtskunde.

### Erstes Kapitel.

#### Begriff und Eintheilung der Rechtsgelartheit.

Rechtsgelartheit (Iurisprudentia sensu latiori *) ist dem allgemeinen Begriffe nach die Wissenschaft, Rechte und Verbindlichkeiten bey vorkommenden Rechtsfällen zu bestimmen. Sind über dergleichen Fälle noch keine gewisse Entscheidungen vorhanden, so hat allein die gesetzgebende Macht eines Staats die Gewalt, diese durch Bekanntmachung ihres Willens vorzuschreiben. Macht sie also ihren Willen bekannt, in der Absicht, daß die ihr Untergebenen sich darnach richten sollen, so giebt sie ein Gesetz. — Die Kunst, gute Gesetze zu geben, setzt genaue Kenntniß der eigenthümlichen Verhältnisse, Geistesbildung und Denkungsart der Unterthanen voraus, und schöpft aus der Sittenlehre, Staatsklugheit, und hauptsächlich der Erfahrung, durch praktische Philosophie geläuterte Grundsätze. Der unsterbliche Leopold II. sagte einst: „um Gesetze ma-



*) Ich setze die vorzüglichsten lateinischen sogenannten Kunstwörter für künftige Juristen bey; andere mögen sie übersehen.

chen zu können, muß man Erfahrung haben." — Wären alle unsere Gesetzgeber dadurch vorbereitet, so würden wir eine große Summe solcher Gesetze weniger besitzen, deren Kraft bald nach ihrer Bekanntmachung durch Zwecklosigkeit und Unausführbarkeit wieder einschlief.

Jemehr der Staat und der Einwohner gebildet (oder vielleicht eigentlicher zu reden, ausgeartet) ist, um so viel größer pflegt die Summe schon vorhandener Gesetze zu seyn. Es ist aber für einen Juristen nicht genug, die Gesetze zu kennen; man muß sie auch verstehen, man muß sie gehörig anzuwenden wissen. Diese gründliche Kenntniß der Gesetze, verbunden mit der Fähigkeit, solche auf vorkommende Fälle gehörig anzuwenden, heißt Rechtsgelartheit im eingeschränkteren Begriffe, die endlich auch noch als der Inbegriff solcher Rechtswahrheiten betrachtet wird, welche vollkommne Rechte und Verbindlichkeiten enthalten. Hier lehrt die Rechtsgelartheit theils die Art und Weise, wie rechtliche Geschäfte zu verrichten sind, theils diejenigen Wahrheiten selbst, welche den Geist der Gesetze ausmachen. Dort macht sie die angewandte Rechtsgelartheit (Iurisprud. practica), welche als gerichtliche, Richter und Anwälde, als außergerichtliche die Notarien ausüben, hier die eigentliche Rechtswissenschaft aus (Iuris scientia s. Iurisprud. theoretica). Die in den Gesetzen enthaltenen Rechtswahrheiten sind theils natürliche, theils willkührliche, oder angenommene; aus jenen wird das natürliche,

aus

aus diesen das positive oder durch Gesetzgeber eingeführte Recht gebildet. Nachdem sich letzteres, entweder auf alle in einem Staate befindliche Menschen, oder nur auf gewisse besondere Verhältnisse derselben, erstreckt, entstehn aus der Kenntniß desselben die verschiedenen Arten der Rechtswissenschaft, z. B. die peinliche, die bürgerliche, die kirchliche Rechtswissenschaft.

Das Wort Recht (Ius) hat mehrere Bedeutungen. Bald versteht man die ganze Rechtswissenschaft, bald die allgemeine Billigkeit, bald, so wie eben angeführt ist, den Inbegriff oder eine Sammlung von Gesetzen darunter. Man sagt; der studirt das Jus, das heißt die Rechtswissenschaft; der handelt recht; wenn er thut, was billig und gut ist, und wozu er befugt war; der Richter hat das Recht gesprochen, wenn er das Endurtheil in einer Sache bekannt machte. Am häufigsten wird indeß dieses Wort mit dem Worte Gesetz (Lex) verwechselt. Was ist ein Gesetz (Satz, Satzung, Verordnung)? Im Allgemeinen eine Regel zur Bestimmung sonst freyer Handlungen. Nach diesem Begriffe können auch Verträge zwischen zweyen und mehreren Personen, ja selbst zwischen Regenten und Unterthanen errichtet, zu Gesetzen werden. Im engern Verstande hingegen ist das Gesetz eine Vorschrift des Regenten, die den Unterthanen zur Befolgung bekannt gemacht wurde.

Wenn das Verhältniß zwischen Regenten und Unterthanen schon vorhanden ist, so erhält ein Gesetz

seine Kraft durch die bloße Bekanntmachung, weil die Unterthanen zur Befolgung der Gesetze als Unterthanen verpflichtet sind. Ist dieses Verhältniß aber noch nicht vorhanden, und ein Gesetz soll demohngeachtet Kraft erhalten, so müssen sich diejenigen, für welche es gegeben wurde, durch eine freiwillige Handlung zu dessen Nachachtung verbindlich machen. Alsdann kann in der Folge die Kraft des Gesetzes entweder durch Zwangsmittel in Ansehen erhalten werden, oder es bleibt allein dem Gewissen der Untergebenen überlassen, ob sie der sich aufgelegten Pflicht gemäß handeln wollen. Hier ist die unvollkommene oder moralische, dort die vollkommene oder rechtliche Verbindlichkeit vorhanden. Aus dieser fließen nun die eigentlichen Zwangsgesetze, welche theils blos befehlen, was geschehen oder unterbleiben soll, theils zugleich im Fall des Ungehorsams eine Strafe hinzufügen.

Hier fragt sich nun: wie werden die Gesetze, wie die ganze Rechtswissenschaft, dem Staate und der Welt nützlich? — Durch ihre zweckmäßige Anwendung, oder durch Ausübung der Gerechtigkeit. — (Iustitia).

Gerechtigkeit ist nach dem inneren moralischen Begriffe eine beständige natürliche Neigung, jeden Menschen, jedes Wesen, jede Sache, nach denen ihnen eigenthümlichen Rechten zu behandeln. Im äußeren oder juristischen Sinne besteht die Gerechtigkeit hingegen in der genauen Befolgung und Anwendung schon vorhandener Gesetze. Von

den

den Dienern oder Wächtern der Gesetze fordert die Gerechtigkeit: bey deren Anwendung entweder einen Unterschied zu beobachten, und also auf Stand, Verhältniß, auch Geistesfähigkeit der Personen zu sehen, welches bey Bestrafung verschiedener Verbrechen zu geschehen pflegt (Iust. distributiva); oder allein die Sache vor Augen zu haben, und also in Rücksicht der Personen einer vollkommnen Gleichheit zu folgen; wie bey allen Streitigkeiten, die das Mein und Dein betreffen, und bey solchen Verbrechen, auf welche eine bestimmte Strafe gesetzt ist (Iust. commutativa).

Von ihren Verehrern fordert die Gerechtigkeit im strengen Sinn, einem jedem zu geben, was ihm mit vollkommenen Rechte gebührt, und Niemanden im Besitz seines Eigenthums zu stören (Iust. expletrix); im weiteren Begriffe aber auch die Aufopferung eines kleinen Vortheils zum größern Nutzen und Besten des Nächsten, und die daher fließende Ausübung der Billigkeit (Iustit. attributrix). Diese Billigkeit ist vorzüglich den Christen empfohlen, durch jenen großen Ausspruch unseres göttlichen Lehrers: „Was ihr wünscht, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr auch ihnen.“

Traurig würde es um das gesellschaftliche Leben aussehen, wenn Niemand mehr thun wollte, als was nach strengem Rechte von ihm verlangt werden kann; wenn das innere Gefühl für Billigkeit, für gegenseitige Nachsicht und Gefälligkeit nicht noch oft mehr wirkte, als eiserne Gesetze vermögen.

Ist das Verdienst, wenn der Mensch nur thut, was er thun muß, nur unterläßt, was ihm verboten ist? — Wird ein solcher wohl das süße Gefühl, was vollbrachte edle Handlungen schaffen, jemals empfinden? —

Wer mit Billigkeit, Schonung und Nachsicht seinen Nebenmenschen behandelt, wird immer recht thun; wer aber nur blos gerecht handeln will, wird selten Billigkeit ausüben!

Billigkeit muß auch dem sonst strengen Richter zur Seite stehen, muß ihn hauptsächlich bey Anwendung nicht genau bestimmter und dunkler Gesetze leiten, in zweifelhaften Fällen stets den milderen Ausspruch wählen lassen, und ihn überhaupt vor Ungerechtigkeit schützen.

Meine Leser wissen nun, was Rechtsgelartheit, Rechtswissenschaft, Recht und Gerechtigkeit ist; jetzt eile ich, Sie mit den verschiedenen Eintheilungen des Rechts selbst bekannt zu machen; und zwar in Rücksicht dessen, von wem das Recht (oder das Gesetz) herkomme, in Absicht der Einführung, und endlich in Ansehung der Gegenstände desselben.

## Zweytes Kapitel.

### Eintheilung des Rechts in Ansehung des Gesetzgebers.

Die Gesetze, welche Menschen verpflichten, rühren entweder von Gott her, oder sie haben durch menschliche Gesetzgeber ihr Daseyn erhalten. Jene machen

A) das göttliche Recht aus (Ius Divinum). Dieses wurde theils durch die gesunde Vernunft den Menschen von Natur eingeprägt, theils ihnen durch göttliche Offenbarung näher bekannt gemacht.

a) Das Naturrecht (Ius naturae) ist allen vernünftigen Menschen gemeinschaftlich eigen, und macht den Grund aller positiven Gesetze aus. Die Befolgung der darin enthaltenen Vorschriften ist entweder zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit durchaus nothwendig (jus praeceptivum), oder blos gut und nützlich (jus permissivum). Jene Vorschriften darf kein Regent abändern, noch weniger ihnen widersprechende Befehle geben, wenn er nicht als Tyrann handeln will; allein er kann sie erweitern und näher bestimmen. Die zulassenden Naturgesetze kann hingegen jeder Regent abändern und einschränken, so wie es dem Wohl seiner Unterthanen angemessen ist.

Jeder vernünftige Mensch trägt das Gesetzbuch der Natur in seinem Herzen, und den Richter über dessen Befolgung in seinem Gewissen; o, ein sanfter, guter, unpartheyischer Richter, wenn er nicht beraubt und eingeschläfert wird; um so härter und unversöhnlicher aber, wenn man seinen Winken nicht folgte!

b) Das geoffenbarte göttliche Recht (jus divinum positivum) enthält zum Theil die Bestätigung, Erläuterung und Ausdehnung jenes

natürlichen Rechtes; zum Theil aber besondere, das jüdische Volk angehende Verordnungen. — Jenes verbindet noch jetzt alle die Menschen, denen es bekannt wird, da es blos dem oft eingeschränkten und umnebelten Verstande zu Hülfe kömmt, und die vortreflichen Warnungen der Vernunft tiefer einzuschärfen sucht (ius morale).

Das besondere jüdische Recht (ius divinum in specie tale) handelte theils von der Einrichtung des Gottesdienstes (ceremoniale), theils von der Staatsverfassung dieses Volkes (forense). Die Einführung des Christenthums hat diese jüdischen Gesetze größtentheils aufgehoben und unwirksam gemacht.

B) Das durch menschliche Gesetzgeber eingeführte, oder menschliche Recht (ius humanum) enthält:

a) diejenigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche zwischen ganzen Völkern statt finden, und deren gegenseitiges Betragen und Verhältnisse bestimmen. Diese machen das allgemeine Völkerrecht aus, (Ius universale s. gentium), dessen Grundsätze zum Theil aus dem Naturrechte (ius gent. primarium), zum Theil aus der unter gesitteten Völkern langen stillschweigenden Beobachtung gewisser Gewohnheiten fließen (I. g. secundarium).

b) Solche Rechte, welche bey einzelnen Völkern und Staaten besonders eingeführt sind, und also auch nur

nur diese verpflichten (Ius particulare). Dieses besondere Recht begreift in sich

I. diejenigen Rechte und Verpflichtungen, welche zwischen dem Regenten und den Unterthanen eines Staates statt finden, und welche sich gewöhnlich auf altes Herkommen und gewisse Verträge gründen. Sie bilden das allgemeine Staatsrecht (Ius publicum universale). In Deutschland erstreckt sich solches entweder auf die zwischen dem Kaiser und den Reichsständen obwaltenden Verhältnisse, und macht alsdenn das allgemeine deutsche Staatsrecht aus (I. publicum Germanicum), oder auf die zwischen den deutschen Fürsten, ihren Landständen und Unterthanen eingeführten Verhältnisse, woraus das besondere deutsche Staatsrecht entsteht (I. p. German. provinciale).

II. Solche Gesetze und Verbindlichkeiten, welche alle in einem Staate lebende Personen, als Glieder einer großen Gesellschaft zu beobachten haben. Dieses sogenannte Privatrecht (Ius privatum) erstreckt sich in Deutschland

1) auf geistliche Gegenstände; begreift folglich die Einrichtung des Gottesdienstes, so wie die Rechte der dabey angestellten oder geistlichen Personen in sich. Dieses, das geistliche Recht (Ius ecclesiasticum), welches in Ansehung der Verhältnisse der Kirche gegen die

mensch-

menschliche Gesellschaft entweder das äußere, oder innere Verhältniß betrift.

α) Das äußere Verhältniß ist dasjenige, welches die Kirche gegen den Staat, oder gegen andere in diesem Staate befindliche Kirchen oder Religionspartheyen hat (Ius publicum ecclesiasticum externum).

β) Das innere Verhältniß, welches die Verfassung des Kirchenregimentes selbst zum Gegenstande nimmt (I. eccles. internum), und sich in Deutschland in das Catholische und Protestantische Kirchenregiment theilt.

2) Auf weltliche Gegenstände (Ius saeculare); diese Gegenstände sind

α) Verbrechen gegen die allgemeine Ruhe, von im Staate sich aufhaltenden Personen begangen; deren Bestimmung nebst den darauf gesetzten Strafen das peinliche Recht begreift (Ius criminale).

β) Bürgerliche Streitigkeiten über die verschiedenen persönlichen und dinglichen Rechte. Mit Entscheidung derselben beschäftigt sich das bürgerliche Privatrecht (Ius civile). Dieses erstreckt sich entweder auf ganz Deutschland (Ius civ. universale), und besteht theils aus solchen Verordnungen, die vom Kaiser und Reich eingeführt (constitutum)

tum), theils aus fremden Gesetzen, die in Deutschland angenommen und beybehalten sind (Ius receptum s. peregrinum); oder auf besondere Provinzen des deutschen Reichs (I. civ. particulare). Geht es eine ganze Provinz an, so heißt es Landrecht (provinciale); geht es aber nur eine Stadt besonders an, so heißt es Weichbild oder Stadtrecht (locale).

γ) Lehnsverhältnisse; die im Lehnrechte abgehandelt werden (Ius feudale).

δ) Die besonderen gesetzlichen Einrichtungen des Kriegesstandes, die das Kriegesrecht lehrt (Ius militare).

## Drittes Kapitel.

### Eintheilung des Rechts in Ansehung der Einführung desselben.

Die unter den am meisten kultivirten Völkern angenommenen Gesetze sind entweder den Unterthanen öffentlich bekannt gemacht, oder sie sind durch das Herkommen und lange gedauerte Gewohnheiten stillschweigend eingeführt; jenes heißen geschriebene, dieses nicht geschriebene Gesetze. Hieraus entsteht

A) das geschriebene Recht (Ius scriptum). Solches wird nach der von den Römern herrührenden Verschiedenheit seiner damaligen Bekanntmachung eingetheilt

a) in

a) in das eigentliche Römische Gesetz (Lex); welches zur Zeit der Republik vom ganzen auf den Concilien versammelten Römischen Volke, nach dem Vortrage des Senats gegeben und angenommen wurde.

b) In die sogenannten Volksschlüsse (Plebiscita), welche die unterste Klasse des Römischen Volks, mit Ausschließung der Patricier und des Adels, auf den von ihrem Vorsteher oder Tribun gethanen Vortrag annahm und bekannt machte, und welche nachher allgemeine Gesetzkraft erhielten.

c) Rathsschlüsse (Senatusconsulta), welche in gewissen Fällen der Römische Senat, ohne Zuziehung und Bestätigung des Volks, abfaßte.

d) Die Edikte der Prätoren (Edicta praetorum). Diese Magistratspersonen machten beym Antritt ihrer Aemter gewisse Verordnungen bekannt, nach welchen sie, in einigen Abweichungen von den bisherigen Gesetzen, vorkommende Streitigkeiten schlichten wollten.

e) Die Verordnungen der Kaiser (Constitutiones principum) waren Befehle, welche sie zur Befolgung an die Unterthanen erließen. Diese Art der Gesetzgebung steht noch jetzt unsern Reichsfürsten vermöge der Landeshoheit zu. Dergleichen Landesherrliche Verordnungen erstrecken sich entweder

I. auf alle Unterthanen, und enthalten also ein allgemeines Land-Gesetz (Constitutio generalis).

ralis). Der Gegenstand eines solchen Gesetzes ist

α) von der Art, daß es auf jedes Verhältniß eines jeden Unterthanen paßt, und also wie ein allgemeines Gesetz, auch sämmtliche Unterthanen verpflichtet, sobald es zu ihrer Kenntniß gelangt ist; dergleichen Gesetze, wenn sie der Landesherr aus eigenem Antriebe giebt, heißen Edikte (Edicta).

β) Eine einzelne Sache, über welche der Gesetzgeber auf Bitte der Unterthanen etwas gewisses bestimmt. Dieses kann entweder zur Entscheidung einer in den vorhandenen Gesetzen noch nicht berührten Streitsache abzwecken; und dient alsdenn dem Richter zur Vorschrift bey künftigen ähnlichen zu schlichtenden Vorfällen (Decretum); oder zur Genehmigung eines von gewissen Personen gethanen Gesuchs. Diese sogenannten Rückschreiben (Rescripta) erfolgen bald auf die Bitten einer Privatperson (Annotationes), bald auf die von Richtern abgestatteten Berichte (Epistolae); bald auf das Ansuchen ganzer Gesellschaften oder Gemeinheiten (Sanctiones pragmaticae); oder

II. nur auf gewisse Personen. Wenn diese dadurch gleich nur allein verpflichtet, oder wozu berechtigt werden, so kann sich die Wirkung

einer

einer solchen Verordnung doch auf das Allgemeine erstrecken. Dergleichen besondere Verordnungen (Constitutiones speciales) enthalten

entweder einen Befehl in sich, wodurch gewissen Personen eine besondere Verbindlichkeit aufgelegt wird, und welches ein Auftrag (Mandatum) heißt, der sich von der eigentlichen fürstlichen Ordre (Epistalma) unterscheidet; wodurch nur solchen Personen, die bereits in herrschaftlichen Diensten stehen, gewisse Geschäfte übertragen werden.

oder eine Ausnahme von den gemeinen Rechten (Ius singulare). Eine solche Ausnahme betrift

entweder eine Rechtssache, deren Entscheidung von den gewöhnlichen abweichen soll, welches eine Rechtswohlthat heißt (beneficium legis).

oder gewisse Personen, die von Beobachtung eines Gesetzes ausgeschlossen seyn sollen. Dieses erstreckt sich

entweder auf eine gewisse Klasse von Personen (ius singulare personarum)

oder auf einzelne Personen und Sachen. Diese Ausnahme bezieht sich dann

entweder auf mehrere ähnliche Fälle, welche sodann das eigentliche Privilegium ist (privilegium in specie sic dictum)

oder

oder nur auf einen einzelnen Fall (Constitutio personalis). Eine solche besondere Ausnahme von den Gesetzen gereicht

entweder zum Nachtheil einer Person, und ist also eine Schärfung der gewöhnlichen Strafe, oder desjenigen Uebels, welches den Gesetzen nach auf ein Vergehen folgen soll (Constitut. odiosa)

oder aber zum Vortheil derselben (Privilegium favorabile). Eine auf diese Art begünstigte Person war

entweder in der Lage, daß sie ein gewisses Gesetz ohne ihren Nachtheil nicht befolgen konnte, oder nicht wollte, und also die Erlassung dieser Befolgung erbitten mußte (Dispensatio),

oder sie hatte ein Gesetz bereits überschritten; alsdenn ist

entweder die Sache schon untersucht, und die Strafe der Uebertretung bereits erkannt, so wird solche

entweder ganz erlassen, welches die Begnadigung ist (Agratiatio)

oder solches geschieht nur mit einem Theile der Strafe, woraus die Milderung derselben entsteht (Mitigatio pœnae):

oder die Untersuchung sollte erst vorgenommen werden; alsdenn wird solche

entweder auf höheren Befehl ganz eingestellt, und der Verbrecher losgesprochen (Abolitio)

oder wenn sie schon angefangen war, wiederum aufgehoben (Sistio).

Die eigentlichen Privilegien sind wieder von verschiedener Gattung. Die in selbigen befindliche Ausnahme von den gemeinen Rechten wird bald einer Person, bald einer Sache ertheilt. Hieraus entsteht

1) das dingliche Privilegium (Reale), (welches jeden Besitzer der begünstigten Sache berechtigt, sich desselben zu bedienen), dauert so lange, wie die Sache selbst in dem Zustande bleibt, in welchem ihr jene Eigenschaft beigelegt wurde.

2) Das persönliche Privilegium (Personale), welches einzelnen Personen ertheilt wird, von ihnen nur allein benutzt werden kann, und mit ihrem Tode wieder aufhört.

3) Das erbliche Privilegium (Mixtum), dieses hat die Eigenschaft, daß es sich auch auf die Erben der begünstigten Person ausdehnt. Bey Ertheilung eines solchen Privilegiums drückt der Regent die erbliche Eigenschaft entweder so aus: „Auf dich und deine Erben," oder „auf dich, deine Erben und Erbnehmer." Unter jenen werden nur die nächsten Verwandten, unter diesen aber alle Nachkommen desselben verstanden;

den; daher ein solches Privilegium beständig dauern kann.

4) Ist ein Privilegium unentgeltlich ertheilt (Priv. gratuitum), und es ist dabey zweifelhaft, ob es persönlich, erblich oder dinglich ist, so wird vermuthet, daß es persönlich sey, ist aber

5) bey Ertheilung desselben dafür etwas entrichtet (onerosum), und die Natur desselben ist zweifelhaft, so wird es für erblich oder dinglich gehalten. Diese Gattung der Privilegien pflegt gewöhnlich

6) vermöge eines Vertrages zwischen dem Regenten und Privilegirten erhalten zu werden; indem jener es nur unter dem Vorbehalte gibt, daß dieser das Geforderte dafür entrichten solle (conventionale).

7) Zuweilen wird in einem solchen Vertrage auch noch eine besondere Bedingung beigefügt, bei deren Erfüllung das Privilegium allein in Kraft bleibt (conditionale); welches aber nicht gewöhnlich zu geschehen pflegt, und dann ist es unbedingt (purum).

8) Wurde eine Zeit bestimmt, wie lange das Privilegium dauern sollte (temporale), so hört, nach Verlauf derselben, dessen Kraft wiederum auf. Geschah dieses nicht, so dauert es

9) so lange fort (perpetuum), bis entweder
a) die damit begünstigte Person stirbt, oder
b) die Sache, worauf es haftete, zu Grunde

geht, oder c) der Landesherr, welcher solches aus bloßer Gnade ertheilte, solches wieder aufhebt, oder endlich d) der Privilegirte sich desselben durch Mißbrauch selbst wieder verlustig macht.

10) Ein Privilegium, das sich auf andere Einrichtungen und Verordnungen bezieht (relativum), dauert so lange, wie das, worauf es sich bezog.

Zu den verschiedenen Arten geschriebener Gesetze gehören endlich auch noch

6) die Rechtssprüche und angenommenen Meinungen ganzer Rechtskollegien, auch wohl einzelner berühmter Rechtsgelehrten, über gewisse streitige Fälle (responsa prudentum).

B) Das nicht geschriebene, oder nicht öffentlich bekannt gemachte Recht (Ius non scriptum). Dieses ist theils durch den Gerichtsbrauch, theils durch alte Gewohnheiten und Beobachtung gewisser selbst gewählter Regeln, stillschweigend in Deutschland eingeführt. Hiezu gehört

1) Das Herkommen (Ius traditum); welches von unsern alten Vorfahren durch mündliche Ueberlieferung in Sprichwörtern und alten Reimen gefaßt, bis auf unsere Zeiten gebracht, und bey den Gerichten in gesetzlicher Kraft geblieben ist.

2) Das Gewohnheitsrecht (Ius consuetudinarium) ist durch sich gleich gebliebene Handlungen der

der Unterthanen, bey stillschweigender Einwilligung des Regenten eingeführt. — Handlungen, durch welche ein solches Recht eingeführt werden kann, müssen folgende Eigenschaften haben:

a) Sie müssen öffentlich und so vorgenommen seyn, daß Regent und Unterthan davon Kenntniß erhielten.

b) Muß bey deren Verrichtung immer dieselbe Form beibehalten, und selbige nicht durch widersprechende Handlungen unterbrochen seyn.

c) Mehrere solche Handlungen muß man immer ohne Widerspruch haben verrichten können.

d) Sie müssen schon lange Zeit ausgeübt seyn. Das Alter bürgt oft für die Gültigkeit der Gewohnheit.

e) Solche Handlungen müssen auch der Wohlfahrt des Staats nicht zuwider, so wie der Vernunft gemäß seyn.

f) Endlich dürfen sie auch nicht anders als freiwillig, und zwar so ausgeübt seyn, daß man nicht anders handeln konnte, um sich auf gewisse Weise verbindlich zu machen.

3) Statuta, oder Beobachtungen gewisser Regeln, welche Gesellschaften und Gemeinheiten mit stillschweigender Zulassung des Regenten unter sich eingeführt haben. Hiedurch werden aber lediglich die Mitglieder einer solchen Gesellschaft verpflichtet, ohne daß dieses Einfluß auf den Staat überhaupt hat.

So wie durch des Regenten Zulassung aus gewissen Handlungen ein Gewohnheitsrecht entstehen kann, so wird auch auf der andern Seite ein solches Recht durch Zulassung widersprechender Handlungen wiederum aufgehoben.

## Viertes Kapitel.

### Eintheilung des Rechts nach den Gegenständen desselben.

Das ganze Recht, als Rechtsgelartheit genommen, beschäftigt sich mit den Rechten, dem Eigenthume und den Verbindlichkeiten der in einem Staate in gesellschaftlicher Verbindung lebenden Personen. Hier lehrt es uns

A) diejenigen Wahrheiten kennen, welche sich auf jene Gegenstände beziehen, und welche daher den theoretischen Theil der Rechtskunde ausmachen (Iurispr. theoretica). Dieser handelt nun

1) vom Rechte derjenigen Personen, die in einem Staate beisammen leben (Ius personarum).

2) Von dem Eigenthume, welches dem Staate selbst und den Gliedern desselben zusteht, und denen damit verknüpften Rechten (Ius Rerum).

3) Von den Verbindlichkeiten, welche Personen nach gewissen Verhältnissen gegen einander zu beobachten haben (Ius personale s. obligatorium).

B) Die

B) Die Art und Weise, wie wir zu unserm Rechte gelangen, und darin geschützt werden können; diese macht den praktischen oder angewandten Theil der Rechtskunde aus (Iurisprud. practica). Hierin wird gehandelt

1) von den gesetzlichen Mitteln, welche wir zur Erlangung gerichtlichen Beystandes anwenden müssen. Hierunter werden die verschiedenen Arten der gesetzlichen Klagen verstanden (Actiones iuris).

2) Von der gehörigen Anwendung solcher Rechtsmittel, um dadurch unsere Forderungen zu erstreiten, oder unsere Rechte zu vertheidigen. Diese zeigt den Gang der Processe (Praxis iuris).

Ueber alles dieses wird nun in den folgenden Abschnitten gehandelt werden.

---

## 5.

## Das Studium der Pflanzenkunde, aus Rousseau's Gesichtspunkte und nach Rousseau's Beispiel betrachtet.

Dem Unterrichte in irgend einer Kunst oder Wissenschaft pflegt man eine Einleitung vorauszuschicken, worin gewisse allgemeine Begriffe von der Natur, dem Umfange, den Grenzen, dem Zweck und Nutzen derselben erörtert werden. Man wendet vorzüglichen Fleiß darauf, die Nutzbarkeit der Wissenschaft einleuchtend zu machen, um im voraus die Gemüther der Lernenden zu gewinnen, und ihren Fleiß zu bestechen. Wenn man es unternimmt, den Werth einer einzelnen Wissenschaft vorzüglich daraus zu erweisen, daß sie unsre Wißbegierde nährt und befriedigt, daß sie unsre Einsichten in den Zusammenhang der Dinge erweitert, unsern Geist und sein ganzes Vermögen hebt und stärkt, so verdient dieses Unternehmen Beifall. Allein, den Werth derselben einzig nach Maßgabe des unmittelbar Nützlichen zu bestimmen, in wiefern sie uns im Handel und Wandel brauchbar ist, uns die Bedürfnisse des Lebens verschaft, uns reicher, geehrter, gesünder macht; dies heißt die Würde der Wissenschaft herabsetzen, und den Endzweck alles Lernens, die Vervollkommnung

und

und Veredlung unsers Geistes, gegen einen höchst untergeordneten Zweck des Eigennutzes und des sinnlichen Vortheils vertauschen.

Die Botanik wird als Wissenschaft in diesem Magazin der Gegenstand eigner Betrachtungen seyn; die Stelle einer Empfehlung dieser reizenden Wissenschaft im voraus für die, welche einer Anpreisung bedürfen, mögen die folgenden Zeilen vertreten, die das Beispiel eines uneigennützigen und weit über die Zwecke des Bedürfnisses erhabnen Freundes der Botanik aufstellen.

Eines solchen Beispiels bedarf es, um der Wissenschaft selbst Liebhaber zu verschaffen: Beispiele von Männern, die durch eine Wissenschaft sich einen Namen erworben haben, zu Reichthümern gekommen sind, hohe Ehrenstellen errungen haben, können der Wissenschaft zwar viele Schüler, aber keinen einzigen wahren Freund zuführen. Als Dienerin unsrer Bedürfnisse hat sie nur soviel für uns Werth, als sie unsre sinnliche Ansprüche befriedigt.

Weit entfernt aber, wie alle übrigen Wissenschaften, auch die Botanik, als Dienerin der Bedürfnisse des sinnlichen Lebens zu verachten, dürfen wir nicht übersehen, was das unermeßliche Reich der Pflanzenwelt für wichtige Beiträge zur Erhaltung des Lebens liefert. Wir borgen unsre Nahrungsmittel großentheils dem Pflanzenreich ab, und es giebt Nationen, die sich blos von Vegetabilien nähren. Es ist keine noch so ärmlich ausgestattete Gegend der

bewohnten Erde, auf der nicht wenigstens hie und da, auch im kümmerlichsten Boden, ein Grashalm, eine Pflanze, eine Blume, zur Nahrung der vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfe keimt. Die Heilkräfte, welche in einen großen Theil der Pflanzenschöpfung gelegt sind, entdeckte zuerst durch unbegreiflichen Instinkt das Thier, und der Mensch lernte sie ihm ab, oder entdeckte sie selbst durch Zufall und durch Versuche. Das Heer von Krankheiten und physischen Uebeln, das sich der Mensch theils durch seine Schuld zugezogen, theils als Mitgift seiner eingeschränkten Natur truz, lernte der Mensch durch diese Heilmittel wo nicht aus der Natur vertreiben, doch zu lindern und erträglicher zu machen. Der Landmann und der Arzt leisten uns wesentliche Dienste durch den Gebrauch, den sie von dem Pflanzenreiche für die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft machen, und diese beiden Klassen haben sich gleichsam in das Gebiet der Botanik und dessen weitern Anbau getheilt.

Eine freiere, weniger vom niedrigen Bedürfniß abhängige Art, Wissenschaften und Künste als Mittel zur Aufklärung unseres Geistes, und zur Befriedigung unseres Fortschreitungs- und Erweiterungstriebs, zu betreiben, hat seit einigen Jahrzehenden Naturgeschichte und insonderheit Botanik zu einem Lieblingsstudium der aufgeklärten Nationen erhoben. Ich irre vielleicht nicht, wenn ich hierin den Einfluß erkenne, den Rousseau's, des Lieblingsschriftstellers unsrer und der Französischen Nation, Beispiel und Stimme gehabt hat.

Der

Der Bürger von Genf hatte von seiner Jugend auf Veranlassung genug, die Natur und ihre Werke an Ort und Stelle zu studiren, ohne daß er sich für Naturgeschichte bestimmt hätte. Er brachte einen Theil seiner Jugendjahre im Schooße der ländlichen Natur zu, für deren einfachen, kunstlosen und ewig neu bleibenden Genuß er ganz gemacht war. Er kam in seinem siebzehnten Jahre zu einer Frau von Warens in Annecy, welche aus Liebhaberey Arzneyen verfertigte. Hier war der gute Johann Jakob mit Kräutern aller Art umgeben. Der Hausverwalter, Claude Annet, ging zu diesem Behuf häufig auf botanische Wanderungen aus, und war nicht froher, als wenn er mit neuen Pflanzen von seiner Entdekkungsreise heimkehrte. Dieß reizte wirklich einigemal den jungen Rousseau, seinem lieben Claude Annet auf den Spaziergängen Gesellschaft zu leisten: allein seine gänzliche Unwissenheit in der Botanik, und die Bemerkung, daß man in dem Hause die Pflanzen blos zu Spezereien brauchte, verleidete ihm die Botanik, die er für ein bloßes Apothekerstudium ansah. Frau von Warens wollte in der Folge in Chambery in Savoyen, wohin sie gezogen war, durch ihren geschickten Botanikus einen großen botanischen Garten anlegen lassen, durch dessen Ausführung Rousseau wahrscheinlich zu der Botanik geführt worden wäre. Allein der Tod des ehrlichen Annet vereitelte dieses Unternehmen. Auch der Aufenthalt auf einem kleinen Landgütchen in Charmettes, unweit Chambery, wo sich Frau v. Warens eine Som-

mer-

merwohnung ausersehen hatte, konnte ihn nicht für dieses Studium gewinnen, unerachtet wirthschaftliche und ländliche Arbeiten ihn dort beschäftigten. Frau v. Warens liebte und sammelte noch immer Kräuter. Als Rousseau einst auf einem Spaziergange Blumen gepflückt hatte, machte sie ihm über den Bau und die Beschaffenheit derselben so viele artige Bemerkungen, daß Rousseau viel Freude darüber empfand. Dennoch war er durch andere Studien, vorzüglich der Musik, damals so zerstreut, daß diese flüchtigen Gefühle bald vorüber giengen.

Auch als Mann brachte Rousseau einen großen Theil seiner Zeit in der ländlichen Einsamkeit zu, wo er noch inniger mit der Natur vertraut wurde, die seine treueste Freundin blieb, als er sich von seinen vertrautesten Freunden verlassen glaubte. Ländliche Geschäfte wechselten hier mit seinen litterarischen Arbeiten ab. Der Geist der Unduldsamkeit verjagte ihn aus seinen ländlichen Hütten. Er fand in Motiers Travers im Neuchateller Gebiet wieder eine Wohnung und Gegend, die ihm ersetzte, was er verlohren hatte. Hier wachte zuerst der Hang zur Botanik bey ihm auf, der von da bis ans Ende seines Lebens zwar bisweilen ein wenig abnahm, aber nur, um sich Rousseau's nachmals desto stärker wieder zu bemächtigen. Ehemals war sein unruhiger Kopf noch nicht für dieses ruhige Studium gestimmt gewesen: itzt, nachdem er alle Ansprüche auf Glück und Ehre aufgegeben, da er in den friedlichen, romanti-

schen,

schen, kräuterreichen Schweizergebirgen hauſete, war er reif für dieſes Studium, für welches ihm ſein Freund, Doctor v. Ivernois, im Jahr 1764 zuerſt Geſchmack einflößte. Als ein Anfänger dieſer Wiſſenſchaft ſchrieb er an einen Freund: „Meine Wanderungen in unſern Gebirgen, die ſo reich an Pflanzen ſind, haben mir Geſchmack für die Botanik abgewonnen; dieſe Beſchäftigung iſt einer wandelnden Maſchine, welcher das Denken verboten iſt *), ſehr angemeſſen. Da ich meinen Kopf nicht leer laſſen kann, ſo will ich ihn wenigſtens mit Heu anfüllen. Ich kenne nur erſt zehn Pflanzen.“ Wenn er an einen Botaniſten ſchreibt, er treibe die Botanik nicht ins Große, und als einen Theil der Naturgeſchichte, ſondern höchſtens als ein Apothekerburſche, um Tiſanen und Kräuterbrühen machen zu lernen, ſo iſt dies gewiß Scherz, da er dem botaniſchen Studium in pharmaceutiſcher Rückſicht nicht gewogen war. Gleich luſtig drückt er ſich ein andermal aus: „Ich habe nichts als Heu in meinem Kopf; ich bin ſelbſt im Begriff, eine Pflanze zu werden, und ich ſchlage ſchon Wurzeln in Motiers!“ Ungefähr in dieſer Zeit machte er mit ſeinem Neuchateller Freund, du Peyrou,

*) Dieß bezieht ſich auf die Verfolgungen, welche ihm ſeine freimüthig gedachten und freimüthig geſchriebenen Werke zugezogen hatten. In eben dieſer Hinſicht ſchrieb er an einen Freund: Mit einem Linnäus in der Taſche und Heu im Kopfe, hoffe ich, daß man mich nicht hängen wird!“

von, einen botanischen Spaziergang, auf welchem er eine Pflanze gewahr wurde, die er beim ersten Anblick vor 30 Jahren gesehen zu haben sich erinnerte. Frau von Warens hatte ihm einst auf einem Spaziergange die blaue Pervinca, eine Pflanze der südlichen Gegenden, gezeigt. Rousseau hatte sie, ohne sich niederzubücken, blos im Vorbeigehen flüchtig angesehen. Itzt, als er in dem Gesträuche Pflanzen suchte, rief er auf einmal voll Freude: Ha Pervinca, Pervinca!

Rousseau wurzelte nicht in Motiers Travers ein. Unduldsamkeit vertrieb ihn auch aus dieser Gegend. Bald darauf ließ er sich auf der kleinen Petersinsel in der Mitte des Bieler Sees nieder, wo er, der Gesellschaft der Menschen, selbst der Wissenschaften müde, nach einem schwülen Mittag, am Abend seines Lebens in geschäftloser Muse froh zu werden hofte. Die Kräuterkunde war noch das einzige Studium, was sich mit dieser Lebensart vertrug. Ein Studium von so unthätiger Art, blos als Liebhaberey und als Gegenstand der Unterhaltung betrieben, kostete keine Anstrengung des Kopfes, war aber auch auf der andern Seite fähig, die Leere müssiger Stunden auszufüllen, und die Langeweile eines völlig geschäftlosen Lebens zu verscheuchen. Nachlässig in Wäldern und auf Wiesen herumirren, da eine Blume, dort einen Zweig abbrechen, tausendmal dieselben Dinge mit Interesse beobachten, weil sein schwaches Gedächtniß ihm das Alte immer neu machte:

dies

dies war das Mittel, sein Leben angenehm zu verträumen. „So kunstvoll, so bewundernswürdig, so verschieden, sagt Rousseau, auch der Bau der Pflanzen seyn mag, so ist er doch einem ungeübten Auge nicht auffallend genug. Jene Einheit und Regelmäßigkeit in der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Organisation entzückt blos die, welche schon einige Begriffe vom Pflanzensystem haben. Die andern fühlen beim Anblick dieser Schätze der Natur nur eine todte Bewunderung. Sie sehen nichts Einzelnes, weil sie nicht einmal wissen, was zu bemerken ist, nicht das Ganze, weil sie keinen Begriff von einer Kette und Verbindung der Dinge haben, welche das Auge des Beobachters mit ihren Wundern fesselt.“ Rousseau stand, wie er von sich selbst sagt, auf dem glücklichen Punkt, wenig genug von der Botanik zu wissen, um alles neu zu finden, und viel genug, um durch jede Schönheit sich rühren zu lassen.

Die Petersinsel ist, nach Meiners *), ein paradiesisches Eiland. Man kann fast keine Art von zahmen und wilden Bäumen und Gesträuchen, keine Gattung von ländlichen Szenen und von schönen oder großen Aussichten erdenken, die nicht auf dieser Insel versammlet wäre, oder gefunden werden könnte. Ein solches Eiland war für Rousseau von jeher Bedürfniß gewesen, aber als Botaniker mußte er sich itzt hier vorzüglich in seinem Elemente befinden. Auch wurde dieses Studium wirklich bey ihm bald zur Lei-

den-

*) Briefe über die Schweiz 4, 199 f.

denschaft. Er tapezirte sein Zimmer mit Blumen und Kräutern aus: er machte den Plan zu einer Flora Petrinsularis (Pflanzensammlung von der Petersinsel), worin alle Pflanzen der Insel mit einer Vollständigkeit und Umständlichkeit beschrieben werden sollten, die ihn für den Rest seiner Tage hinlänglich hätten beschäftigen können. Alle Morgen gieng er mit dem Vergrößerungsglas in der einen, und mit einem botanischen Buche in der andern Hand aus, ein Stück der Insel zu besuchen, die er zu dem Behuf in verschiedene Quartiere eingetheilt hatte. Er gerieth jedesmal in Entzücken, wenn er eine Bemerkung über den Bau, die Organisation und die Befruchtung der Pflanzen machte, da ihm noch alles neu war. Nach 2 bis 3 Stunden kam er mit einer reichen Pflanzenerndte zurück, mit deren Zergliederung, Anordnung oder Auftrocknung er sich in den Nachmittagsstunden, bey Regenwetter, zu Hause beschäftigte. Bei gutem Wetter gieng er auch des Nachmittags seinem Lieblingsgeschäft nach. Linnee's System studierte Rousseau mit Leidenschaft. Der philosophische Geist, mit welchem der schwedische Ritter das Pflanzenreich untersucht, nahm ihn für dasselbe ein: nur glaubte er, Linnee habe die Botanik zu sehr aus Büchern und aus Gärten, und nicht genug aus der freyen Natur selbst studirt. Der Mensch hat zu seinem Nutzen oder zu seinem Vergnügen viele Pflanzen durch Künsteley verstümmelt oder umgeschaffen, und man kann sich sehr betrügen, wenn man in den Werken der Menschen die Werke der Natur

zu

zu erkennen glaubt. Rousseau machte dagegen die ganze Insel zu seinem Garten: wollte er eine Untersuchung anstellen, oder eine Bemerkung bestätigen, so machte er seine Bemerkungen auf der Stelle neben der Pflanze, zu der er sich auf die Erde hinlegte. Fagon, Leibarzt Ludwigs XIV., erzählt Rousseau, welcher alle Pflanzen im königlichen Garten kannte, konnte keine einzige auf freiem Felde unterscheiden; Rousseau hingegen verstand Etwas von den Werken der Natur; von den Werken des Gärtners wußte er nichts.

Rousseau's Bestimmung war es nicht, wie er sich geträumt hatte, seine Tage in Ruhe und Frieden auf der Petersinsel zu beschließen. Ein obrigkeitlicher Befehl vertrieb den unglücklichen Märtyrer der Wahrheit auch aus diesem Zufluchtsort. Er floh nach England, wo er einige Jahre auf dem Lande zubrachte, und sein botanisches Studium fortsetzte. Von dort aus schrieb er 1766 an die Herzogin von Portland, welche ihm Pflanzen überschickt hatte: „Es ist nicht genug, daß ich Kräuter von Ihnen habe; ich bedürfte auch Ihres Unterrichtes. Wenn ich zu spät angefangen habe, diese Wissenschaft zu treiben, um sie je zu erlernen, so würde es mir doch Vergnügen machen, sie zu lernen, und zwar bey Ihnen zu lernen. Ich würde darin jene kostbare Heiterkeit der Seele finden, welche die Betrachtung der Wunder, die uns umgeben, gewährt: und wenn ich auch nicht der gelehrteste Botanist würde, so würde ich doch gewiß der weiseste und glücklichste seyn. Ein

Gut, welches ich nach Ihrem Beispiel suche, und das man nie vergebens sucht. Jemehr der Geist sich aufklärt und unterrichtet, destomehr Friede kömmt in das Herz. Das Studium der Natur zieht uns von uns selbst ab, und erhebt uns zu dem Urheber der Natur. In diesem Sinn hat Naturgeschichte und Pflanzenkunde Einfluß auf unsre Weisheit und Tugend."

Gehabte Verdrießlichkeiten und Streitigkeiten sowohl als das rauhe Klima verleideten ihm den Aufenthalt in England. Unter manchen sonderbaren Einfällen, die sich in seinem Kopfe durchkreuzten, war itzt auch der, nach Griechenland oder in eine der griechischen Inseln, die einen milden Himmel hätte, und reichlich mit Pflanzen ausgestattet wäre, zu ziehen, um dort in Unabhängigkeit zu leben und zu grasen. „Ich habe es versucht, schrieb er damals an einen Freund, die Pflanzen zu verlassen, aber ich habe gesehen, daß ich mich nicht mehr von ihnen trennen konnte. Diese Zerstreuung ist mir nothwendig; es ist das Vorurtheil eines Kindes, das aber mein ganzes Leben dauern wird!"

Er kehrte in der Folge nach Paris zurück, wo er sich noch manches Jahr mit Pflanzensammlen beschäftigte. Er erwarb sich selbst noch gelehrtere Kenntnisse von der Botanik durch das Studium der vornehmsten botanischen Werke unsrer Zeit. Er machte Herbaria, er schrieb selbst in den Jahren 1771 - 73 Briefe über die Botanik an eine Frau v. L—, die ihre Tochter mit dem Pflanzenreich bekannt machen

chen wollte. Er unternahm überdies ein Wörterbuch der der Botanik eigenthümlichen Redensarten, welches aber nur Bruchstück geblieben ist.

Allmählig nahmen ihm sein Alter und seine sizzende Lebensart die Kräfte zu größern botanischen Wanderungen. Auch fehlte es ihm an der dazu erforderlichen Muse, da er sich seinen Unterhalt durch Notenschreiben zu erwerben suchte. Er nahm daher endlich Abschied von dem Pflanzenstudium: verkaufte sein großes Herbarium und seine botanischen Bücher; zufrieden, nur noch bisweilen die gemeinen Pflanzen wieder zu sehen, die er auf seinen Spazierwegen um Paris fand, und sich dabey seiner alten Liebhaberey zu erinnern. Während dieser Zeit vergaß er das meiste, was er darin gelernt hatte, und noch schneller, als es sich ihm eingeprägt hatte.

Man hätte glauben sollen, der alte, von Kummer, von Arbeit, von Jahren niedergedrückte Mann würde nie wieder zu seinem Schooßkinde, der Pflanzenkunde, zurückkehren, als auf einmal in seinem 65sten Jahre die alte Liebe zur Botanik wieder bey ihm aufwachte. Beraubt des wenigen Gedächtnisses, das er noch gehabt hatte, und der Kräfte zum Herumwandern, ohne Leitung, ohne Bücher, ohne Garten, ohne Herbarium, ergriff ihn die vorige Leidenschaft. Er beschloß das ganze Pflanzenreich nach Murray *) zu studiren, und alle auf der Erde be-

 kannte

*) Regnum vegetabile.

kannte Pflanzen kennen zu lernen. Unvermögend, selbst botanische Bücher zu kaufen, scheieb er sich mit der ihm eignen Geduld die ab, welche er geliehen hatte, und beschloß ein reicheres Herbarium zu machen, als er vorher gehabt hatte. Er fing in seinem kleinen Kreise wieder an zu sammlen, und mit jedem neuen Grashalm, den er entdeckte, sagte er mit Selbstgenügsamkeit zu sich: Voilà toujours une plante de plus!

Mit welchem Auge er damals die Kräuterkunde ansah, was sie ihm besonders theuer und werth machte, und in wie fern sie seinen Umständen angemessen war, darüber wollen wir sein eignes ausführliches Glaubensbekenntniß anhören.

„Die Bäume, Gesträuche und Pflanzen sind der Schmuck und das Gewand der Erde. Nichts ist so traurig, als der Anblick einer nackten und kahlen Gegend, die dem Auge nichts als Steine, Leimen und Sand darbietet. Aber, belebt durch die Natur, und angethan mit ihrem Hochzeitkleide, bietet die Erde, mitten unter rieselnden Bächen und dem Gesange der Vögel, dem Menschen in der Harmonie der drey Reiche ein Schauspiel voller Leben, Interesse und Reize dar, dessen sein Auge und Herz nie müde wird.

Ich fand Geschmack an dieser Augenweide, die im Unglück den Geist beruhigt, erheitert, zerstreut und das Gefühl der Leiden hemmt. Die sanften Düfte, die lebhaften Farben, die schönsten Gestalten, scheinen

scheinen sich um das Vorrecht zu streiten, unsre Aufmerksamkeit zu fesseln.

Das Vorurtheil, in den Pflanzen nichts als Spezereyen und Arzneimittel zu suchen, entzieht dem Pflanzenreiche die Aufmerksamkeit der Männer von Geschmack. Man begreift nicht, daß die Organisation der Pflanzen an sich einige Aufmerksamkeit verdiene. Diese blos medicinischen Begriffe sind in der That nicht sehr geschickt, das Studium der Botanik angenehm zu machen. Sie vertilgen den Schmelz der Wiesen, den Glanz der Blumen, sie trocknen das frische Laub der Gebüsche aus, sie machen Bäume und Schatten unschmackhaft und ekelhaft. Alle diese reizenden und anmuthigen Formen können den wenig rühren, der dies alles nur in einem Mörser zu stoßen Willens ist, und man macht keine Blumensträuße und Kränze, wo man blos Kräuter zu Klistieren sucht.

Nichts von dem allen störte meine ländlichen Phantasien. Ich habe zwar oft beim Anblick der Felder, Gärten, Wälder und ihrer zahlreichen Bewohner den Gedanken gehabt, daß das Pflanzenreich ein großes Vorrathshaus von Nahrungsmitteln für Menschen und Vieh ist; nie aber ist es mir in den Sinn gekommen, Species und Heilmittel darin zu suchen. Ich fühle sogar, daß mein Vergnügen am Herumwandern in der freien Natur durch den Gedanken an die menschliche Hinfälligkeit, an alle die Fieber und zahllosen Krankheiten, würde vergiftet werden.

Diese Stimmung des Geistes, die alles nur auf das gröbere Interesse bezieht, welche überall Nutzen oder Heilmittel sucht, und welche die ganze Natur mit Gleichgültigkeit betrachten würde, wenn man sich immer wohl befände, ist nie die meinige gewesen. Alles, was mich an meine Bedürfnisse mahnt, trübt und verdirbt mir meine Gedanken. Nie habe ich die wahren Reize geistiger Vergnügungen ganz geschmeckt, als wenn ich mich ganz des Gedankens an sinnliches Interesse entledigt hatte.

Meine für alle große Gedanken todte Seele kann nur noch durch die Pracht der Blumen, den Glanz der Wiesen, die frischen Schatten, Bäche, Gebüsche, Rasen, angeregt werden. Ich bin nur noch Empfindung. Angezogen durch die lachenden Gegenstände, die mich umgeben, betrachte, beobachte, vergleiche ich sie, ich lerne sie endlich in Klassen ordnen, und so bin ich auf einmal so sehr Botaniker, als es der zu seyn nöthig hat, der die Natur nur darum studirt, um immer neue Ursachen, sie zu lieben, darin zu finden.

Die Pflanzen scheinen so verschwenderisch auf der Erde, wie die Sterne am Himmel ausgesäet zu seyn, um die Menschen durch Vergnügen und Neugierde zu der Untersuchung der Natur einzuladen. Die Sterne sind uns aber zu weit entlegen. Man braucht dazu mehr Vorkenntnisse und Werkzeuge. Die Pflanzen wachsen dagegen unter unsern Füßen, und, so zu sagen, uns in die Hände, und entzieht die Kleinheit

ihrer wesentlichen Theile sie auch bisweilen unserm bloßen Auge, so sind doch die Werkzeuge, deren man sich dabey bedient, von weit leichterm Gebrauch, als die astronomischen. Der Botaniker irrt, mit einer Spitze und einem Vergrößerungsglase hinlänglich bewaffnet, in der Natur umher. Er mustert jede Blume mit Theilnehmung und Neugierde, und, sobald er anfängt, die Gesetze ihrer Einrichtung zu verstehen, so genießt er ohne Mühe bey ihrer Beobachtung das größte Vergnügen. In dieser müssigen Beschäftigung liegt ein Reiz, den man nur bey vollkommner Stille der Leidenschaften empfindet, aber der allein hinreicht, das Leben angenehm und glücklich zu machen. Aber, sobald sich ein Bewegungsgrund von Eigennutz oder Eitelkeit einmischt, sey es Ehrenstellen zu bekleiden, oder Bücher zu schreiben; sobald man nur lernen will, um zu lehren, sobald verschwindet dieser ganze Reiz, wir sehen nichts mehr in den Pflanzen, als Werkzeuge unsrer Leidenschaften; wir finden kein wahres Vergnügen mehr darinnen; wir wollen nicht mehr wissen, sondern zeigen, daß wir wissen, und mitten im einsamsten Hain befinden wir uns auf der Bühne der Welt, beschäftigt mit dem Gedanken, uns bewundern zu lassen.

Alle meine botanischen Wanderungen, die verschiedenen Lokaleindrücke der Gegenstände, die mir aufgefallen sind, die dadurch entstandnen und veranlaßten Vorstellungen, die zufälligen Begebenheiten, die sich darein mischten, erneuern sich in meiner Phan-

taste wieder, so oft ich die an jenen Oertern gesammelten Pflanzen ansehe. Ich werde jene schöne Gegenden nicht wieder sehen; aber ich darf nur mein Kräuterbuch aufschlagen, und es versetzt mich wieder dahin. Dieses Kräuterbuch ist für mich ein Tagebuch meiner botanischen Spaziergänge, durch welches ich sie immer mit neuem Vergnügen beginne, und bringt die Wirkung einer optischen Vorstellung hervor, welche sie meinen Augen wieder vormahlt.

Diese Kette von zufälligen Ideen bindet mich an die Pflanzenkunde. Sie ruft in meine Einbildungskraft die schmeichelhaftesten Vorstellungen der Vergangenheit, Wiesen, Gewässer, Wälder, die Einsamkeit, und hauptsächlich den Frieden und die Ruhe, die man in allem diesen findet, zurück. Sie versetzt mich in die friedlichen Wohnungen, mitten unter die guten und einfachen Menschen, unter denen ich einst lebte."

Rousseau wohnte in der letzten Zeit seines Lebens unweit Paris, in Ermenonville. Er flößte dem Sohn seines Wirthes, des Marquis von Gerardin, Neigung zur Kräuterkunde ein, und nahm ihn mit sich auf seine botanischen Wanderungen. Noch wenige Tage vor seinem Tode im Junius 1778 bat er einen Freund, der nach Paris zurückgieng, beim Abschiednehmen, ihm Papier zur Fortsetzung seines Kräuterbuchs, und Farben zu den Einfassungen zu schicken. Auch bestellte er sich verschiedne botanische Werke, die er den nächsten Winter zu studiren dächte.

Noch

Noch voll von diesen Plänen in die Zukunft legte dieser außerordentliche Mann sein Haupt nieder, und — entschlief *)!

Lenz.

*) Der Stoff zu obigem Aufsatz ist aus Rousseau's Werken, vorzüglich aus den Bekenntnissen, den Dialogen, den Spaziergängen, den Briefen, entlehnt. Die neulich erschienene Fortsetzung der Bekenntnisse, nebst den zugleich herausgegebenen Briefen sind nicht unbenutzt geblieben. Die jedesmalige Nachweisung der Stellen war überflüßig in einem Aufsatz, der nicht für Gelehrte geschrieben ist.

## 6.

## Ueber die Natur der Erdbeben und der feuerspeienden Berge, in besondrer Rücksicht auf den Etna.

Der Etna, Vesuv, Hekla und andere feuerspeiende oder vulkanische Berge stellen dem Liebhaber der Naturgeschichte zu wichtige Auftritte dar, sind eine zu merkwürdige und große Erscheinung in der Schöpfung, als daß wir nicht suchen sollten, unsre jungen Leser, so wie mit der Natur der Erdbeben überhaupt, als auch mit dem einen oder dem andern dieser Feuerschlünde insbesondre bekannter zu machen. Sie haben dem Beobachter merkwürdiger, auffallender Erscheinungen in der Natur von jeher den reichlichsten Stoff zu Untersuchungen und Veranlassungen, zu mannigfaltigen Erläuterungen und Aufklärungen über die innere Beschaffenheit unsers Weltkörpers gegeben, und verdienen in Ansehung des fürchterlich prächtigen Schauspiels, welches sie dem Augenzeugen geben, eine vorzügliche Aufmerksamkeit.

Keiner der neuern Reisenden liefert uns unsers Wissens von diesen großen Naturphänomenen ein interessanteres, treueres und schöneres Gemälde, als Herr Bartels in seinen vortreflichen Briefen über Kalabrien und Sicilien, mit denen er dem

Publi-

Publicum ein so angenehmes als unschätzbares Geschenk machte. Der ein- und zwei und zwanzigste Brief des zweiten Theils dieser Sammlung enthalten, jener die Reise auf den Etna, und dieser die Aufzählung der verschiedenen Auswürfe des Berges, mit einem Fleiß, einem Beobachtungsgeist, mit einem Scharfsinn, und zugleich mit einer hinreißenden Beredsamkeit beschrieben, daß wir, ohne den treflichen Beobachtungen und Untersuchungen eines Hamilton, Brydone und andrer Gelehrten ihren Werth abzusprechen, die Nachrichten, die uns Herr Bartels darüber mitgetheilt hat, vor andern zum Leitfaden wählten, um die Leser dieser Schrift, die diese Briefe nicht selbst besitzen, mit der Geschichte der Feuerauswürfe des Etna und einiger in ihrer Art einzigen Auftritte während des schrecklichen Erdbebens, das im Jahre 1783 Kalabrien und Sicilien traf, theils mit dem Berge selbst bekannter zu machen. Ehe wir indessen Herrn Bartels Worte anführen, wollen wir versuchen, unsern Lesern einen deutlichern Begriff von der Natur des Erdbebens und der Vulkane zu geben.

In den Hölen der Erde befinden sich viele Dünste, und unter diesen Dünsten vorzüglich schwefelige, eisenhaltige, salpetrige ꝛc., die, wie alle übrigen Körper, vom Anfange an in der Erde gearbeitet haben. Gerathen diese brennbaren Dünste, wenn sie gähren, in Entzündung, so erfolgt natürlicherweise ihre weitre Ausdehnung. Ist nun nicht schon von Natur eine Oeffnung da, aus welcher die Flamme, der

Rauch

Rauch und die geschmolzenen Sachen einen Ausgang finden, oder mit andern Worten: ist kein Vulkan oder feuerspeiender Berg da, so verursacht das Feuer, welches aus jener Gährung, oder auch durch die Erhitzung, die durch die Befeuchtung des Schwefels und der eisenhaltenden Materien im Innern der Erde mit Wasser entstanden ist, oder vielmehr die aus den glühenden Materien entwickelte Luft, unter einem fürchterlichen Zucken, oft auch, wenn die Ausdehnung sehr plötzlich geschiehet, unter Blitz und Donner die heftigsten Erschütterungen, und die gefährlichsten Ausbrüche.

Um unsern Lesern hievon eine noch deutlichere und vollständigere Darstellung zu geben, und sie zugleich mit einer andern Meinung über die Natur der Erdbeben bekannter zu machen, die, seitdem man auf die Untersuchungen der Elektricität mehrere Sorgfalt verwendete, bei vielen Naturforschern Eingang fand, setzen wir folgendes aus einem Werke her, das billig in keiner Büchersammlung fehlen sollte, das als das einzige in seiner Art, unstreitig eine der nützlichsten, ja wir können dreist behaupten, für den wißbegierigen Jüngling die vorzüglichste und lehrreichste aller periodischen Schriften ist, nemlich aus den wöchentlichen Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner, herausgegeben von Zöllner und Lange (S. 769—788), welche vortreffliche Schrift, zur wahren Freude aller Freunde einer durchaus soliden Lektüre, noch jetzt unter dem verän-

derten

derten Titel: Wöchentliche Unterhaltungen über die Characteristik der Menschheit, ihren Fortgang hat. Hier heißt es a. a. O. S. 769 u. f. „Wenn man den Wirkungen des unterirrdischen Feuers nachdenkt, so ist wohl die erste Frage, die sich gleichsam von selbst darbietet: Woher hat dies Feuer seinen Ursprung? Schon die Alten warfen die Frage auf, und beantworteten sie mit einer Fabel. In den spätern Zeiten, als man mit mehrern feuerspeienden Bergen bekannt wurde, achtete man genauer auf alle dabei vorkommende Umstände, und suchte der wahren Erklärung näher zu kommen. Insonderheit haben es viele Naturforscher wahrscheinlich zu machen gesucht, daß in der Mitte des Erdbodens ein unaufhörliches Feuer brenne, welches nur hier und da gleichsam sich einen Schornstein öffnete, aus dem es den Ueberfluß von geschmolzenen Materien hervorstieße, und sich zugleich Luft schaffe *). So mannigfaltig indessen die Gründe seyn mögen, auf die man sich zum Beweise eines solchen Feuerheerdes im Mittelpunkte der Erde beruft, so groß sind doch auch die Schwierigkeiten, die bei dieser Theorie unbeantwortlich bleiben. Es scheint daher wohl das sicherste zu seyn, daß man sich mit der einfachen Erklärung dieses Phänomens begnügt, die zuerst Lemery im Jahre 1700 in den Memoires de l'Acad. de Paris gegeben hat. Sie ist auf folgende Erfahrungen gegründet.

Wenn

*) Auch Herr Bartels ist, wie man am Ende dieses Aufsatzes sehen wird, eben dieser Meinung.

Wenn man ein Pfund Eisenfeilspäne und eben soviel Schwefelpulver mit einem Pfunde Wasser zu einem Teige knetet, so empfindet man einen Geruch wie von faulen Eiern. Wird zu dieser Mischung warmes Wasser genommen, so wird sie sogleich schwarz, geht wie ein gährender Teig auf, und wird ansehnlich erhitzt. Mit kaltem Wasser erfolgt diese Wirkung etliche Stunden später. Die Oberfläche erhärtet nach und nach, berstet aber endlich auf, und es dringen durch die entstandenen Ritzen brennende weisse Dünste hervor, welche von Zeit zu Zeit stärker werden, und sich endlich entzünden. Ein solcher Brand kann zehn Stunden dauern, und wenn die Flamme aufhört, so glühet die Masse noch immer fort, wenn man darin rührt. Größere Mischungen machen natürlicherweise einen größern Effekt. Lemery machte den Versuch mit 25 Pfund von jeder Materie; er that sie in einen Topf, band denselben mit einem linnenen Tuche zu, grub ihn in die Erde, und bedeckte ihn etwa einen Fuß hoch. Nach etlichen Tagen wurde die Erde in die Höhe gehoben, es erschienen weiße Schwefeldünste, und endlich eine völlige Flamme. In einem ganz verschlossenen Raume will sich die Mischung nicht erhitzen, ungeachtet sie schwarz wird, sobald sie dann aber an die Luft kömmt, erfolgt Hitze und Flamme.

Nun läßt sich zwar in dem Bauche der Erde kein Magazin von Eisenfeilspänen mit Schwefelpulver vermischt erwarten; aber die Gebirge enthalten einen Körper in großer Menge, in welchem Eisen und Schwe-

Schwefel mit einander verbunden ist, das ist Schwefelkies. Dieser hat die Eigenschaft, daß er in der freien Luft verwittert, und sich, wenn er mit Wasser vermischt wird, und dabei zwar eingeschlossen, aber nicht vor aller Luft bewahret wird, entzündet. Es würde demnach zu einem feuerspeienden Berge nichts weiter nöthig seyn, als daß irgendwo in der Erde, wo eine große Menge Schwefelkies vorhanden ist, das Wasser einen Zugang fände, um sich mit demselben zu vermischen, ihn aufzulösen, und so die Feuertheile in Bewegung zu setzen; könnte alsdann die Luft hinzudringen, so würde die Flamme sich entzünden und ausbrechen.

Diese Voraussetzung wird durch allerlei Wahrnehmungen bei den Vulkanen fast außer allen Zweifel gesetzt. Die Laven sind mit einem beträchtlichen Antheil von Eisen vermischt; die vulkanische Asche wird zum Theil vom Magnet angezogen, oder man findet in dem Auswurfe der feuerspeienden Berge wohl bisweilen Körner und größere Stücke von einem ordentlichen Eisenerz. Auch pflegen die Ausbrüche der Vulkane meistentheils nach einem anhaltenden Regen, oder wenn der Schnee auf ihrer Spitze schmilzt, und das daraus entstandene Wasser sich in ihren Schlund ergießt, wo nicht zu entstehen, doch heftiger zu werden. Der Vesuv und Etna haben auch nicht selten, wenn sie am schrecklichsten wütheten, ganze Wasserströme ausgeworfen, zu einem Beweise, daß das Wasser (welches auch wohl durch unterirrdische Kanäle

näle aus dem Meere hergeleitet werden kann) zur Erzeugung ihres Feuers beitrage. Schwefel findet man zwar in der Lava und Asche entweder gar nicht, oder doch äußerst wenig; aber theils ist es auch nicht möglich, ihn zu entdecken, denn er wird vom Feuer verzehrt, theils verräth auch der Dampf, den die vulkanischen Ausbrüche verbreiten, durch seinen Geruch hinlänglich, daß er vom Schwefel seinen Ursprung habe.

Ist einmal auf diese Art im Bauche der Erde ein Feuer entstanden, so sind auch in derselben Stoffe genug vorhanden, die Flamme und Glut zu erhalten. Vielleicht sind die Steinkohlen und Alaunschiefer dazu am dienlichsten; und die Laven und Asche beweisen, daß sie wirklich ihren Ursprung von diesen erhalten haben; wenigstens haben große Scheidekünstler in den vulkanischen Produkten die augenscheinlichsten Bestandtheile des Thonschiefers gefunden.

Daß dieses unterirrdische Feuer im Stande ist, Inseln empor zu heben, Berge aufzuthürmen, schmelzende Massen in einer ungeheuren Menge hervorzudrängen, große Steine in die Höhe zu schleudern, die Asche viele Meilen weit fortzutreiben, und, mit einem Worte, eine Gewalt zu beweisen, die alle unsre Begriffe übersteigt, darf uns nicht befremden. Man weiß, wie außerordentlich die Kraft ist, die das Wasser hat, wenn es durch die Hitze in Dünste verwandelt wird; es nimmt alsdenn wenigstens einen 14000 mal größern Raum ein, als vorher; und geschieht

schieht diese Ausdehnung auf einmal, so ist beinahe keine Gewalt im Stande, ihr Widerstand zu thun. Eine unmerklich geringe Feuchtigkeit in der Form, worin ein schmelzendes Metall gegossen wird, ist im Stande, nicht nur den Ofen, sondern selbst das Gießhaus zu zertrümmern. Wie groß muß nun die Kraft seyn, wenn in einem eingeschlossenen Raume eine große Menge zuströmendes Wasser auf einmal durch einen außerordentlichen Feuersgrad in Dünste verwandelt wird!

Auf diese Art läßt es sich auch erklären, daß manche feuerspeiende Berge ganz ausgebrannt sind. Ihr Feuer mußte aufhören, sobald die Menge von Schwefelkies, wodurch es entzündet wurde, oder die andern Körper, die ihm zur Nahrung dienten, verzehrt waren. Andere haben in einer Reihe von mehrern Jahren nicht gebraunt; vielleicht, weil sich entweder das Wasser wieder ansammlen mußte, um neue Schwefelkieslagen aufzulösen, oder weil der Zugang der Luft gehemmet ward. Sobald aber die Umstände wieder eintraten, unter denen eine Entzündung erfolgen konnte, fiengen sie auch von neuem an zu wüthen.

Wenn man sich der heftigen Wirkungen erinnert, die das Auswerfen des Feuers bey den Vulkanen veranlaßt, so ist wohl nichts leichter zu begreifen, als daß auch die Gegenden um einen feuerspeienden Berg die Gewalt der Erschütterung empfinden müssen. Jederzeit, wenn ein heftiger Ausbruch des unterirrdischen Feuers erfolgt, pflegen starke Erdstöße vorher

zu gehen, welche mit dem Ausbruche aufhören. Von den Veränderungen, die durch diese Erschütterung hervorgebracht werden, erzählt die Geschichte der ältern und neuern Zeiten unzählige Beispiele. Hier werden Felsen zerschmettert, Gebirge von einander gerissen, und Hügel auf die Ebnen gestürzt; dort tritt das Meer von seinen Ufern zurück, thürmt sich zu schrecklichen Wogen empor, und überschwemmt weite Strecken des trockenen Landes u. s. w.

Wenn man bedenkt, daß ein auf der Straße fahrender Wagen in unsern starken gemauerten Gebäuden eine Erschütterung hervorbringen kann, von der oft Fenster und Schränke erzittern; so kann es nicht befremdend scheinen, daß von dem Ausbruche einer Feuermasse, die mit einer so entsetzlichen Gewalt Lava und große Steine emporhebt, eine Erschütterung entstehen kann, welche sich auf viele Meilen erstreckt; zumal, wenn man erwägt, daß der erste Stoß der ausgedehnten Luft, oder des in Dünste verwandelten Wassers in der Tiefe geschiehet, und diese Tiefe sehr beträchtlich seyn kann. Je ansehnlicher sie aber ist, desto weiter muß sich auch, nach den Gesetzen der Bewegung, die Wirkung des Stoßes auf der Oberfläche verbreiten. Auch kann sich eine Erschütterung desto weiter und schneller fortpflanzen, je dichter der Körper ist, dem sie mitgetheilt wird. Wenn wir daher einen Zusammenhang der Felsen, der sich unter der sichtbaren Oberfläche der Erde fort erstreckt, annehmen müssen, so würde es sich daraus erklären

lassen,

lassen, daß eine Erschütterung, die irgendwo im Bauche der Erde entsteht, sich auf viele Meilen weit vermittelst der Felsenmassen fortpflanzen kann.

Bey dem allen haben scharfsinnige Naturforscher seit geraumer Zeit es bedenklich gefunden, alle die sonderbaren Erscheinungen, die man bei mehrern Erdbeben beobachtet hat, blos der Gewalt eines unterirrdischen Feuers zuzuschreiben. Der Doktor Stukkeley fiel bey Gelegenheit der Erdstöße, die man im Jahre 1749 und 1750 in England empfand, zuerst darauf, diese wunderbare Naturwirkung aus der elektrischen Materie herzuleiten. In der folgenden Zeit hat diese Theorie noch mehrere Anhänger gefunden. Und dies ist keinesweges befremdend, da man der Elektricität wohl noch ganz andere Wirkungen zugeschrieben hat. Lichtenberg sagt: „man hat die elektrische Materie zur Ursache der Bewegung der Planeten, der Millionenmeilenlangen Kometenschweife, des Thierkreislichts, der Wasserhosen, der Nordscheine, des Wachsthums der Pflanzen u. s. w. gemacht, ja sie sogar zur Dolmetscherin zwischen Materie und Geist bestellt. Andere haben in ihr eine so allgemeine wirkende Ursache gesehen, daß sie vorläufig schon in dem Besitze jeder Entdeckung sind, die man künftig von der Seite machen wird.“ Warum sollte man nicht auch bei der Erklärung der Erdbeben auf sie gefallen seyn? Und ganz ungegründet scheint die Vermuthung nicht zu seyn. Wenigstens treten bei dem Erdbeben wirklich Umstände ein, die mit den Wirkungen der

Elektricität die größte Aehnlichkeit haben. Die Erschütterung wird oft dreißig, vierzig und mehrere Meilen weit fast in einem Augenblicke empfunden, so wie man bei der Fortpflanzung des elektrischen Schlages nach den weitesten Entfernungen, in welchen man bis jetzt die Versuche angestellt hat, keine Zeitfolge wahrzunehmen im Stande gewesen ist. Die Erdbeben pflegen wie die heftigsten Gewitter, nach einer anhaltenden Dürre, bei starken Regengüssen zu erfolgen. Sie pflegen in ihrem Gange auch der Richtung der Flüsse zu folgen, und scheinen überhaupt den Gewässern nachzuziehen, wie auch die elektrische Materie vom Wasser geleitet wird. Endlich ist auch die elektrische Materie diejenige, der man, andern Erscheinungen zu Folge, am ersten eine so ungewöhnliche Kraft zutrauen kann, als die ist, womit weite Erdstrecken erschüttert werden, und es zeigen sich sogar wirklich Blitze bei den Ausbrüchen feuerspeiender Berge.

Es sey uns erlaubt, auch noch die folgenden Bemerkungen des scharfsinnigen Verfassers der Abhandlung über die Revolutionen auf dem Erdboden, die gewiß von der Art sind, daß wir glauben, sie unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, herzusetzen.

„Ohne mich, sagt er, auf die Fragen, ob die elektrische Materie die einzige oder die hauptsächlichste, oder doch eine mitwirkende Ursache der Erdbeben sei, einzulassen, will ich nur einige von den Hauptrevolutio-

lutionen, die durch dieselben auf dem Erdboden hervorgebracht worden, hier anführen.

Plinius erzählt, daß unter dem Konsulate des L. Marcius und Sextus Julius ein Erdbeben auf dem Felde bei Modena zwei Berge so zusammenstieß, daß sie mit einem entsetzlichen Krachen gegen einander zerschmettert wurden, und mit ihren Trümmern eine Anzahl Dörfer, Menschen und Thiere bedeckten. Eine Menge römischer Ritter und Reisenden sind davon Augenzeugen gewesen. Unter der Regierung des Tiberius wurden in Asien dreizehn ansehnliche Städte gänzlich verwüstet, und unter ihren Trümmern eine Menge von Menschen begraben. Die berühmte Stadt Antiochien erfuhr eben dies Schicksal im Jahr 145, der Konsul Pedo büßte dabei das Leben ein, und Trajan, der sich ebenfalls dort aufhielt, entkam mit genauer Noth. Im Jahre 742 erschütterte ein Erdbeben ganz Egypten, und beinahe den ganzen Orient. In einer einzigen Nacht wurden an die sechshundert Städte wo nicht umgeworfen, doch beschädigt, und es kam eine unzählige Menge Menschen und Vieh um.

Doch es würde ein eignes weitläuftiges Werk erfordern, wenn man alle einzelne Schreckensscenen zusammentragen wollte, die durch Erdbeben verursacht worden sind, die Bücher der Geschichte zählen derselben eine unglaubliche Menge auf; und wie viele ähnliche Erscheinungen mögen nicht ganz ein Raub der Vergessenheit geworden seyn! Es ist nicht unmöglich,

was viele Naturforscher glauben, daß durch Erdbeben Großbritannien vom festen Lande, und Sicilien von Italien sey abgerissen worden. Vielen scheint es auch wahrscheinlich, daß das Bette des mittelländischen Meeres durch unterirrdisches Feuer gegraben worden, und deswegen noch immer von demselben erschüttert werde; daß das schwarze, das kaspische und baltische Meer einen ähnlichen Ursprung haben u. s. w. Und da die Insel Atlantis, von welcher Plato und einige andere Alten reden, doch so schlechterdings verschwunden zu seyn scheint, und es von allen Seiten so schwierig ist, Amerika darunter zu verstehen, so haben viele geglaubt, daß dieselbe wohl durch ein Erdbeben in den Ocean könne versenkt worden, und daß die Inseln des grünen Vorgebirges, die kanarischen und azorischen Inseln, noch Reste derselben seyn.

Obgleich dieses alles nur Vermuthungen sind, so verlieren sie doch das romanhafte Ansehen, welches sie beim ersten Anblicke zu haben scheinen, wenn man bedenkt, daß von Peru bis Japan, und von Island bis zu den Molucken die Eingeweide der Erde schon so oft erschüttert und zerrissen worden sind, daß dergleichen gewaltsame Veränderungen niemals ohne Folgen bleiben können; daß diese Folgen oft gleich anfangs weniger auffallend, aber durch ihre öftere Rückkehr während des Laufs von mehrern Jahrhunderten ganz außerordentlich wichtig werden können; und daß darin sehr wohl ein Hauptgrund zu suchen

sey,

sey, warum der staunende Reisende jetzt keine Spur mehr von Meeren und Seen, von Inseln und Ländern, von Flüssen und Städten findet, deren die alten Erdbeschreiber und Historiker erwähnen.

Man hat überhaupt die Bemerkung gemacht, daß einige Gegenden der Erde ungleich mehr, als andere, den Erdbeben unterworfen sind; am meisten scheinen die heißen Länder die Verwüstung derselben zu erfahren. Amerika und insonderheit Peru leidet sehr viel davon. In Jamaika erwartet man beinah, wie bei uns die Gewitter, alle Jahr ein Erdbeben. Asien und Afrika haben darin gleichfalls keinen Vorzug vor den übrigen Welttheilen; und in Europa ist vornemlich Sicilien und das Königreich Neapel, und beinahe das ganze mittelländische Meer der Hauptschauplatz dieser Verwüstung. Wenn indessen die heissen Länder mehr davon heimgesucht werden, als die nördlichen, so sind doch diese keinesweges davon befreiet. England, Island und Norwegen haben davon die auffallendsten Erfahrungen gemacht, und Gmelin erzählt, er habe selbst in Sibirien Erdstöße empfunden, ja, man habe ihn sogar versichert, daß man daselbst alle Jahre dergleichen periodisch bemerke. In dem mittäglichen Frankreich, welches von den pyrenäischen Gebirgen eingeschlossen wird, hat man bisweilen heftige Stöße empfunden. Unter andern wurde im Jahr 1660 die ganze Gegend zwischen Bourdeaux und Narbonne durch ein Erdbeben gänzlich verwüstet. Eine der merkwürdigsten

Wirkungen davon war, daß ein Berg von dem bigorrischen Gebirge versank, und an dessen Stelle ein See entstand. Nachher fand man, daß viele warme Quellen, die schon bei den Römern berühmt gewesen sind, erkaltet waren, und ihre heilsame Kraft verloren hatten.

Unter den Erdbeben der neuern Zeiten ist eins der merkwürdigsten dasjenige, wodurch Lissabon im Jahre 1755 verwüstet wurde. Es war des Morgens um 9 Uhr, als man auf einmal ein Getöse, wie den Donner, hörte, welches von einem außerordentlich heftigen Erdstosse begleitet war. Die Stösse kamen wieder, die Erde bekam gewaltige Risse, und das Meer gerieth in eine Bewegung, als wenn es kochte. Die Gebäude stürzten ein, und wurden zum Theil von den geöffneten Schlünden verschlungen. Mehr als die Hälfte der Stadt wurde ein Schauplatz der Verwüstung. Ohne daß ein Feuer aus der Erde hervorgebrochen wäre, war eine Feuersbrunst unvermeidlich. Die einstürzenden Trümmer der Häuser fielen hier und da auf die Heerde, ohne die dort brennende Flamme zu ersticken, diese ergriff das Holzwerk, und niemand konnte daran denken, es zu löschen. Das Meer trat hin und her aus seinen Ufern, der Tago schwoll in einigen Minuten mehrere Fuß hoch auf; das Wasser wurde den bestürzten Einwohnern beinahe eben so schrecklich, als das Feuer und das Erdbeben ihnen war.

Nicht nur die Städte in der Nachbarschaft von Lissabon, als Setuval, Santarem und andere, hatten

ten mit der Hauptstadt beinah einerlei Schicksal, sondern die Erschütterung des Bodens mit ihren Folgen erstreckte sich auch, nur mit einer geringern Gewalt, bis auf die entferntesten Gegenden. Man fühlte sie im ganzen Königreiche Portugal und in den meisten spanischen Städten, wo sie sonderlich in Sevilla und Kadix heftig waren; ja dieser letztre Ort wäre beinahe ganz vom Meere begraben worden. Es wurde eine Welle von ungeheurer Größe gegen die Mauren derselben geschleudert, zum Glück aber brach sie sich so, daß sie ihre größte Kraft verlor, und nur eine Chaussee wegriß. Fast zu eben der Zeit empfand man in Hamburg und an den Küsten des mittelländischen Meers, in Holland, Italien und Deutschland mehr oder weniger heftige Erschütterungen. Selbst in Pommern behauptet man, eine ungewöhnliche Bewegung des Wassers bemerkt zu haben.

Man hat sonst geglaubt, daß die feuerspeienden Berge durch ihren Auswurf dem Lande, wo sie wütheten, die heftigen Erdbeben ersparten, und nichts kann mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben. Denn offenbar muß das unterirrdische Feuer sammt der eingeschlossenen Luft und den Wasserdämpfen seine Gewalt verlieren, wenn es irgendwo einen Ausweg findet. Aber das traurige Schicksal, welches Italien im Februar und März des Jahres 1783 erfuhr, dient zum Beweise, daß auch in der Nachbarschaft feuerspeiender Berge die Verwüstungen der Erdbeben zu besorgen sind; wiewohl es möglich bleibt, daß Ka-

labrien und Sicilien ungleich öfter und heftiger würden erschüttert werden, wenn sich nicht die verwüstende Gewalt durch die Schlünde des Vesuvs und Etna von Zeit zu Zeit gleichsam Luft machte. Uebrigens ist sowohl in Kalabrien als Sicilien die Gestalt äußerst beträchtlicher Erdstriche durch das eben erwähnte Erdbeben so verwandelt worden, daß niemand, der sie vorher gesehen hat, sie jetzt wieder erkennen würde. Berge sind gespalten oder umgeworfen, und in die angränzenden Thäler gestürzt, zum Theil haben sie ihre vorige Stelle verändert, oder sind versunken, und ein See bezeichnet jetzt die Stelle, wo sie gestanden haben. Flüsse und Quellen sind verstopft und ausgetrocknet, und statt ihrer sind an andern Orten neue entstanden. Die Zahl an Menschen, die ihr Leben dabei einbüßten, soll sich nach Hamiltons Berichte auf 40000 belaufen, u. s. w.

Wir kehren hier wieder zu den Briefen über Kalabrien und Sicilien zurück. Je mehr man, sagt der würdige Verfasser, der Idee nachhängt, welch' ein fürchterlicher Brand das im Innern der Erde seyn müsse, der in so vielen Jahrtausenden nicht erloschen, und der noch immer, wie das donnernde Getöse und die Rauchsäulen es beweisen, fortbrennt; um desto mehr verliert sich der Mensch in Dinge, die sein Verstand nicht umfassen, und seine Kenntnisse nicht erreichen können; er steht vor einem Labyrinth, aus dem ihn selbst der Faden der Ariadne nicht heraushelfen würde, und knüpfet den Knoten immer

fester, den er zu lösen wünscht. Auf dem Berge selbst ist das Nachhängen dieser Idee fürchterlich, denn bei der Uebersicht der Menge von Bergen, die aus dem Innern des Etna hervorgiengen, schleicht sich unvermerkt die Furcht ein, daß die Erde nothwendig so unterminirt seyn müsse, daß selbst die geringste Bewegung den Einsturz befördern könnte. Ich suchte sie dort aus meiner Seele zu vertilgen; aber kaum befand ich mich wieder in meiner Zelle, so schlug ich das Buch der Geschichte auf, um die Vorstellungen der Größe des Berges durch Aufzählung der von ihm hervorgebrachten Wirkungen lebhaft bei mir zu erhalten. Die Geschichte, wenn sie uns auch gleich nur eine geringe Zahl der Eruptionen des Etna aufbehalten hat, kann uns doch am besten von der Beschaffenheit des Berges und seinen Wirkungen unterrichten. Wir wollen uns aber, mit Uebergehung aller der Ausbrüche, von denen uns aus den Fabelzeiten nur noch wenige Nachrichten aufbehalten sind, und derer, welcher die besten alten Schriftsteller bis auf den Julius Cäsar herab erwähnen, blos auf unsre Zeitrechnung einschränken, und nur bei den vorzüglichsten, seit der christlichen Zeitrechnung vorgefallenen Eruptionen verweilen.

Von den Wirkungen des ersten Wütens, dessen wir nach Christi Geburt, und zwar um das Jahr 40 erwähnet finden, wissen wir nichts mehr. Die zweite Eruption fällt ungefähr ins Jahr 254. Ein Feuerstrom floß mit schrecklichem Getöse vom Gipfel des Berges herab, der durch seine Hitze selbst die Steine

auflö-

auflöfete, daß sie wie geschmolzenes Wachs zerrannen; er füllte den Haven von Katanea aus, dessen Verlust die Katanesen noch itzt bedauren. Von der dritten und vierten Eruption wissen wir nicht viel mehr, als die Jahre, nemlich 420 und 812. Vom Jahre 1160 bis 1169 scheint Sicilien mit beständigen Erdbeben, begleitet von heftigen Ausbrüchen des Etna, heimgesucht gewesen zu seyn. Katanien, der Quelle des Unglücks am nächsten, litt am meisten in diesem unglücklichen Zeitpunkte, denn eine Menge Gebäude, die Kathedralkirche und selbst der Bischof mit andern 15 bis 16000 Menschen, wurden ein Raub dieser Eruption, die noch im Jahre 1181 fortdauerte. Im Jahr 1284 fiel eine fürchterliche Eruption vor, und 1329 ereignete sich eine andere mit Erdbeben begleitete, da aus vier Oeffnungen des Berges Lavaströme hervorflossen, und feurige Steine und glühende Asche die Gegend umher bedeckten, und man selbst in Malta den Aschregen verspürte. Von den Wirkungen des Lavastroms im Jahre 1333 wissen wir wenig; 1381 begann die Wuth des Berges sich in neuen Feuerströmen zu zeigen, die Lava floß bis nach Katanien hin, und verbrannte die Oelgärten der Stadt. Im Jahre 1408, so wie 1444, 1446 und 1447 eröffnete der Berg aufs neue seine Feuerschlünde, und spie Asche und glühende Steine mit Lavafluthen aus, da sich bei dem Kloster Nicolo d'Arena und am Abhange des Berges ein neuer Kelch öffnete; aber im Jahre 1536 war eine der schrecklichsten Eruptionen des Etna, von der allgemein geglaubt

glaubt wird, daß der Teufel selbst mit seinen Helfershelfern dabei im Spiele gewesen sei. Heilige, die nach dem Grundsatze der katholischen Kirche immer historischen Glauben haben müssen, wenn sie auch die seichtesten Köpfe, Schwärmer, Unwissende und Narren sind, verbürgen die Wahrheit. — Damals stürzte ein großer Theil des obern Kraters ein, und die schönen Felder von Montpelieri zugleich mit der Wohnung der Benedictiner wurden überschwemmet.

In den Jahren 1537, 1567 und 1579, 1607, 1610, 1614 und 1619 fielen immer neue Auswürfe des Berges vor. Sie kündigten die Schrecken an, die der Etna im 17ten Jahrhundert über die Insel bringen würde, und waren Vorboten der Unglücksfälle, die den Einwohnern selbst bis auf den heutigen Tag fühlbar sind. Nur wenige Jahre dieses Jahrhunderts war die Erde völlig ruhig. Kaum schöpften die Einwohner nach den Ausbrüchen von 1633 und 37 schwache Hoffnung, das Ende ihrer Leiden erreicht zu haben, als das Jahr 1650 einbrach, das in der Geschichte der Verwüstungen dieses Sekuli eine neue Epoche macht. Es schien, als wollte die Natur durch alle diese Schreckensscenen Siciliens Bewohner allmählig auf jenes größere Unglück vorbereiten, welches das Ende dieses Jahrhunderts mit Trauerschrift in ihren Jahrbüchern bezeichnen sollte.

Mit dem Jahre 1669 brachen Verwüstungen herein, welche alle vorhergehende an Größe und Schrekken weit übertrafen. Achtzehn Tage vor dem eigentlichen

lichen Feuerauswurfe kündigte ein beständig bedeckter Himmel und eine Reihe heftiger Gewitter, von Erdstößen begleitet, das einbrechende Elend an. Auf einmal bedeckten Wolken von Asche, die aus dem obern Krater empor stiegen, das Land, und Feuergluthen glimmten aus ihm, wie Blitze aus den Gewitterwolken hervor. Zwei Monate dauerte dieses Phänomen ununterbrochen fort, doch sah man keine Spur von Lavaströmen, die sich auflösende Materie tollte nun mit unablässig donnerndem Getöse im Schooße der Erde, und bewegte die Masse des Etna mit solcher Kraft, daß Katanien fürchten mußte, der Berg werde versetzt und auf ihre Stadt geschleudert werden, wie Jupiter ihn ehemals auf jene Himmelsstürmer geschleudert haben soll. Wie groß die Revolution im Innern der Erde gewesen seyn mag, beweisen die heftigen Feuerauswürfe, die sich um eben die Zeit am Vulkano um Stromboli im mittelländischen Meere zeigten. Endlich drängte sich die kochende Materie im Innern des Etna so sehr, daß eine neue Bokka entstand, und zwar eine halbe Millie von Nicolosi entfernt, die den Monte Rosso bildete. Der 11te März war der schreckliche Tag, wie die Erde von einander borst, und Nicolosi in einen Schutthaufen umgeschaffen ward. In 24 Stunden floß der Lavastrom drei Millien vorwärts, rann bis nach Katanien herab, erstieg die Mauren der Stadt, und warf das große Benedictiner Kloster in derselben um. Der starke Widerstand, den sie hieran fand, rettete die Stadt. Selbst in Messina hörte man das unabläs-

ablässige Donnern des Berges, und der größte Theil des sechszig Millien langen Weges war mit Lava, Schlacken und Asche bedeckt. Der Etna schleuderte selbst seinen Asch- und Steinregen bis nach Kalabrien und der Insel Zanta hin, und in und um Katanien war er so heftig, daß er, begleitet von schwarzem, dickem, undurchdringlichem Dampfe, Sonne und Mond verfinsterte, so daß man in 54 Tagen weder das Licht der Sonne, den Schein des Mondes, oder den Glanz der Sterne sah. Unter den neuen Lavaströmen des Berges kennt man keinen, der so niedrig ausfloß, so schnell fortrann, so weit hinabströmte, und so dick war, als dieser.

Kaum hatte sich die Insel von diesem Schrecken erholt, so fing der Berg im Jahre 1688 aufs neue an zu wüthen, und endlich brach das Jahr 1693 im Gefolge von neuen traurigen Scenen herein, als wollte dies Jahrhundert schrecklicher endigen, als es angefangen hatte; so sehr übertrafen diese neuen Verwüstungen an Extension und intensiver Kraft alle die Leiden, die Sicilien bis jetzt gekannt hatte. Ein Erdbeben verbreitete sich über die ganze Insel, und warf die vorzüglichsten Städte, unter denen Palermo, Messina, Agrigent und Syrakus begriffen sind, um. Aber nirgends wüthete es heftiger, als am Fuße des Etna, und Katanien ward vom Grund aus zerstöret. Mehr als 15000 Menschen wurden dort ein Raub des Erdbebens, und was seine Erschütterungen nicht umwarfen, das bedeckte Rauch,

Asche

Asche und Lava, die aus dem Berge emporströmte. Das Brüllen des Etna war fürchterlicher, als man es je gehört hatte, so daß Alexander Burgos in seiner Beschreibung dieser Erdempörung sagen konnte: Tantus editus est sonitus, quantum vix efficerent qui ubicumque terrarum sunt bombardae, si vel uno ictu explodantur.

So endigte sich das 17te Jahrhundert, und machte dem 18ten Platz, das Sicilien weniger schrecklich ward, und der Insel Zeit zur Erholung gab. Alle Eruptionen von 1727, 1732, 1735, 1747, 1755, 1766 und 1780 schienen blos Anzeigen des noch nicht völlig erloschenen Erdfeuers zu seyn, bis das Jahr 1783 mit all der verheerenden Gewalt hereinbrach, mit welcher das schrecklichste Erdbeben Ruhe und Glück in Zerstörung, Verwirrung und Elend, Zufriedenheit und Ueberfluß in bittere Verzweiflung und verzehrenden Mangel umschuf, wo die Palläste-Reihe, Kirchen, öffentliche Gebäude und Häuser aller Art in Messina und andern Städten Kalabriens in Ruinen begraben wurden. Eine ungewöhnliche Unordnung in Ebbe und Fluth, ganze Schaaren Fische, die sich fast nie zu diesen Zeiten auf der Oberfläche des Wassers sehen lassen, ein beständiges Getöse im Innern der Erde, das mit dem Schall eines entfernten Donners verglichen werden kann, und andere Merkmale waren die Vorzeichen der schrecklichen Dinge, die da kommen sollten. Am fünften Februar endlich fiel Messina gleich nach Mittag in Einer

Stunde

Stunde mit so vielen Städten Kalabriens. Der Tag selbst war in der Stadt ein finsterer neblichter Tag, und durch die Nebel schien am hellen Mittage das Licht der Sonne schwach und blaß wie Mondenschein. Es war eine Stille in der Natur, die etwas schauervolles gehabt haben soll; man nannte sie mir, sagt unser Verfasser (B. 2. S. 45), ein schreckliches fürchterliches Warten, und wollte selbst an Menschen an diesem Tage eine gewisse Trägheit, Erschlaffung und Unlust wahrgenommen haben. Endlich um Mittag hörte man ein Getöse von Kalabrien herüber ertönen; es schien allmählig näher zu kommen, und das Meer empörte sich immer mehr. So rollte das Erdbeben fürchterlich und langsam in der Tiefe des Meeres und auf den Wellen daher. Wie es endlich Messina's Ufer erreicht hatte, so war zuerst die Palazzata oder Palästenreihe seiner Wuth ausgesetzt, ein großer Theil derselben ward zerstört, und dann wurden nur noch hier und da im Innern der Stadt einige Gebäude niedergeworfen. Der eigentliche Schade war damals noch sehr geringe; aber um desto größer und allgemeiner war das Schrecken, und um desto quälender die Furcht; denn vom Mittage an bis zum Abend hin war die Erde nur wenige Augenblicke ruhig. Wie es endlich finster ward, schien die Empörung in der Natur vermehrt, das Getöse im Innern der Erde rollte heftiger, das Meer wüthete fürchterlicher, und außer diesen Phänomenen vermehrte das Geächze und Geheule verunglückter, beschädigter, verzweifelnder und sterbender Menschen

die Schreckensscene noch um vieles. Eine der schrecklichsten Nächte folgte jetzt, in ihr ward der größte und beste Theil der Stadt gänzlich zerstöret. Freilich wiederholte das Erdbeben in der Folge seinen Angriff, und stürzte das ein, was diese Nacht nur in seiner Grundveste erschütterte, aber nie kehrte es so heftig wieder, als in dieser fürchterlichen Mitternacht, in welcher selbst die bisher für unzerstörbar gehaltene 12 Fuß dicke Mauer der Zitadelle von oben bis unten gespalten, und in Messina die meisten Menschen weggerafft wurden. Der Zustand der Einwohner war während der ganzen Erdrevolution höchst traurig.

Gleich nach dem ersten zerstörenden Stoße flüchtete sich alles aufs Freie, und mußte ohne Schutz und Dach mehrere Tage hindurch ununterbrochen heftige Platzregen, Hagelschauer und Stürme ertragen. Da man nicht Baumaterialien, weder Holz noch Ziegel genug hatte, um die Baraken mit Dächern zu versehen, so mußten selbst die Angesehenern der Stadt mehrere Nächte hindurch, nur einen Schirm über sich haltend, auf einem Stuhl unter freiem Himmel schlafen, und mehrere Tage hindurch, wegen Mangel an Kleidung, ohne ihr genäßtes Zeug wechseln zu können, zubringen. Dies war die traurige Ursache von so vielen nachmaligen Krankheiten, die mehr Menschen als das Erdbeben hinwegrafften. Noch weit fürchterlicher ward der Anblick der Verwüstung durch die heftigsten Feuersbrünste, die entstanden; sieben Tage wüthete das Feuer ununterbro-

chen

chen und unaufhaltbar fort, griff die größten Magazine an, verzehrte beträchtliche Waarenläger, und raubte den armen Messinesen ihre letzten Hoffnungen. Man rechnet, ohne die Mobilien, Edelsteine und andere Kostbarkeiten in Anschlag zu bringen, den erlittenen Schaden auf 5 Millionen Thaler.

Dem darauf eingerissenen allgemeinen Mangel an Lebensunterhalt ward von der Regierung schnell und nachdrücklich abgeholfen. In Sicilien ward übrigens außer der Zerstörung Messina's weniger Schaden angerichtet.

Die Beschreibung der Zeichen, die dem Erdbeben in Kalabrien vorhergingen, des Vorgefühls der Thiere, der Ursachen desselben (B. 1. S. 307. f. f.) verdienen hier noch einen Platz. Eben der fünfte Februar, der Messina seinen Untergang brachte, war der erste traurige Zeitpunkt der Verwüstung des Sicilien gerade gegenüber liegenden Kalabriens. Ausser einem unsäglichen Schaden an Gebäuden, Gärten, Bergen, Feldern ꝛc. verursachte hier das fürchterliche Erdbeben den Tod von mehr als 50000 Menschen.

Unerwartet brach diese Verwüstung ein; denn alle Zeichen der Erde und in der Luft waren entweder nicht sichere Vorzeichen eines kommenden Erdbebens, oder wenn sie es waren, so giengen sie so unmittelbar vor der Erderschütterung her, daß die Menschen an Rettung nicht weiter denken konnten. In der Luft zeigte sich außer dem elektrischen Feuer ein

schwerer dicker Nebel, der über der Erde ruhete, und ein beständiger heftiger Südost- oder Südwestwind durchjagte das ganze Land. Auf der Erde gab die aufgelöste kreidartige Erdmasse, die wie eine Lavafluth über die Gefilde hinfloß, Bäume in ihrer Grundfeste erschütterte und zerstörte, und Kräuter begrub, eine sonderbare Erscheinung; es schien, als begönnen ganze Erddistrikte eine Wanderung, und lange Zeit gehörte dazu, ehe die flüssige Erdmaterie sich wieder setzte. Fern davon, diese sonderbare Naturerscheinung für ein Vorzeichen der kommenden Erdrevolution zu halten, glaube ich doch, daß sie allerdings durch die Gährung in der Erde vielleicht früher zum Ausbruch kam, als sie sonst dazu gekommen seyn würde. Sie war jetzt völlig trocken, und glich beinahe getrocknetem Kalch, der naß über die Fläche hingegossen wäre.

Merkwürdiger sind unstreitig die Vorempfindungen, die sich an lebenden Geschöpfen zeigten. Nur der Mensch blieb von diesen Vorgefühlen frei, weder auf seinen Körper, noch auf die Heiterkeit seines Geistes hatte es den geringsten Einfluß, seine Empfindungsnerven wurden durch das, was in den Thieren die quälendste Unruhe veranlaßte, nicht gerührt: ein Beweis, wie weit schärfer das Perceptionsvermögen durch den äußern Sinn bei den Thieren, als bei den Menschen ist. Aber auch bei den Thieren selbst nahm man hier eine große Verschiedenheit wahr. Bei einigen äußerte es sich früher, schneller und heftiger, bei andern später, langsamer und gelinder. Diese Begeben-

gebenheiten sind zu sonderbar, als daß man nicht das Zuverlässige davon mittheilen sollte. Die Fische im Meere schienen kurze Zeit vorher und während der ganzen traurigen Periode wie in einem Taumel zu leben, eilten unruhig im Wasser häufiger als sonst in die Netze der Fischer, und büßten ihre Vorempfindung durch einen frühern Tod; die Vögel in der Luft durchkreuzten, wie von irgend einer Furcht gejagt, schreiend die Luft, und auch sie schienen weniger schlau den Fallstricken der Menschen entgehen zu können; eben die Unruhe bemerkte man an den Gänsen, Tauben, Hünern u. s. w. Unter den vierfüßigen Thieren schienen Hunde und Esel die zu seyn, auf die das Vorgefühl am frühesten und heftigsten wirkte; sie liefen mit wildem starrem Blick furchtsam umher, und füllten mit schrecklichem Geheul und Geschrei die Luft; Pferde, Ochsen, Maulesel und andere ähnliche Thiere zitterten vorher am ganzen Körper, stampften wiehernd und brüllend den Boden, spitzten die Ohren, und ihre Augen rollten starr und argwöhnisch umher. In dem schrecklichen Moment selbst stemmten sie die Beine auf dem Boden von einander, damit sie sich vor dem Falle sicherten, und doch wurden sie oft niedergestürzt. Einige suchten kurz vorher vergeblich zu fliehen, wurden aber vom Toben der Erde erreicht, und blieben verwirrt unbeweglich stehen. Die Schweine schienen am wenigsten dies Vorgefühl zu äußern, aber die Katzen, obgleich später als Esel und Hunde, doch sehr heftig; sie krümmten sich, ihr Haar fing an starr empor wie Borsten zu

stehen, ihre Augen wurden blutig und wässericht, und sie stellten ein schreckliches Klaggeschrei an.

So vorbedeutet fiel kurz vor der Revolution selbst ein schwüler Regen vom Himmel, die Winde heulten fürchterlich, das Meer tobte schrecklich, es rollte ein heftiger Donner im Innern der Erde, die Erde erbebte, ganze Distrikte rissen sich aus ihren Grundvesten, Seen und Flüsse bildeten sich, wo vor dem Steine waren, die Häuser stürzten ein, und mehr als 40000 Menschen wurden ein Raub des schrecklichsten Todes. Monate lang dauerte die traurige Verwüstung, aber die verheerendsten Epochen derselben waren der 5te Februar, die Nacht zwischen dem 6ten und 7ten, der 27ste und 28ste desselben Monats, der 1ste März, der 27ste und 28ste. Nach diesen Zeiträumen schien die Erde etwas besänftigter; die Verwüstung nahm ab, die Erdstöße wurden gelinder und seltner, dauerten aber noch lange fort.

Noch heb' ich die Beschreibung einiger äußerst merkwürdigen und rührenden Auftritte aus, um die traurige Lage der Menschen, und den Menschen selbst in ihnen kennen zu lernen.

Der Prior eines Carmeliterklosters wurde unterweges vom Erdbeben überrascht, die Erde wankte, nach seiner eignen Erzählung, schrecklich unter seinen Füßen, bewegte sich, wie ein Schiff von tobenden Wellen bewegt wird, dann borst sie hier und da unter ihm mit schrecklichem Getöse, und schloß sich schnell wieder gleich einem unter ihm ausgebreiteten Fall-

stricke,

stricke, dem er mühsam seinen Fuß zu entziehen strebte. Erschrocken und hülflos entfiel ihm der Muth, und ohne weiter, was er that, sich entsinnen zu können, floh er maschinenmäßig fort, als sich auf einmal unter seinem Schritt ein Erdbruch öffnete, und seinen Fuß festhielt. Vergebens suchte er zu entrinnen, und schon versetzte ihn die schreckliche Lage in die größte Verzweiflung, als ein neuer Stoß seine Rettung ward; die Erde öffnete sich wieder unter ihm, und er entrann glücklich.

Ein andrer Beweis einer sonderbaren Rettung ist folgender: drei Paplermacher von Pizzoni di Soriana, ihre Namen sind Vicenzo Greco, Michaele Novlti und Paolo Felia, gingen nicht weit von einander auf einer Plaine, als auf einmal die Erde erbebte. Greco und Felia flohen, und waren so glücklich, dem Tode zu entrinnen. Novlti, der seine Flinte, mit der er bewaffnet war, nicht gleich im Stiche lassen wollte, konnte nicht so schnell fliehen, ein großer Erdschlund öffnete sich zu seinen Füßen, und er stürzte in denselben hinab. Ein andrer Stoß aus dem Innern der Erde warf ihn wieder in die Höhe, und schleuderte ihn tief in einen sumpfigen Boden. Noch verließ ihn seine Kraft nicht, er war ein junger starker Mann; die noch immerfort sich bewegende Erde warf ihn hin und her in dem Sumpf, und er kämpfte lange vergebens, um sich heraus zu reißen. Endlich errettete ihn ein neues Erdbeben, und warf ihn halb todt an den Rand eines neu geöff-

neten Erdschlundes. So entkam er glücklich, konnte aber von seinem Hute und seiner Jakke, die er über seine Schultern gehängt hatte, nie eine Spur wieder finden, hingegen seine Flinte fand er nach 8 Tagen am Ufer des Cavidiflusses, der sein Bette gänzlich verändert hatte, wieder.

Die Wirkungen des Schreckens und der Furcht waren überhaupt mannigfaltig: Einige Menschen blieben lange Zeit schwach, und wurden bei der geringsten Sache heftig erschüttert; andere waren lange Zeit wie gelähmt, verschiedene hatten völlig Mangel an Verdauung, und sogar bei einigen wirkte es so sehr aufs Gedächtniß, daß sie auf lange Zeit ihre Besinnungskraft verloren.

Ein merkwürdiges Beispiel des langen Lebens verschiedener Menschen und Thiere unter den Ruinen, ohne Nahrung zu erhalten, gab eine schon bejahrte Frau in Polistena, die man 7 Tage nach dem Einsturz ihrer Wohnung unter den Ruinen fand. Sie lag gefühllos und wie todt, als man sie entdeckte, und nachdem sie wieder etwas zu sich kam, war Durst ihre einzige Plage. Nur erst nach und nach, und durch sehr geringe Speise ward ihre Gesundheit völlig wieder hergestellt; jetzt lebt sie im frölichen Genuß des ihr aufs neue geschenkten Lebens. Nach ihrer Aussage war gleich anfangs, was sie unter den Ruinen quälte, Durst, doch verlohr sie bald alles Gefühl, und während der ganzen Zeit lag sie ohne Empfindung. In Oppido lebte sogar ein Mädchen

chen von 15 Jahren 11 Tage unter den Ruinen ohne Nahrung, und in der schrecklichen Gesellschaft eines todten Körpers von einem Kinde, dessen Wärterin sie gewesen war. Bis in den 5ten Tag hatte sie immer ihre Besinnungskraft behalten; aber jetzt unterlag sie der schrecklichen Empfindung des Hungers und Durstes. Ihre Verzweiflung gieng zur völligen Gefühllosigkeit über. Getränk war das einzige, was sie nach ihrer Rettung verlangte. Als man sie nach ihrem Zustande unter den Ruinen fragte; antwortete sie: Ich schlief.

Ueberhaupt hat man allgemein bemerkt, daß eine schlafähnliche Betäubung die Menschen gefesselt hielt; einige versanken darein gleich nach dem Sturz des Hauses, andere erst nach einigen Tagen, je nachdem ihr Nervensystem schwach oder stark war; einige Vergrabene glaubten sich trunken, und fühlten nicht den geringsten Schrecken, bis ein neuer heftiger Erdbebenstoß sie aus ihrem Taumel erweckte, und zugleich aus den Ruinen errettete. —

Ein andres Beispiel des langen Lebens unter den Schutthaufen gaben zwei gemästete Schweine in Soriana, die 32 Tage begraben fortlebten; keiner dachte mehr an ihre Erhaltung, als man sie beim Aufräumen des Schuttes grunzen hörte. Schwach und ausgemergelt zog man sie hervor, bot ihnen Korn, aber sie aßen nicht; dagegen tranken sie mit einer unersättlichen Begierde, und nur erst einige Zeit hernach schmeckte ihnen die Speise. Nach 40 Tagen schlach-

tete man sie, und fand ihr Fleisch schön, das Fett fest, aber nicht sehr dick. Noch länger lebte zu Polistena eine Katze unter den Ruinen vergraben. Nachdem sie 40 Tage ohne Nahrung zugebracht hatte, zog man sie heraus in dem erbärmlichsten Zustande, unersättlicher Durst schien sie einzig zu quälen, doch ward sie bald wieder hergestellt.

Nun noch ein paar Beweise von Elternliebe, wo Vater und Mutter in dem schrecklichsten Augenblicke ihres Lebens ihrer Kinder nicht vergaßen.

Eine unglückliche Mutter in Polistena war mit ihren beiden Kindern, einem Knaben von drei Jahren, und einem von sieben Monaten, der an ihrer Brust lag, im Zimmer; alle drei wurden ein Raub des Todes. Die Lage, darinnen die todten Körper gefunden wurden, ist der deutlichste Beweis, daß die Mutter sich selbst den Ruinen Preis gab, um ihre Kinder zu schützen. Das säugende Kind drückte sie unter ihre Brust, und bog sich mit ihrem Körper über das andere, so daß sie ihren Rücken dem Sturz der fallenden Ruinen darbot. Sie hielt sie beide fest geschlossen in ihren Armen, und in dieser Stellung fand man sie unter dem Schutt, als ihr Körper schon in Verwesung gerathen war. — Zu Scido ereignete sich eine andre eben so rührende Geschichte. Ein gewisser D. Antonio Ruffo lebte mit seiner Gattin in froher Ehe: ein Mädchen, die Frucht ihrer Liebe, war das einzige Augenmerk ihrer Vorsorge. Die ganze Natur war schon im Aufruhr, und auch jeder

Augen-

Augenblick drohte ihnen Tod und Untergang, als sie in der größten Verzweiflung sich fest umschlungen, zwischen sich ihr Kind, um es zu schützen, legten, und so den Willen des Himmels erwarteten. In demselben Moment stürzte ihr Haus, ein schwerer Balken fiel auf sie herab, tödtete sie beide, aber trennte sie nicht. Einige Tage hernach räumte man den Schutt auf, fand beide todt, und glaubte das Mädchen auch todt, aber es war glücklich erhalten. Es wimmerte kläglich, ward halb todt aus den Ruinen hervorgezogen, und lebt noch völlig gesund.

Eine Bemerkung, die man fast durchgängig an den todten Körpern gemacht hat, war, daß ihre letzte Stellung im Augenblick des Todes beim männlichen Geschlecht Anstrengung aller Muskeln zum Widerstande war, beim weiblichen hingegen Ausdruck der größten Verzweiflung; besonders fand man sie mit über den Kopf geschlagenen Händen. Waren aber ein oder mehrere Kinder bei der Mutter, so dachte sie nur an Schutz für sie, und gab sich selbst den Ruinen preis: der Vater hingegen faßte sein Kind, und stemmte sich gegen die Gefahr. Ein angesehener Mann aus Pizzo fand einen seiner Freunde auf die Knie niedergestürzt, sich über sein Kind beugend, das er in der linken Hand hielt, und seinen rechten Arm zum Aufhalten der Ruinen ausgestreckt, zu denen er aufblickte; seinen Bruder fand er stehend, sonst ungefehr in derselben Stellung. Für den Psychologen muß in dieser Erzählung viel Stoff zum Nachdenken liegen.

Uebrigens gab der König von Neapel, sobald er die traurigen Nachrichten von dem Elende eines Theils seiner Unterthanen erhielt, die unverkennbarsten Beweise seines vortreflichen Herzens, und es wurden die möglichst wirksamen Anstalten zur Linderung des schrecklichen Unglücks getroffen.

Bei den verschiedenen sehr getheilten Meinungen der Naturkundigen über die Ursache dieser Erdrevolution ist nach Herrn Bartels die Hauptursache in einem unterirrdischen Feuer zu suchen. Seine Gründe sind das heftigere Toben, das Donnern, Rauchen und Ausschütten von Lavaströmen der beiden Vulkane, Etna und Stromboli, (letzterer auf den liparischen Inseln) zwischen denen und Kalabrien wahrscheinlich eine unterirrdische Verbindung statt findet; ferner das fürchterliche Getöse in der Erde, das gewöhnlich vor jedem starken Erdstoß vorausgieng, und endlich die Entdeckung der Spuren von Schwefel und Ambra an den Stellen, wo Wasser aus der Erde hervorsprang.

---

7.

## Ueber den Nutzen und den Umfang der Philosophie.

Philosophie — ein ehrwürdiger Name! Wohllaut für den, der regen Trieb in sich fühlt, selbstthätig nach Wahrheit zu forschen, Mißklang nur für den, welchen Gemächlichkeit oder Einfalt vor aller Anstrengung und Uebung der Kräfte des Geistes zurückschreckt. Zu Ihnen, meine theuersten Jünglinge, die Sie sich bereits Ihrer akademischen Laufbahn nähern, und sich für irgend ein besonderes Fach der Wissenschaften zur Beförderung der Brauchbarkeit Ihres künftigen Lebens bestimmt haben, zu Ihnen habe ich das Zutrauen, daß der Name Philosophie Ihrem Ohre wohlklingt, und daß Sie sich von dem festesten Entschlusse belebt fühlen, in das Innere dieser edeln Wissenschaft nach Maßgabe Ihrer Kräfte und Ihrer Zeit und Gelegenheit einzudringen. Und wahrlich, nie wird und kann Sie die Mühe, welche Sie auf die Ausführung dieses Ihres Entschlusses verwenden, gereuen. Die Wissenschaft, die Sie zu Ihrem Fache gewählt haben, und der Sie sich besonders widmen wollen, mag seyn, welche sie will, sie sey Theologie, Jurisprudenz, Medicin oder Philologie, auf jeden Fall kommt Ihnen die Ausbildung und Schärfung

Ihres

Ihres Verstandes durch das Studium der Philosophie zu statten, ist Ihnen nothwendig. Darf es Ihnen wohl genug seyn, den Unterricht, welchen Sie in einer jeden jener genannten Wissenschaften durch mündliche Vorträge oder durch Schriften erhalten, bloß Ihrem Gedächtnisse einzuprägen? Wollen Sie nur Nachbeter, nur Gedächtnißgelehrte werden? Ohnmöglich werden Sie dieses wollen, ohnmöglich werden Sie aber auch hiervon entfernt bleiben, wenn Ihr Geist nicht für Philosophie gestimmt, und durch sie bestmöglichst gebildet ist. Sie, die Philosophie ist es eben, die Sie weckt und anleitet, jeden erlernten und vorgetragenen Theil einer Wissenschaft in Rücksicht auf seine Gründe und auf seinen Gehalt und Werth zu prüfen, und alle einzelne Theile dieser Wissenschaft nach ihrer Ordnung und ihrem Zusammenhange zu überschauen; sie ist es, die Sie über keinen von Ihrem Gedächtnisse aufgefaßten Gegenstand hinweg eilen läßt, ohne ihn auf klare und deutliche Begriffe zurückgeführt zu haben, und ohne diese Begriffe durch genau anpassende und bestimmte Ausdrücke bezeichnen zu können. Segen für Sie und für Andere, denen Sie in der Folge nützlich werden wollen, wenn Sie so unter der Begleitung der Philosophie, als der wohlthätigsten Gefährtin, jede der Wissenschaften, welcher Sie sich besonders weihen, studiren! Segen für Sie selbst; denn nun wird Ihnen die Erlernung einer jeden Wissenschaft weit früher gelingen und weit leichter werden, weil alles, was dem Gedächtniß gehörig geordnet, und mit klaren,

deutli-

deutlichen und bestimmten Begriffen verbunden, übergeben wird, sich ihm auch desto geschwinder und leichter einprägt; nun wird Ihr Wissen keine chaotische, unzusammenhängende und verwirrte Gedächtnißkenntniß, sondern eine wohlgeordnete und gründliche Einsicht, und die Annehmung der erlernten Gegenstände keine blinde, nachbetende Anhänglichkeit, sondern eine vernünftige und zugleich auf Ihr Herz und Willen wirkende Ueberzeugung seyn. Segen für Andere, für deren Nutzen sie in der Zukunft wirksam seyn wollen; denn nur Ordnung ist die Seele aller Geschäfte, und nur durch das kann auf den Verstand, auf das Herz und auf das Glück Anderer gewirkt werden, worin Verstand und Herz selbst sichtbar sind. Lassen Sie mich das bisher im Allgemeinen Gesagte noch etwas näher auf die bekannten wissenschaftlichen Hauptfächer, denen sich studirende Jünglinge gewöhnlich widmen, nämlich auf Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philologie anwenden.

Nehmen Sie zuerst den Theologen. Die Haupttheile seiner Wissenschaft sind Dogmatik und Moral. Die Bibel giebt ihnen zwar ihren Inhalt, ihre systematische Gestalt ist indessen das Werk der Philosophie. Die Bibel liefert ihre Materialien zwar, wie es freilich auch nicht anders seyn konnte, unter Worten und Ausdrücken, aber diese Wörter und Ausdrücke waren nicht gerade für philosophische Leser bestimmt; sie sind deshalb oft populär, und dürfen nicht immer bei ihrer Auslegung gepreßt und

als

als bestimmte philosophische Begriffe behandelt werden; in der Dogmatik und Moral erwartet man hingegen schon Bestimmtheit der Begriffe und Ausdrücke, und diese kann nur die Philosophie geben. Wie ist es hier wohl möglich, ohne selbst Philosoph zu seyn, die Systeme der Dogmatik und der Moral ihrer Ordnung und ihrem Zusammenhange nach zu überblicken und zu prüfen? Wie ist es möglich, die einzelnen bestimmten Sätze und Ausdrücke (terminos) derselben zu untersuchen, und sich von ihrem Gehalt und Werth zu überzeugen oder nicht; wie willkührliche Bestimmungen von den nach einer gesunden Exegese richtigen Begriffen der Bibel abzusondern, und sich die oft aus Unbestimmtheit der Ausdrücke entstandenen Streitigkeiten und die Verschiedenheiten der Lehrart gehörig aufzulösen? Wir leben jetzt Gottlob nicht mehr in den Zeiten, wo man die Philosophie als eine Dienstmagd der Theologie angesehen wissen wollte, sie soll vielmehr ihre Begleiterin und Gefährtin seyn. Der Theolog soll ferner seine erlernte Wissenschaft durch öffentliche Vorträge, durch Predigen und Katechisiren gemeinnützlich machen. Eine lebhafte Imagination und einige Ausbildung durch die Lesung belletristischer Schriften können zwar seinen Vorträgen das Gewand einer gefälligen, einnehmenden und blühenden Beredtsamkeit geben, er kann zwar dadurch das Ohr und den Geschmack vieler seiner Zuhörer vergnügen, aber ohne philosophische Anordnung und Eintheilung des Ganzen, ohne philosophische Bestimmung, Entwickelung und Verbindung der einzelnen

nen Sätze wird jeder seiner Vorträge einem Gemälde gleichen, das sich nur durch sein Colorit, nicht aber durch seine innere Anlage empfiehlt, und welches zwar das Auge belustigt, nicht aber die Foderungen des Kenners befriedigt. Doch die Befriedigung des Geschmacks und des blos auf die Richtigkeit der Anlage und Ausführung seiner Vorträge zurückblickenden Verstandes der Zuhörer ist noch das Wenigste, worauf der Theolog Rücksicht zu nehmen hat; er soll vorzüglich nützen, er soll in dem Verstande seiner Zuhörer richtige und nützliche Vorstellungen und Begriffe entwickeln, und in ihrem Herzen edle und wohlthätige Neigungen und Entschlüsse erwecken und befestigen. Wie wird er hierzu aber ohne Philosophie gehörig im Stande seyn, wie wird ihm dieses Geschäft gelingen können, wenn er die Natur und die Art der Entwickelung und Ausbildung des menschlichen Verstandes nicht studirt hat, wenn er das menschliche Herz nicht kennt, und nicht weiß, wie die ursprünglichen Neigungen desselben modificirt und veredelt werden müssen, und wenn er endlich des Weges unkundig ist, durch den man sich sowohl in den Verstand als in das Herz des Menschen einen glücklichen, nicht zwecklosen Eingang versprechen kann? Mit einem Worte, ohne Philosophie wird der Theolog als Prediger ein bloßer Declamateur, und als Katechet ein bloßer Frager und Zergliederer des Katechismus seyn, und nie gehörig erbauen und nützen. Selbst die höhern Speculationen der Philosophie darf der Theolog nicht ganz scheuen, zwar bedarf er ihrer als brauch-

barer Prediger gerade nicht, und er muß deswegen seine darauf zu verwendenden Bemühungen allerdings nach seinen Kräften und nach der ihm dafür übrig bleibenden Muse bestimmen und einschränken, allein, will er auf die bestmöglichste theologische Gelehrsamkeit nicht geradezu Verzicht thun, will er besonders die Sätze der natürlichen Theologie nicht dem Spiele der Dialektik überlassen, sondern sich und Andere zu seiner Zufriedenheit davon überzeugen, so kann er ihrer keinesweges ganz entrathen; der feine Dialektiker wird ihn sonst nach seinem Gefallen bald zum Atheisten, bald zum Spinozisten, Pantheisten u. s. w. hindisputiren können.

Wenden Sie sich jetzt zu dem Juristen. Seine Wissenschaft ist vorzüglich Kenntniß der rechtlichen Gesetze. Seinen Beruf erfüllt er als Richter oder als Sachwalter durch die Anwendung dieser Gesetze auf vorkommende Fälle. Von der gehörigen und richtigen Erklärung der Gesetze hängt für ihre gehörige und richtige Anwendung alles ab. Wollte der Jurist die Gesetze nach dem Buchstaben erklären und anwenden, so würde er oft ihren Geist und ihre Beziehung auf den Zusammenhang und auf die Umstände der Zeit, in welcher, und des Landes, für welches sie gegeben wurden, verfehlen, und sich vieler Ungerechtigkeiten schuldig machen. Wollte er auf der andern Seite zwar um den Buchstaben sich nicht kümmern, doch aber auch auf den wahren Geist und auf die Beziehung der Gesetze nicht die gehörige Rücksicht

nehmen,

nehmen, so wird ihre Erklärung und Anwendung blos nach seinem Gutdünken, nach seinen Neigungen oder nach seinem individuellen Interesse ausfallen, und er wird die Jurisprudenz dadurch in dem an sich ungegründeten Verdachte erhalten, daß das Recht, wie man zu sagen pflegt, eine wächserne Nase und das Spiel der Chikane sey. Beiden großen und wichtigen Fehlern entgeht der philosophische Rechtsgelehrte. Er überschaut die einzelnen Gesetze in ihrem Zusammenhange, mit philosophischem Geiste interpretirt er sie in Rücksicht auf ihre speciellen Veranlassungen nach Maßgabe des Zeitalters, der Denkart und der besondern Lage und Umstände der Nation, für welche sie zunächst gegeben wurden. Dann untersucht er die Anwendbarkeit dieser Gesetze auf die gegenwärtigen Zeiten, Umstände und Verfassungen, und er wird durch eine solche philosophische Critik geleitet, sich weder jene oft nachtheilige buchstäbliche, noch die letztere blos willkührliche Anwendung derselben auf vorkommende Rechtsfälle zu Schulden kommen lassen. Lassen Sie ferner dem Rechtsgelehrten die für ihn so sehr wichtigen psychologischen Kenntnisse fehlen, und Sie werden leicht einsehen, wie wenig er im Stande sey, jedesmal die Unschuld zu vertheidigen, und Vergehungen an das Licht zu bringen, und wie oft er ohne Rücksicht auf individuelle Umstände und Gemüthsbeschaffenheiten zu nehmen, begangene Verbrechen entweder zu hart oder zu gelinde beurtheilen wird. Von der Unfähigkeit eines nicht durch Philosophie gebildeten Juristen gehörig geordnete und richtig ausge-

führte Aufsätze und gerichtliche Reden zu verfertigen, will ich nicht weiter reden; es verhält sich, wie leicht zu beurtheilen ist, damit nicht anders als mit dem, was ich schon über die Nothwendigkeit philosophischer Kenntnisse für die Abfassung der öffentlichen Vorträge des Theologen gesagt habe.

Betrachten Sie den Mediciner. Das, was er auf der Academie lernt, lehrt ihn zwar die verschiedenen Arten und Kennzeichen der Krankheiten und die Methode ihrer Heilung, unterrichtet ihn zwar von der Natur und der Structur des menschlichen Körpers, zeigt ihm die Ordnungen und die Heilkräfte der Pflanzen und Mineralien — und schon zu einer systematischen Uebersicht über alles dieses bedarf es eines durch Philosophie gebildeten Blicks — aber ist er dadurch schon in den Stand gesetzt, von diesen erlernten Kenntnissen auf jede einzelne Fälle die gehörige Anwendung zu machen? In welcher Verlegenheit fühlt sich nicht oft der junge Arzt, wenn er sich auch bey einem noch so großen Vorrathe eingesammelter theoretischer Kenntnisse zuerst vor dem Krankenbette befindet! Fehlt es ihm an philosophischer Aufmerksamkeit, Vergleichung und Beurtheilung, mangelt es ihm an der Hülfe psychologischer Kenntnisse, um bey seiner Behandlung des Kranken seine vorhergehende Lebensart, seine Lage und seinen Gemüthszustand mit in Betracht zu ziehen, so wird er gewöhnlich die sich in Absicht ihrer äußern Symptome gleichenden Krankheiten gleich behandeln, und

zum

zum öftern Nachtheile seiner Patienten seine Heilart, wenn ich mich so ausdrücken darf, nach dem einmal vorgeschriebenen Leisten zu bestimmen. Mit Recht rühmt man daher philosophische Aerzte, nennt sie große Aerzte, und setzt besonders in den oft so verwickelten und schwierigen sogenannten chronischen Krankheiten in sie das größte Vertrauen.

Richten Sie endlich Ihre Aufmerksamkeit auf den Philologen. Die Erklärung der übrig gebliebenen Schriften des Alterthums und die Critik ihres Textes sind sein Hauptgeschäft. Sollen die Schriften des Alterthums gehörig und richtig erklärt werden, so gehört dazu das Vermögen, soviel als möglich eben die Gedanken und Begriffe darzustellen und zu entwickeln, welche ihre Verfasser durch ihre Vorträge und einzelne Sätze und Ausdrücke bezeichnen wollten. Bloße grammatikalische und vocabularische Kenntniß der Sprache, worin jene Schriften geschrieben wurden, und die dadurch begründete Fähigkeit zu übersetzen, sind hierzu zwar unumgänglich nöthig, bey weitem aber nicht hinlänglich. Eine sich blos hierauf einschränkende Kenntniß reicht nur so lange zu, als sich das, was wir übersetzen, an unsern bisherigen gewohnten Gang der Ideen anschließt und damit übereinstimmt, und wir sind verlassen, sobald sich uns Etwas zeigt, was sich an unsere bisher gewöhnliche Vorstellungsart nicht anknüpfen lassen will. Nur die Philosophie kann hier die bestmöglichste Hülfe geben. Sie leitet den Philologen, über die bloße

grammatikalische und vocabularische Sprachkenntniß hinaus zu gehen, sie richtet seinen Blick auf die besondern Situationen des Landes, worin die Verfasser jener Schriften auftraten, sie treibt ihn an die geographische Lage, den politischen und religiösen Zustand und den Grad der Geistescultur dieses Landes zu studiren. Je weiter sich die Zeit entfernt, in welche dieses oder jenes uns schriftlich aufbewahrte Denkmal des Alterthums gehört, destomehr bedarf es vorzüglich psychologischer Kenntnisse, um in diese dunkeln Reste der grauen Vorzeit mit hellem Blicke hineinzuschauen. Ohne den Menschen in seiner Kindheit und in einem geringen Grade der Kultur studirt zu haben, wird er sonst vieles unverständlich und ungereimt finden; besonders wo es auf mythologische Gegenstände ankommt. Will der Philolog noch weiter gehen, und sich auch an die Critik des Textes wagen, so wird er sein Geschäft nur tagelöhnermäßig treiben, wenn er es dabey nur allein auf die mühselige Vergleichung der Codicum ankommen läßt, und die Richtigkeit und Aechtheit einer Stelle oder Lesart blos nach der Pluralität der Stimmen abmessen will. Eben deswegen klingt der Name eines Critikus manchen Ohren so verächtlich. Aber anders verhält es sich mit dem Critikus, der blos in dem Staube der alten Handschriften herumwühlt, und mit dem, welchem die Fackel der Philosophie vorleuchtet. Dieser bestimmt nicht blos nach der Pluralität der Stimmen, sondern auch nach ihrem Ansehen und Werth, dieser entscheidet nicht blos nach seiner eignen Vorstellungs-

lungsart und nach der scheinbaren Leichtigkeit dieser oder jener Lesart, sondern er studirt sich in den Geist seines Schriftstellers und in die Denkart der Vorwelt hinein, und bestimmt daher oft sein Urtheil mehr für das Schwerere als für das Leichtere. Wer da weiß, welche Nachtheile dogmatische Rücksichten, oder die bloße Pluralität der Stimmen für die Critik des alten und neuen Testaments so oft hervorgebracht haben, wird das Gesagte nicht übertrieben finden.

Wie ich hoffe, habe ich Ihnen, meine jungen Freunde, nunmehr genug gesagt, um Ihnen zu einer ernsten und angelegentlichen Betreibung des Studiums der Philosophie Lust einzuflößen, und Sie die Unentbehrlichkeit dieser Wissenschaft für den glücklichen Fortgang in jedem wissenschaftlichen Fache, dem Sie sich wahrscheinlich widmen werden, fühlen zu lassen. Lassen Sie sich durch diese oder jene Verächter der Philosophie nicht irre machen, wenn sie Ihnen sagen, daß ein schlichter und gesunder Menschenverstand alle Philosophie entbehrlich mache, ja noch weiter reiche als sie. Der gesunde Menschenverstand soll ja keinesweges durch die Philosophie verdrängt, sondern er soll durch sie ausgebildet und vervollkommnet werden. Nur dann stände der gesunde Menschenverstand mit der Philosophie im Widerstreite, wenn ihre Gegenstände bloße Fantome der Einbildungskraft, und ihre Untersuchungen bloße unnütze spitzfindige Grübeleyen wären. Wer diese der Philosophie zuschreibt, der kennt sie nicht. Bey allem

gesunden Menschenverstande glaubte man lange Zeit, die Erde stehe stille, und die Sonne wandere um sie herum, und nur philosophische Beobachtungen und Ueberlegungen haben erst das Gegentheil gezeigt.

Ohne Zweifel sind Sie begierig, nun auch zu wissen, was denn Philosophie eigentlich sey, und was sie in ihrem Umfange begreife. Ich bekenne, es wird mir schwer, Ihnen diese Frage zu beantworten, da die berühmtesten Philosophen sowohl den Begriff als das Gebiet der Philosophie so sehr verschieden bestimmen. Auch möchte ich Ihnen nicht gern den Begriff dieses Worts mit solchen Ausdrücken bezeichnen, und den Umfang dieser Wissenschaft nach solchen Abtheilungen bestimmen, wofür nur derjenige Empfänglichkeit hat, welcher bereits zu den Geübten und Eingeweihten dieser Wissenschaft gehört.

Beruhigen Sie sich daher einstweilen bey der Sokratischen Erklärung, daß Philosophie die Lehre sey, wie wir das Beste wählen und thun können. Das Beste ist alles das, was uns unsre menschliche Bestimmung auf die bestmöglichste Weise erreichen läßt, und uns folglich so verständig, tugendhaft und glücklich macht, als wir dessen fähig sind. Dieses Beste zu wählen erfodert ein Erkennen, und es zu thun, ein Wollen desselben; dieses Beste wählen zu können, setzt demnach ein Erkenntnißvermögen, und es wollen zu können, ein Willensvermögen voraus.

Es

Es wird Ihnen hiernach nicht schwer werden, einzusehen, wie sich folglich die gesammte Philosophie auf zwey Hauptheile zurückführen lasse, nämlich:

1) auf die Lehre von dem Erkenntnißvermögen und von den durch dasselbe möglichen besten Erkenntnissen,

2) auf die Lehre von dem Willensvermögen und von den durch dasselbe möglichen besten Handlungen und Gesinnungen *).

Die erste Lehre begreift man unter dem Namen der theoretischen, und die zweyte unter dem Namen der praktischen Philosophie. Theoretisch nennt man nemlich eine Lehre, die uns zeigt, was und wie Etwas ist und seyn kann; praktisch hingegen diejenige, welche uns zeigt, was durch uns jener Erkenntniß gemäß geschehen soll.

Lassen Sie uns jetzt wieder auf jene angegebene zwey Hauptheile der Philosophie zurückblicken, und darnach die einzelnen Zweige dieser Wissenschaft ordnen. Sie werden bemerkt haben, daß der Inhalt eines jeden Hauptheils zwey Stücke enthalte, nämlich 1) die Vermögen an sich selbst, und 2) die Producte dieser Vermögen.



*) Neuere Philosophen nehmen noch einen dritten Hauptheil hinzu, nämlich die Lehre von dem Gefühlvermögen, und von den durch dasselbe möglichen besten Gefühlen und Freuden.

Die Theorie der Vermögen an sich selbst wird die formale, und die der Producte derselben die materiale Philosophie genannt.

A) Die formale Philosophie schließt in sich:

1) die Logik oder diejenige Lehre, welche uns als ein Canon unterrichtet, wie wir das Erkenntnißvermögen seinen Gesetzen gemäß zu gebrauchen haben.

2) Die Critik des Erkenntnißvermögens, oder die Lehre, welche uns angiebt, wie weit wir das Erkenntnißvermögen seinen Gesetzen gemäß gebrauchen können; diejenige Lehre also, welche die Grenzen bestimmt, in welche das Erkenntnißvermögen eingeschlossen ist, und unter welchen Bedingungen von demselben Gebrauch gemacht werden kann. Kant ist der erste, der diesen Theil der Philosophie zu einer eignen Wissenschaft gebildet hat.

3) Einen Canon für den Gebrauch des Willensvermögens, oder eine Sammlung von Regeln, nach welchen der Wille seinen Gesetzen des Handelns gemäß zu lenken ist.

4) Die Critik des Willensvermögens, oder die Lehre der Grenzen, innerhalb welcher dieses Vermögen in dem Handeln und in der dadurch möglichen Erreichung der Absichten eingeschlossen ist *).

B) Die

*) Nach einigen neuern Philosophen kommt noch 5) ein Canon für den Gebrauch des Gefühlvermögens, und 6) eine Critik desselben hinzu.

B) Die materiale Philosophie begreift in sich:

1) die Mathematik oder die Lehre von den Grössen; betreffen diese Größen die Zeit, so besteht ihr Inhalt aus Zahlen, und sie ist dann Arithmetik, betreffen sie den Raum, so besteht ihr Inhalt aus ausgedehnten Körpern, Flächen und Linien, und sie heißt dann Geometrie. — Rein heißt die Mathematik, wenn die Größen blos an und für sich betrachtet werden, ohne Rücksicht auf die Eigenschaften zu nehmen, welche sich an den Körpern außer uns in der Natur finden; angewandt wird sie genannt, wenn die allgemeinen Lehrsätze der reinen Mathematik bey der Zählung und Messung der Körper außer uns gebraucht werden. Die Hauptäste der letztern sind Mechanik oder die Lehre von der Bewegung, Optik oder die Lehre von dem Lichte, insofern es dabey auf die Größe ankommt, und die Astronomie oder die Lehre von den Himmelskörpern.

2) Die Physik oder die Lehre von den Beschaffenheiten der Körper, den Naturbegebenheiten, den Gesetzen und Verwandschaften der körperlichen Kräfte u. s. w.

3) Die Metaphysik oder die Wissenschaft des Uebersinnlichen. Betrift dieses Uebersinnliche die Dinge überhaupt, so heißt sie Ontologie; betrift es die Seele, rationale Psychologie; betrift es die Welt, rationale Kosmologie;

betrift

betrift es die Ursache der Welt, rationale Theologie.

4) Die empirische Psychologie oder die Lehre von der Seele, wie sie sich vermöge ihrer äussern Wirkungen zeigt, und durch Erfahrung beobachten läßt.

5) Die angewandte Moral oder Ethik, oder die Lehre, wie sich der Mensch durch seine Gesinnungen und Handlungen glücklich zu machen habe, und was für Beweggründe ihn zum Rechtverhalten verbinden müssen.

6) Das Recht der Natur oder die wissenschaftliche Verbindung allgemein gültiger Grundsätze, nach welchen der Mensch äußern Zwang oder Gewaltthätigkeit zu gebrauchen befugt ist.

7) Die Politik oder die Lehre der Klugheit a) in Absicht des Umganges im gesellschaftlichen bürgerlichen Leben; b) in Absicht der Anordnung und Regierung des Ganzen einer bürgerlichen Gesellschaft, oder eines Staats.

So hätte ich Ihnen, meine wertheſten Jünglinge, nunmehr den Begriff des Worts Philosophie beschrieben, und den Umfang dieser Wissenschaft nach ihren vorzüglichsten Theilen gezeichnet. So skizzirt auch diese Zeichnung ist, denn theils mochte ich die Schranken dieser Abhandlung nicht zu sehr ausdehnen, theils wollte ich Ihnen dadurch auch die Uebersicht über das ganze Gebiet der Philosophie desto mehr erleich-

erleichtern, so wird sie Ihnen dennoch eine hinlängliche Anleitung seyn können, den Werth dieser Wissenschaft zu beurtheilen, und sich von dem Studium derselben die reichste Ausbeute zu versprechen. Erschrecken Sie nicht vor der großen Zahl der einzelnen Theile derselben. Wenn Ihnen gewiß ein jeder Ihrer einsichtsvollen Lehrer und Freunde den Rath ertheilen wird, Philosophie zu studiren, so ist damit keinesweges die Meinung verbunden, als wenn Sie jeden Theil derselben nach seinem ganzen Umfange, nach allen einzelnen Sätzen und Gründen durchdringen und durchschauen müßten. Ein bloßer einzelner Theil der Philosophie ist ja an sich schon hinreichend, das ganze Leben eines Mannes zu beschäftigen. Nein, die Meinung ist vielmehr, daß Sie so viel, als Sie zur gründlichen Betreibung einer jeden andern Wissenschaft, und zu ihrer nützlichen Anwendung bedürfen, nothwendig aus der Philosophie zu erlernen haben. Das wie viel? muß Ihnen der Maßstab Ihrer Kräfte und Ihrer Zeit und Gelegenheit bestimmen. Die Logik, reine Mathematik, Psychologie und die sogenannte praktische Philosophie seyn Ihnen besonders wichtig. Gesellen Sie sich nicht zu denen, welche auf der Academie keine Collegia mehr vernachlässigen, als eben die, welche über diese Wissenschaften gelesen werden. Der Grund, warum man diese traurige Erfahrung bey so Vielen, ja den Mehresten auf Universitäten zu machen Gelegenheit hat, ist zwiefach. Einmal glaubt man, jene Wissenschaften gehörten nicht zu den sogenannten Brodstudien. In

wie fern sie allerdings aber auch selbst für diese wichtig sind, hoffe ich Ihnen in dieser Abhandlung bereits deutlich genug gezeigt zu haben. Zweytens fehlt es den Mehresten an den nöthigen Vorkenntnissen von diesen Wissenschaften, die sie billig schon zur Academie mitbringen müßten. Hiervon ist dann die Folge, daß ihnen der academische Unterricht theils zu schwer und zurückschreckend, theils aber auch nicht interessant genug ist, weil eine gänzlich mangelnde oder aber eine zu geringe Bekanntschaft mit irgend einer Wissenschaft ohnmöglich Interesse für sie erwekken kann. Die Mitarbeiter an diesem Magazine werden sich bemühen, von Zeit zu Zeit zur Beförderung dieser nöthigen philosophischen Vorkenntnisse einige Beyträge zu liefern, und sie werden es sich als den süßesten Lohn für ihre Bestrebungen anrechnen, wenn sie dadurch besonders solche Jünglinge, welche zur Erlangung jener Vorkenntnisse nicht die gehörige Gelegenheit haben, zu einem angelegentlichen und ernstlichen Studium der Philosophie auf der Academie ermuntern, und mit einigem Nutzen vorbereiten sollten.

J. C. F. Bornträger.

---

## 8.

## Pragmatische Uebersicht der menschlichen Erkenntnißkräfte zur Einleitung in das Studium der Logik.

Philosophiren heißt: etwas nach seinen Absichten, Endzwecken und Beschaffenheiten, d. i. nach seinen mancherlei Verhältnissen betrachten. Philosophia.

Ueber alles in der Welt läßt sich philosophiren, aber nicht alles ist ein Gegenstand der Philosophie; denn Philosophie als Wissenschaft betrachtet, ist ein Versuch, die Verhältnisse zu entdecken, in welchen der Mensch mit den Dingen außer sich steht.

Will der Mensch diese Verhältnisse entdecken, so ist zuförderst nöthig, daß er sich selbst kennen lerne, und dann die Dinge außer sich. Erst während dieser Untersuchung und nach Beendigung derselben werden sich ihm gegenseitige Beziehungen zu erkennen geben. Einleitung.

Philosophie über den Menschen ist Anthropologie. Im engern Sinne stellt diese Wissenschaft nur die allgemeinsten Erfahrungen und Grundsätze über die Natur und das Wesen des Menschen auf, und zwar betrachtet sie ihn in dreifacher Rücksicht, 1) als Körper, 2) als Geist, 3) als ein aus beiden zusammengesetztes Wesen.

Im

Im weiteren Sinne stellt diese Wissenschaft besondere Erfahrungen und Grundsätze über die Natur und das Wesen des Menschen auf, und ist alsdenn ein Inbegriff mehrerer untergeordneter Wissenschaften.

Philosophie über den Körper des Menschen ist die physische Anthropologie. Diejenige Wissenschaft, welche den menschlichen Körper in seinem lebenden Zustande betrachtet, heißt Physiologie. Diejenige Wissenschaft, welche den menschlichen Körper in seinem todten Zustande betrachtet, ist die Anatomie.

Philosophie über den Geist des Menschen ist Psychologie. Im engern Sinn stellt diese Wissenschaft die allgemeinsten Erfahrungen und Grundsätze über die Natur und das Wesen des menschlichen Geistes auf, und ist alsdenn 1) rationale Psychologie, d. i. Untersuchung über den menschlichen Geist, so weit sich aus dem bloßen Begriffe eines Geistes etwas von seinem Wesen und seiner Natur erkennen läßt. 2) empirische Psychologie, d. i. in so fern sich durch die beobachteten Wirkungen des menschlichen Geistes etwas von seinem Wesen und von seiner Natur erkennen läßt.

Im weiteren Sinn stellt diese Wissenschaft besondere Erfahrungen und Grundsätze über die Natur und das Wesen des menschlichen Geistes auf, und ist alsdann ein Inbegriff dreier untergeordneter Wissenschaften.

Der

Der Psycholog findet nemlich in der menschlichen Seele drey ganz von einander verschiedene Wirkungsarten. 1) Denken, 2) Empfinden, 3) Wollen. Die menschliche Seele als denkende Kraft betrachtet die Logik. Die menschliche Seele als empfindende Kraft betrachtet die Aesthetik. Die menschliche Seele als wollende Kraft betrachtet die Delomathologie.

Philosophie über Dinge außer uns theilt sich in zwey Theile.

Die Dinge außer uns sind entweder Gegenstände unsrer Sinne, oder sie sind über unsre Sinne. Gegenstände unsrer Sinne heißen Körper. Der Philosoph betrachtet die Körper in Rücksicht ihrer Größen, das ist Mathematik, oder in Rücksicht ihrer Beschaffenheit und Wirkungsart, das ist Physik. Philosophie der übersinnlichen Dinge heißt Metaphysik; diese Wissenschaft versucht folgende Fragen zu beantworten: Was ist das innere Wesen der Welt? Nach welchen Gesetzen sind die Dinge in der Welt verbunden? Welches ist die letzte Grundursache von dem allen? Ontologie und Monadologie, Kosmologie und Theologie.

Alle diese Wissenschaften sind Philosophie, und zwar wegen einer entfernteren Beziehung auf die menschliche Glückseligkeit theoretische Philosophie. Theoretische Philosophie.

Die Frage: In welchem Verhältnisse steht der Mensch mit andern Menschen? beantwortet das Naturrecht, die Moral und die Praktische Philosophie.

Politik. Diese drey Wissenschaften haben den gemeinschaftlichen Namen, praktische Philosophie, weil sie in einer näheren Beziehung auf die menschliche Glückseligkeit in dieser Welt stehen, und weil sie zur Beantwortung jener Frage fast aus allen Wissenschaften der theoretischen Philosophie die Resultate brauchen.

Sobald in einem Menschen philosophischer Geist rege ist, d. i. sobald er Drang in sich fühlt, sich selbst, die Dinge außer sich und ihre gegenseitigen Beziehungen kennen zu lernen; sobald empfindet er auch die Nothwendigkeit, vorher zu untersuchen, ob ihm dies überhaupt, und in wie fern es ihm möglich sey?

Veranlassung zur Logik. Diese Untersuchung des menschlichen Erkenntnißvermögens nach seinem Zwecke die Wahrheit zu erkennen, ist die Logik. Mit ihr beginnt der Philosoph seine große Laufbahn; sie ist das a b c aller philosophischen Wissenschaften, und ohne sie würde es dem philosophischen Forscher unmöglich bleiben, beruhigende Resultate aufzufinden. Ihr Nutzen erstreckt sich nicht nur auf alle Wissenschaften, sondern auch auf alle Theile des geschäftigen Lebens. Sie ist daher ohne Zweifel sehr wichtig.

## Ueber das Wesen der menschlichen Seele.

Wesen der menschlichen Seele. Daß die geistigen Thätigkeiten des Menschen, Denken, Empfinden und Wollen nicht aus dem Mechanismus des Körpers erklärt wer-

werden können, das ist bis auf den heutigen Tag immer die Ueberzeugung des ungleich größern Theils philosophirender Menschen gewesen. Durch die neuesten scharfsinnigsten Untersuchungen der Anatomiker und Physiologen ist jene alte Behauptung noch immer bestätiget worden, daß es nicht möglich sey, die geistigen Wirkungen des Menschen aus dem Körper zu erklären, und daß es also im Menschen ein geistiges, einfaches, vom Körper verschiedenes Wesen geben müsse, in welchem allein der Grund des Denkens, Empfindens und Wollens enthalten sey. Dies Wesen nennen wir die Seele oder den Geist.

Sitz der Seele im Körper.

Alle Theile des menschlichen Körpers werden von gewissen zarten Fasern durchkreuzet, welche wir Nerven nennen. Alle diese Nerven treffen in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, nemlich im Gehirne, zusammen. Es ist daher kein Zweifel, daß hier im Mittelpunkte des Gehirns die Seele ihren Sitz hat.

Der Körper verhält sich zur Seele, wie eine Wohnung voll vereinigter Maschinen zu einem lebendigen Wesen, welches vom Mittelpunkte aus diese Maschinen theils regiert, theils durch Erschütterungen vernimmt, was in den entferntesten Theilen derselben vorgeht.

Dinge außer uns wirken auf den Körper; der Körper theilt diese Wirkung der Seele mit. Und wiederum wirkt die Seele auf den Körper, und dieser wieder auf die Außendinge. Die Art dieser ge-

genseitigen Einwirkung des Körpers und der Seele ist bis jetzt noch unerklärt.

Grundkraft der Seele.

Allen Thätigkeiten der menschlichen Seele, als einem geistigen Wesen, liegen Vorstellungen zum Grunde. Die Vorstellkraft ist also die Grundkraft der menschlichen Seele; und alle ihre Wirkungen im weitesten Sinne genommen, sind Vorstellungen oder Ideen.

Bewußtseyn.

Es gehört zum Wesen der Seele, sich ihrer Wirkungen bewußt zu seyn. Die Erfahrung lehrt aber, daß es bisweilen Vorstellungen in der menschlichen Seele giebt, welche des Bewußtseyns ermangeln, z. E. im Schlafe; woher das?

Bewußtlose Vorstellungen.

Bewußtseyn ist Gefühl des Daseyns und der Verschiedenheit der wirkenden Kraft von der Wirkung. Die Seele kann im Schlafe ihr Daseyn nicht empfinden, weil der Körper nur so schwach in die Seele wirkt, daß diese nur zu einer schwachen Gegenwirkung gereizt wird, und weil zum Gefühl ihrer Kraft keine schwache, sondern eine starke Anstrengung dieser Kraft gehört. Daher kann die Seele bisweilen ihr Daseyn nicht empfinden, und sich selbst nicht von den Vorstellungen als ihren Wirkungen unterscheiden. Es giebt also in der Seele dunkle bewußtlose Vorstellungen, und die zufällige Abwesenheit des Bewußtseyns beweißt nichts gegen den Satz: daß die Seele unaufhörlich wirke.

Ist die Seele eine Vorstellkraft; so muß sie von Anbeginn ihres Daseyns ihre Vorstellungen gehabt haben,

haben, und so läßt es sich nicht läugnen, daß sie mit einigen Vorstellungen wenigstens schon auf die Welt komme.

Angeborne Grundgesetze.

Und wirklich finden sich in der Reihe unserer reinen Verstandesbegriffe einige, deren Ursprung aus der Sinnlichkeit ohnmöglich dargethan werden kann. Z. B.

Die Regel der Einstimmung (principium identitatis)

Ein jedes Ding ist mit sich selbst eins.

Die Regel des Widerspruchs (principium contradictionis)

Ein Ding kann nicht zu gleicher Zeit seyn und nicht seyn.

Die Regel des zureichenden Grundes (principium rationis sufficientis)

Es ist nicht möglich, ohne Grund etwas zu bejahen oder zu verneinen.

Diese Grundregeln unseres Denkens liegen in der Seele ganz unstreitig vor aller Erfahrung. Sie sind die Grundsteine, auf welche wir das ganze Gebäude unserer Wissenschaften stützen, und auf sie kömmt die Seele bei allen ihren noch so mannigfaltigen Wirkungen zurück.

Vernunft.

Das zusammenhangende System dieser angebornen Grundgesetze des menschlichen Denkens ist das, was wir Vernunft nennen; und das unaufhörliche Streben derselben sich zu entwickeln, ist der Trieb der Ideenbeschäftigung, welcher der Seele zugeschrieben wird.

So viel im Allgemeinen von dem Wesen der menschlichen Seele. Itzt von ihren Wirkungen.

## Erkenntnißkräfte der menschlichen Seele.

Jene ursprünglichen Grundgesetze des menschlichen Denkens würden unentwickelt bleiben, wenn Ihnen nicht von außen Veranlassung zur Entwickelung gegeben würde. Dies geschieht durch die Sinne. Man sagt daher mit Recht, daß alle unsre Erkenntniß von den Sinnen ihren Anfang nehme. Hier also eine kurze Geschichte der Sinnenerkenntniß.

Erkenntniß durch die Sinne.

Wenn unsere Seele sich unmittelbar gegenwärtige Dinge vorstellt; so geschieht das durch Hülfe des ihr beigesellten Körpers, und zwar durch fünf verschiedene Kanäle, die wir Sinne nennen. Gefühl, Geschmack, Geruch, Gesicht und Gehör. Die drey ersten heißen die gröbern, und die beiden letzten die feinern Sinne, weil in diesen die Einwirkung in die Seele sanfter ist, weil sie der Seele zur Beobachtung Zeit lassen, und weil sich ihr Eindruck durch die Einbildungskraft wieder erneuern läßt; z. B. im Traume.

Das Geschäft der Sinnenwerkzeuge besteht darin, daß sie den äußern Eindruck aufnehmen, und durch die Nerven nach dem Gehirne fortpflanzen. Wahrscheinlich findet sich in den Nerven ein feiner Aether (Nervengeist), empfänglich für alle Arten von Bewegungen, und also geschickt, alle Arten des äußern Eindrucks nach dem Gehirne zu bringen.

Hier

Hier im Mittelpunkte des Gehirnes umgiebt vielleicht ein feinerer ätherischer Körper (Seelenorgan) die Seele. In diesem Seelenorgane werden durch Einwirkung des Nervengeistes Bewegungen verursacht, und diese Bewegungen (materielle Ideen) bewirken in der Seele die geistige Vorstellung.

Verbindung des Körpers und der Seele.

Wie durch materielle Bewegungen eine geistige Vorstellung in der Seele bewirkt werden könne, ist bis jetzt unerklärt. Indessen ist die Möglichkeit davon allerdings begreiflich. Wir dürfen mit der Leibnitzischen Schule nur annehmen, daß die letzten Bestandtheile des Körpers einfach, und also gleichartiges Wesens mit der Seele sind; so ist es nicht ungedenklich, daß die feinsten unsere Seele umgebenden körperlichen Theile im gegenseitigen Einflusse mit ihr stehen können.

Doch man denke sich die Entstehung der sinnlichen Vorstellung so oder anders; für die Logik ist es gleichgültig. Die Thatsache bleibt doch immer gewiß: daß Außendinge auf unsere Sinnenwerkzeuge wirken, und daß auf Veranlassung des Sinneneindrucks, welchen die Nerven nach dem Gehirne fortpflanzen, eine geistige Vorstellung in uns entsteht.

Diejenige Thätigkeit, durch welche die Seele die vorschwebende materielle Idee auffaßt, und in eine geistige Vorstellung verwandelt, ist die Aufmerksamkeit. Sie ist lebhaft oder träge, je nachdem die Nervengeistbewegung im Seelenorgan stärker oder

schwächer ist, und wirkt in eben dem Grade zurück, in welchem sie gereizt wird.

Auffassen; Anerkennen.

Wohl zu unterscheiden ist von dem bloßen Auffassen der vorschwebenden Idee das, was in der Seele darauf folgt: das Anerkennen nach Merkmalen, welches geschieht, wenn die Seele die itzt aufgefaßte Idee mit ähnlichen Ideen des Gedächtnisses vergleicht.

Es gehört also zu jeder sinnlichen Vorstellung: 1) Unterscheidung der Seele von ihren Wirkungen; 2) Ueberzeugung von der Gegenwart der vorgestellten Sache; 3) Anerkennung der Idee nach Merkmalen.

---

Die Sinne geben, wie gesagt, unserer Seele den Stoff zur Entwickelung ihrer Kräfte. Jeder Sinn bereichert uns mit einer sehr großen Menge von Ideen. Sobald uns aber ein Sinn fehlt, so ermangeln wir aller der Ideen, welche nur durch diesen Sinn in die Seele kommen können.

Daß wir übrigens durch die Sinne nie die eigentliche Beschaffenheit der Außendinge erfahren, ist wohl gewiß. Sie können uns nichts weiter als das Verhältniß der Dinge zu unsrer itzigen Organisation angeben. Dies ist theils aus der ganzen Geschichte von der Entstehung der sinnlichen Vorstellung, theils auch aus der Erfahrung klar, daß uns jeder Sinn etwas besonderes von den Dingen außer uns kund thut.

---

Die Seele hat nicht nur das Vermögen, sich Vorstellungen von unmittelbar gegenwärtigen Dingen zu machen; sondern sie hat auch das Vermögen, sich Vorstellungen von Dingen zu machen, die den Sinnen nicht gegenwärtig sind, und zwar mit dem Bewußtseyn ihrer Abwesenheit: dies Vermögen heißt Phantasie. Phantasie.

Diese Kraft der Seele äußert sich auf eine sehr mannigfaltige Weise.

1) Wir stellen uns Ideen, welche durch die Sinne in die Seele kommen, entweder ganz oder zum Theil wieder vor. Aeußerung derselben.

2) Wir stellen uns diese Ideen entweder ohne, oder mit dem Bewußtseyn vor, sie schon einmal gehabt zu haben. Im letzten Fall ist es Erinnerungsvermögen.

3) Wir trennen Theile von einer gehabten sinnlichen Vorstellung, und knüpfen sie mit Theilen anderer sinnlichen Vorstellungen willkührlich zusammen: Dichtungsvermögen.

4) Wir stellen uns durch einen Allgemeinbegriff (der durch ein andres Vermögen der Seele, nemlich durch das Absonderungsvermögen, entstanden ist, und mittelst eines Zeichens die Natur einer einzelnen Idee angenommen hat) das Gemeinsame mehrerer einzelner Dinge vor.

Da sowohl die sinnlichen Ideen, als solche, welche durch die Phantasie zusammengesetzt sind, nach kür-

zerer oder längerer Zeit wieder erwachen; so ist nichts natürlicher, als daß diese Ideen irgendwo aufbehalten werden müssen.

Das Vermögen, vermittelst dessen wir Ideen aufbehalten, ist Gedächtniß. Es entsteht nun hier die wichtige Frage: wie viel vom Gedächtniß der Seele, und wie viel dem Körper zugeschrieben werden müsse?

Sehr erleichtert wird indeß die Beantwortung, wenn man immer genau unterscheidet die reingeistige Thätigkeit der Seele von der materiellen Idee im Gehirn, und nun untersucht, was etwa von einer gehabten Idee in beiden zurückgeblieben sey.

Jede geistige Idee läßt Wirkungen in der Seele zurück; dies beweißt der sich verändernde Charakter der Seele durch nach und nach erlangte neue Ideen.

Jedes Ideenbild läßt im Gehirn eine Fähigkeit zurück, auf gegebene Veranlassung sich wieder auf die nemliche Weise zu bewegen.

In den Fingern des Clavierspielers bleibt die Fähigkeit zurück, sich wieder zu bewegen; aber kein Bild von den musikalischen Stücken. Eben so kann das, was von einer Idee im Gehirne zurückbleibt, weiter nichts als eine Bewegfertigkeit, auf keinen Fall aber ein Bild im eigentlichen Sinne seyn. So kann also das Gedächtniß weder allein aus der Seele, noch allein aus dem Organ erklärt, und die Schwäche, Stärke, und überhaupt die besondere Beschaffenheit dessel-

desselben muß in der gegenwärtigen Beschaffenheit der Seele und des Organs gesucht werden.

Soll eine Idee aufbehalten werden; so gehört von Seiten der Seele dazu, daß sie diese Idee mit Aufmerksamkeit auffasse, welches geschieht, wenn die aufzufassende Idee auf irgend eine Weise Aehnlichkeit mit schon vorhergefaßten Ideen enthält, von welchen noch Spuren in der Seele zurückgeblieben sind. Von Seiten des Gehirns gehört dazu, daß es so beschaffen sey, daß es die erforderliche Bewegung auf gegebene Veranlassung wieder machen könne.

Soll eine Idee wieder erweckt werden; so gehört von Seiten des Körpers dazu, daß jene Bewegungen in den Gehirnfibern den zur bewußtmäßigen Vorstellung erforderlichen Grad der Stärke erlangen. Dies kann entweder auf Veranlassung von außen, oder durch Rückwirkung der Seele auf die Organe geschehen.

Von Seiten der Seele gehört dazu, daß sie auf veranlaßte Bewegung des Gehirns die Idee vermittelst der Aufmerksamkeit auffasse, und sich bewußt werde der Abwesenheit des vorgestellten Gegenstandes.

Wenn vermittelst der Phantasie eine schon gehabte Idee wieder in uns erwacht, und es findet sich dabey ein deutliches Bewußtseyn, diese Idee schon einmal gehabt zu haben, so heißt das Erinnerungsvermögen.

Dieses Bewußtseyn ist fast immer mit den Umständen des Orts, der Zeit, und mancherley andern Verhältnissen, unter welchen Erinnerungsvermögen.

wir

wir vormals die Idee hatten, verknüpft. Die Erinnerung ist um so deutlicher, je lebhafter diese Nebenideen in der Seele sind.

Gesetze der Ideenverknüpfung.

Das Wiedererwachen der Ideen geschieht immer nach gewissen Gesetzen. Es erwacht keine Idee in der Seele, von welcher nicht die vorhergehende Idee die Ursache gewesen wäre. Es giebt drey Gesetze, nach welchen sich die Ideen einander erwecken:

1) das Gesetz der Gleichzeitigkeit ist dieses:

Ideen, welche sich zu gleicher Zeit dem Gedächtniß einprägen, erwachen auch wieder zu gleicher Zeit.

Zufolge dieses Gesetzes fallen uns bey Subjekten ihre Eigenschaften, bey dem Ganzen die Theile, bey Ursachen die Gründe, Folgen und Wirkungen ein, in so fern wir nemlich dies alles zu einer Zeit dachten. Am merkwürdigsten und wohlthätigsten aber zeigt sich dies Gesetz bey Erlernung der Sprache. Weil nemlich Wörter nichts als Zeichen von Begriffen sind, so würden wir ohne dies Gesetz z. B. bey dem Schall: Sonne, nicht an den großen leuchtenden und erwärmenden Himmelskörper denken. Dasselbe gilt von den Zahlen in der Algebra und von Noten in der Musik.

2) Das Gesetz der Aehnlichkeit ist dieses:

Aehnliche Ideen erwecken sich einander.

Ohne dieses Gesetz würde die Absonderung von Allgemeinbegriffen nicht möglich seyn; auch ist es die

Ursache

Ursache von allen Erfindungen des Witzes und des Scharfsinnes, wo wir die verborgenen oder feinen Aehnlichkeiten vergleichen. Am unfehlbarsten pflegen sinnliche Ideen die ihnen ähnlichen Ideen der Phantasie zu erwecken.

3) Gesetz der Aufeinanderfolge ist dies:

Ideen, welche unmittelbar hintereinander gedacht wurden, erwecken sich sehr leicht wieder.

Vermöge dieses Gesetzes lernen wir ganze Reden auswendig, und erzählen beobachtete Erscheinungen und Begebenheiten in der wahrgenommenen Ordnung wieder.

Während der Thätigkeit unseres Erkenntnißvermögens zeigt selten, vielleicht niemals, eines dieser Gesetze allein seinen Einfluß; mehrentheils, vielleicht immer, wirken sie vereinigt, und in mannigfaltiger Mischung.

Man hat oft versucht, den Antheil des Gehirns an dieser Ideenassociation zu erklären; allein noch immer ist man in diesem Versuche nicht glücklich gewesen. Bey dem Gesetze der Aufeinanderfolge läßt es sich allenfalls begreifen, wie Gehirnfibern, die unmittelbar hinter einander bewegt werden, eine Leichtigkeit erhalten, sich auf gegebene Veranlassung wieder eben so zu bewegen. Etwas dem ähnliches könnte vielleicht auch bey dem Gesetz der Gleichzeitigkeit vorgehen. Allein von dem Gesetze der Aehnlichkeit läßt sich schlechterdings in dem Mechanismus des Gehirns kein Grund finden. Auf alle Fälle hat also

die

die geistige Vorstellkraft einen ungleich größern Antheil an diesen Gesetzen der Ideenverknüpfung.

Es ist ausgemacht, daß keine Idee in der Seele erweckt wird, ohne daß es nach einem dieser Gesetze geschehe; aber freilich läßt sich wegen der großen Schnelligkeit unseres Ideenlaufs nicht immer von allen Ideen bestimmen, ob sie sich vermöge des Gesetzes der Aehnlichkeit, Gleichzeitigkeit, oder der Aufeinanderfolge erwecken.

Uebrigens äußert die Denkkraft der Seele in so fern eine allgemeine Herrschaft über die Ideen, daß sie von der Menge dargebotener Ideenverbindungen nur gerade diejenige aufnimmt und verfolgt, welche ihrem gegenwärtigen Endzwecke entspricht. Dies ist das Nachdenken im psychologischen Sinne. Da alle Ideen vermöge jener angegebenen Gesetze unter sich zusammenhängen; so muß die Denkkraft von den mannigfaltigen Systemen der Ideenverknüpfungen, welche ihr die Phantasie vorhält, diejenige wählen können, welche sie zu ihrem vorhabenden Zwecke als die dienlichste erkennt; sonst würde sie weiter nichts, als eine leidende Zuschauerin des Spieles der Phantasie seyn: wie es im Traume und den damit verwandten Umständen der Fall ist.

In der vorstehenden Abhandlung ist immer das Wort Phantasie gebraucht, und das Wort Einbildungskraft vermieden. Dies ist deswegen geschehen, weil einige philosophische Schriftsteller unter der Einbildungskraft einen höhern durch Uebung und Bildung

dung erlangten Grad von Vollkommenheit der Phantasie verstehen. Ein anderer Theil gebraucht aber immer noch beide Wörter als gleichbedeutend, und unterscheidet bloß niedere und höhere Phantasie oder Einbildungskraft.

---

Niederes und höheres Erkenntnißvermögen.

Sinn und Phantasie nennt man die niedern Erkenntnißkräfte; das Vermögen zu abstrahiren, zu urtheilen und zu schließen aber heißen die höhern oder vernünftigen Erkenntnißkräfte.

Beide Erkenntnißkräfte wirken nicht ganz abgesondert von einander. Immer wirkt das höhere Erkenntnißvermögen in Gemeinschaft mit dem niedern, und ohne Mithülfe der Vernunft würden Sinn und Phantasie nicht wirken können. Weil aber doch bey einigen Wirkungen des Erkenntnißvermögens mehr der Sinn und die Phantasie, bey andern mehr das Vermögen der Abstraktion und des Urtheils thätig ist; so unterscheidet man mit Recht das Letztere von dem Ersteren.

## Abstraktionsvermögen.

Durch den Sinn und die Phantasie erlangen wir Ideen von einzelnen Dingen. Einzelne Dinge sind entweder Individuen oder Erscheinungen. Individuum ist ein einzelnes, für sich bestehendes, in die Sinne fallendes Ding. Z. E. ein Baum, ein Thier.

Erschei-

Erscheinung, was es sey, erklärt das Wort: z. B. ein Schall, eine Krankheit. Die menschliche Denkkraft hat das Vermögen, diese Ideen von Individuen und Erscheinungen aufzulösen, d. i. besondere Eigenschaften und Beschaffenheiten an denselben aufzufinden.

Eigenschaft eines einzelnen Dinges ist: was sich immer und unveränderlich in demselben wahrnehmen läßt: z. E. die Farbe in einer Rose: die Erschütterung bey einem Schalle.

Beschaffenheit eines einzelnen Dinges ist: was sich nicht immer und unverändert, sondern nur bisweilen in demselben wahrnehmen läßt: z. E. das Welken einer Rose; die größere oder geringere Erschütterung bey einem Schalle.

Diese Eigenschaften und Beschaffenheiten an Individuen und Erscheinungen auffinden und besonders denken, heißt: absondern, abstrahiren.

Wenn wir von einem einzelnen Dinge so viel wissen, daß wir Eigenschaften und Beschaffenheiten von ihm absondern können; so haben wir einen Begriff von ihm; können wir das noch nicht, so haben wir nur blos eine Vorstellung oder Idee von ihnen. Dies ist der wahre Unterschied zwischen Idee und Begriff.

Wenn ich von einem Dinge erst dann etwas sagen kann, wenn ich es neben ein anderes Ding gestellet, und mit diesem verglichen habe; so entsteht etwas zwischen beiden beziehliches, etwas in dem Einen, was ich nicht denken kann, ohne zugleich an

das

das Andere zu denken — Verhältnisse: z. E. hoch — tief; groß — klein.

Wenn die Denkkraft mehrere einzelne Dinge selbst, oder die Eigenschaften, Beschaffenheiten und Verhältnisse derselben vergleicht, die Aehnlichkeiten aussondert von den Verschiedenheiten, und jene Aehnlichkeiten durch Hülfe der Phantasie in eine besondere Idee sammlet; so entsteht der Begriff eines Geschlechts: und wenn wiederum von mehrern Geschlechtern das Aehnliche ausgesondert wird; so entsteht der Begriff von höhern Geschlechtern. Z. B. Friedrich, Carl, Ludwig, sind einzelne Dinge. Vergleiche ich diese mit einander, so finde ich zwar große Verschiedenheiten; aber darin finde ich sie sich doch ähnlich, daß sie Vernunft haben, und diese Aehnlichkeit drücke ich durch den Geschlechtsbegriff Mensch aus. Ein höheres Geschlecht wäre Thier.

Begriffe von Geschlechtern werden genannt abgezogene allgemeine Begriffe. Mensch — Thier, sind also allgemeine Begriffe, so wie in Absicht der Eigenschaften rund, grün, und der Verhältnisse groß, dick. Fälschlich nennt man die Allgemeinbegriffe auch abgesonderte, abstrakte; denn dies sind blos solche Begriffe, wenn wir irgend eine Eigenschaft oder Beschaffenheit von einem Dinge abtrennen, und so abgetrennt denken. Aus der Vereinigung mehrerer abgesonderten entsteht erst ein allgemeiner Begriff.

Ein jeder allgemeiner oder Geschlechts-Begriff, verglichen mit einem noch allgemeinern, heißt Species, Art. Ein jeder allgemeiner Begriff, verglichen mit einem minder allgemeinern, heißt genus, Gattung.

Gattung und Art ist also nichts absolut feststehendes, sondern etwas beziehliches. Hund ist Gattung und Pudel ist Art. In anderer Rücksicht könnte Thier die Gattung und Hund die Art seyn.

In einem allgemeinen Begriffe, welcher das Aehnliche mehrerer einzelner Dinge enthält, lasse ich das Verschiedene derselben weg. Dies Verschiedene heißt differentia individualis.

In einem allgemeinen Begriffe, welcher das Aehnliche mehrerer Arten von einzelnen Dingen enthält, lasse ich das Verschiedene der Art weg: dies heißt differentia specifica.

In einem allgemeinen Begriffe, welcher das Aehnliche mehrerer Gattungen von Arten enthält, lasse ich das Verschiedene der Gattung weg: dies heißt differentia generica.

Ein allgemeiner Begriff existirt nicht außerhalb der Seele; daher ist es nur figürlich zu verstehen, wenn man die allgemeinen oder Geschlechts-Begriffe Dinge nennt. Ein allgemeiner Begriff hat Theile, welche durch die Zergliederung (analysis) gefunden werden: diese Theile sind seine Merkmale. Es ist daher ebenfalls nur figürlich zu verstehen, wenn wir diese Merkmale eines sogenannten allgemeinen Din-

ges

ges Eigenschaften und Beschaffenheiten nennen. Plattner, Reimarus, Feder, Basedow, existiren wirklich außerhalb unsrer Seele: aber das von allen in einen Begriff vereinigte Aehnliche — der Philosoph hat außer dem Verstande keine Realität. An Plattner, Reimarus, Feder, Basedow finde ich Eigenschaften und Beschaffenheiten; aber an dem Philosophen eigentlich keine. Indessen heißen die Merkmale, oder die Nebenbegriffe, woran ich den Hauptbegriff kenne, figürlich: wenn sie bleibend sind, Eigenschaften; wenn sie nicht bleibend sind, Beschaffenheiten.

Ein jeder Geschlechtsbegriff hat gemeinsame und eigenthümliche Eigenschaften, und diese zusammen genommen, bestimmen das, was man das Wesen eines allgemeinen Begriffes nennt.

Ein jeder allgemeiner Begriff hat Beschaffenheiten, das ist Merkmale, welche ihm nicht immer, und also nicht allen ihm untergeordneten Dingen zukommen. Hieraus entstehen Begriffe von Unterarten.

Die allgemeinen Begriffe in Absicht ihres Geschlechts und Wesens heißen generische Begriffe, und geben Erklärungen (Definitionen). Die allgemeinen Begriffe in Absicht ihrer Unterarten heißen genealogische Begriffe, und geben Eintheilungen (Divisionen). Wenn ich weiß, daß der Hund unter den allgemeineren Begriff Säugthier gehört, und daß er sich durch gewisse Eigenschaften von andern Arten Säugethiere unterscheidet; so ist der allgemeine Be-

griff Hund generisch. Wenn ich weiß, daß der Hund viele Unterarten von Pudel, Spitz, Bologneser u. s. w. unter sich begreift; so ist der allgemeine Begriff Hund genealogisch.

---

Ein jeder Allgemeinbegriff muß die Natur einer einfachen Idee annehmen, wenn er der Seele vorstellbar werden soll. Also hat auch der Allgemeinbegriff sein Bild im Organe. Dieses Bild ist weiter nichts, als die dunkle in eins zusammenfließende Vorstellung der einzelnen Theile, aus welchen der Allgemeinbegriff besteht. Ich denke den Begriff Hund; was ist das anders, als daß ich das, was mehrere einzelne ähnliches mit einander haben, in der Geschwindigkeit zusammendenke? Vorzüglich ist es der Schall des Worts, welches durch das Gesetz der Gleichzeitigkeit sogleich die Idee aller einzelnen Fälle, in welchen das Wort statt findet, und folglich die Vorstellung aller einzelnen Theile erweckt, aus welchen der Begriff bestehet.

Zusammengesetzt heißt ein Begriff (notio complexa), wenn wir vermögend sind, die mehrern Theile, aus welchen er besteht, zu unterscheiden.

Einfach (notio simplex), wenn wir keine Theile darin zu unterscheiden vermögen. Dahin gehört z. B. der Begriff von Farben, von Tönen, kurz alle durch die Sinne erhaltene Begriffe, welche

sich

sich wohl empfinden, nicht aber durch Merkmale bezeichnen lassen.

Die allgemeinen Begriffe sind entweder empirisch, wenn nur das Vorhandenseyn gewisser Eigenschaften und Beschaffenheiten angezeigt wird; oder philosophisch, wenn auch der Grund derselben vorgestellt wird. Eine Uhr ist ein philosophischer Begriff, weil sich der Grund einsehen läßt, warum sie die Stunden angiebt. Eine Nelke ist ein empirischer Begriff, weil wir nur wissen, daß sie angenehm riecht, ohne daß wir den Grund, warum? angeben könnten.

Das bisherige betraf das Materielle der Begriffe, ihre Entstehung, ihre Verschiedenheit, ihre größere oder geringere Allgemeinheit u. s. w. Itzt bleibt uns nur noch das Formelle derselben zu entwickeln übrig, das ist, ihre verschiedene Klarheit und Deutlichkeit im Verstande.

Klar (notio clara) ist unser Begriff von einem Dinge, wenn er zureicht, dasselbe im Ganzen und im Geschlechte kennen zu lernen; das erste gilt von generischen, das zweite von genealogischen Begriffen. Das Gegentheil davon ist dunkel.

Ein klarer Begriff ist deutlich (notio distincta), wenn wir die Merkmale des Geschlechts und Wesens, so wie die zufälligen Beschaffenheiten oder Unterarten erkennen und unterscheiden. Das erste generische, das zweite genealogische Deutlichkeit. Die einfachen Begriffe sind keiner Deutlichkeit fähig, nur klar können sie seyn.

Ein deutlicher Begriff ist vollständig (completa) bey generischen Begriffen, wenn die Merkmale derselben aufgelöst werden können in mehrere deutliche Begriffe; bey genealogischen Begriffen, wenn jede der Unterarten aufgelöst werden kann in mehrere.

Passend (notio adaequata) ist ein deutlicher generischer Begriff, wenn er die zur Unterscheidung des Geschlechts erforderlichen gemeinsamen und eigenthümlichen Merkmale enthält: passend ist ein deutlicher genealogischer Begriff, wenn man die wirklichen Unterarten desselben alle angiebt. Genau passend (praecise adaequata), wenn die Merkmale zureichend ohne Ueberfluß sind.

Ein solcher genau passender deutlicher Begriff in Worte ausgedrückt, ist das, was man eine Erklärung nennt (definitio). Daher hier einige Bemerkungen über die Erklärungen.

Aus den bisherigen Untersuchungen folgt natürlich, daß nur die allgemeinen Begriffe einer Definition fähig sind. Ich definire, wenn ich die geschlechtnißmäßigen Merkmale eines allgemeinen Dinges angebe, und zwar die allgemeinen sowohl als die eigenthümlichen.

Die allgemeinen Merkmale eines Dinges sind immer in der nächsten Gattung enthalten; daher giebt man diese zuerst an: z. E. „Ein Gelehrter ist — ein Mensch, der viele nützliche, die Denkkraft beschäftigende Kenntnisse besitzt.“ Mensch ist hier die nächste Gattung, und es liegen darin alle die allgemei-

gemeinen Merkmale des allgemeinen Dinges: Gelehrter. Das übrige, nemlich die vielen nützlichen, die Denkkraft beschäftigenden Kenntnisse sind die eingenthümlichen Merkmale, durch welche sich diese Art Menschen von allen ihren Mitarten: als Landwirthe, Soldaten, Handwerker u. s w. unterscheidet.

Da die anzugebenden Merkmale entweder empirisch oder philosophisch sind; so muß es auch zweyerley Erklärungen geben: empirische (definitio realis) und philosophische (definitio genetica). Es giebt auch Worterklärungen (definitiones nominales), durch welche das Wesen und die Bedeutung der Wörter festgesetzt und bestimmt wird. Diese Worterklärungen sind oft sehr nützlich wegen des vielen Schwankenden und Unbestimmten in der Sprache; sie dienen, durch Bezeichnung des Wesens eines Wortes auch das Wesen des Begriffes zu bezeichnen.

Die gewöhnlichen Regeln des Definirens tragen, auch wenn sie ganz richtig sind, nichts bey, um falsche Erklärungen zu verhüten; denn diese entstehen aus Unwissenheit der Sache, und nicht aus Unwissenheit der logischen Regeln. Daher sind die gewöhnlichen Regeln dem überflüssig, welcher den richtigen Begriff von der Definition gefaßt hat.

Deutlichkeit der generischen Begriffe wird durch Erklärung erhalten. Deutlichkeit der genealogischen Begriffe durch Eintheilungen (divisiones). Daher ein paar Worte über die Eintheilungen.

Eintheilen heißt die Unterarten angeben, welche in einem allgemeinen Dinge unterschieden werden (totum diuisum — membra diuidentia). Auch die Eintheilungen sind entweder empirische oder philosophische, nachdem wir entweder das bloße Vorhandenseyn, oder den inneren Grund der Merkmale des allgemeinen Dinges kennen.

Der wahre Grund einer Eintheilung (fundamentum diuidendi) ist, wenn die dargestellten Unterarten wirklich von dem Begriffe des getheilten Geschlechts abgezogen, und zufällige Beschaffenheiten von ihm sind.

Jede der Unterarten des getheilten Geschlechts hat ein Merkmal, welches dieser oder der andern nicht zukömmt, und durch dieses Merkmal werden sie von einander unterschieden; daraus folgt, daß sie sich allezeit entgegengesetzt seyn (oppositа), und sich einander ausschließen müssen.

Die Theilungsglieder stehen oft mit einander im Gegensatze des Widerspruchs (oppositio contraria); dann hat die Eintheilung zwey Glieder, z. E. Thiere sind entweder mit Vernunft begabte, oder vernunftlose.

Die Theilungsglieder stehen oft mit einander im Gegensatze der Verschiedenheit (oppositio contradictoria). Dann hat die Eintheilung mehrere Glieder: z. E. Vögel sind entweder Raubvögel, oder Wasservögel, oder Sumpfvögel, oder Hühnerartige Vögel, oder Singvögel.

Die Theilungsglieder müssen wirklich in dem getheilten Geschlechte enthalten seyn, und der getheilte Allgemeinbegriff darf nicht wieder mit unter den Gliedern aufgeführt werden. Die Theilung muß sich aber auf die nächsten Arten erstrecken, und nicht etwa eine mittlere Art übersprungen werden; z. E. wenn man die Thiere eintheilen wollte in Menschen, Hunde, Sperlinge, Wallfische, Schlangen, Käfer u. s. w. Endlich muß in den Unterarten alles begriffen seyn, was der Allgemeinbegriff enthält, so daß also alle Theile zusammen genommen, dem Ganzen gleich, und keine Art mangle oder zuviel sey.

Die Erklärung des Allgemeinbegriffs muß auch auf jede Unterart passen.

Was wir in unserm Verstande theilen, ist sehr oft in der Wirklichkeit unzertrennlich. Die Eintheilungen sind daher etwas willkührliches, und ihr Werth hängt von dem Grade ihrer zweckmäßigen Brauchbarkeit ab.

## Urtheilsvermögen.

Die menschliche Seele hat das Vermögen zu urtheilen, d. h. sie vermag die Verhältnisse zu erkennen, in welchen zwey Begriffe mit einander stehen. Ein Urtheil in Worte ausgedrückt, ist ein Satz (Propositio).

Derjenige Begriff, welcher in der Vorstellung der erste ist, heißt Subjekt; der andere, welchen ich vergleichend gegen das Subjekt denke: Prädi-

kat. Das, was das Verhältniß ausdrückt: Bindewort (copula). Diese drey Theile müssen in jedem Satze seyn, obgleich das Bindewort nicht immer besonders ausgedrückt ist. Z. E. alle Menschen (Subjekt) sind (Bindewort) Brüder (Prädikat). „Der Vater ruft.“ Hier steckt das Bindewort im Prädikate. Völlig ausgedrückt hieße der Satz: der Vater (Subjekt) ist (Bindewort) der Rufende (Prädikat).

Man kann die Urtheile aus viererley Gesichtspunkten betrachten: in Rücksicht 1) ihrer Beschaffenheit (ratione qualitatis); 2) ihres Umfangs (ratione quantitatis); 3) des Verhältnisses, in welchem Subjekt und Prädikat mit einander stehen (ratione relationis); 4) der Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit, unter welcher ein Prädikat dem Subjekte zugeschrieben wird (ratione modalitatis).

### 1) In Rücksicht der Qualität oder Beschaffenheit.

Zwey Begriffe lassen sich in der Vorstellung entweder verbunden, oder getrennt denken. Daher sind alle Urtheile entweder bejahend oder verneinend. Die Regel der Einstimmung und des Widerspruchs liegt hier zum Grunde. Sie sind bejahend oder verneinend, entweder wie Subjekt und Eigenschaft, oder wie Ursache und Wirkung, oder wie unwesentliche Verhältnisse.

Das

Das Prädikat ist dem Subjekt gleich oder nicht gleich: a) ganz, b) zum Theil, c) in einem Umstande.

a) Ganz gleich, z. E. ein Dreyeck beschließt eine Fläche mit drey Linien.

Daß hier das Prädikat den ganzen Inhalt der Vorstellung des Subjekts ausdrückt; zeigt sich durch die Umkehrung des Satzes. Was eine Fläche in drey Linien einschließt, ist ein Dreyeck.

b) Zum Theil gleich. Z. E. der Mensch hat Augen. Das Prädikat enthält hier nur einen Theil des Subjekts, nemlich eine Eigenschaft des Menschen.

c) In einem Umstande. Z. E. dieser Mensch ist im Walde. Das Prädikat enthält hier nur einen Umstand, von einem Umstande des Subjekts hergenommen.

Eben das gilt von der Ungleichheit im Ganzen, zum Theil, und in einem Umstande.

Das Zeichen der Verneinung in einem Urtheile muß durchaus dem Bindeworte zugehören; sonst ist das Urtheil nicht wirklich verneinend.

2) In Rücksicht der Quantität oder des Umfangs.

Die Bejahung oder Verneinung eines Prädikats geht entweder auf ein ganzes Geschlecht, oder auf mehrere einzelne Dinge, oder nur auf ein einziges genanntes Ding.

a) Allgemeine Urtheile (vniuersales). Wenn von einem ganzen Geschlechte etwas bejaher oder ver-

verneinet wird: z. B. alle Menschen sind Brüder. Man kennt die allgemeinen Urtheile gemeiniglich an den Zeichen: Alle — Keine.

b) Besondere Urtheile (particulares). Wenn von mehrern einzelnen Dingen etwas bejahet oder verneinet wird. Z. E. einige Menschen sind gebohrne Aedle. Man kennt diese Urtheile an den Zeichen: Einige — Einige nicht u. s. w.

c) Einzelne Urtheile. Wenn von einem einzigen genannten Dinge etwas bejahet oder verneinet wird. Z. E. Mirabeau war Demokrat.

3) In Rücksicht der Relation oder des gegenseitigen Verhältnisses des Subjekts und Prädikats.

a) Einfache oder kategorische Urtheile (propositiones simplices), in welchen das Prädikat dem Subjekte unbedingt zugeschrieben wird. Z. E. die vereinigten Nordamerikanischen Provinzen sind frey.

b) Zusammengesetzte Urtheile (propositiones compositae), in welchen sich mehr als ein Subjekt oder Prädikat findet. Sie sind aber sehr verschieden.

α) kopulative sehr zusammengesetzte Urtheile, welche aus mehrern einfachen nicht mit einander verbundenen Urtheilen bestehen. Z. E. Frankreich und Nordamerika sind frey. Dies zusammengesetzte Urtheil enthält zwey einfache, nemlich Frankreich ist frey, Nordamerika ist frey.

frey. Allein sie stehen in keiner weiteren Verbindung mit einander; das eine ist nicht etwa frey, weil es das andere ist.

β) Unzertrennliche *); solche zusammengesetzte Urtheile, welche aus mehrern einfachen mit einander unzertrennlich verbundenen Urtheilen bestehen. Z. E. wenn Frankreich seiner Freyheit werth ist, so wird es frey bleiben. Dies zusammengesetzte Urtheil besteht aus zwey einfachen, welche ich aber nicht trennen darf; sondern so vereinigt denken muß, wenn etwas Ganzes dabey gedacht werden soll. Die unzertrennlichen Urtheile sind mancherley Art. Die vorzüglichsten sind die bedingten (conditionales, hypotheticae); man kennt sie an den Zeichen: Wenn — so u. s. w. Die theilenden (disiunctivae); man kennt sie an den Zeichen: entweder — oder. Weil bey den unzertrennlichen Urtheilen die Wahrheit des einen auf der Wahrheit des andern Urtheils beruhet; so gehören die unzertrennlichen Urtheile schon zu den Schlüssen.

4) In Rücksicht der Modalität oder der Nothwendigkeit und Nichtnothwendigkeit, mit welcher ein Prädikat einem Subjekt zugeschrieben wird.

a) Prob-

*) Da ich für diese Art keinen Namen finde; so muß ich mir die Freyheit nehmen, ihr nach den Regeln der Analogie einen zu geben.

a) Problematische — wenn das Prädikat dem Subjekt in Absicht der Möglichkeit zugeschrieben wird.

b) Assertorische — in Rücksicht der Wirklichkeit.

c) Apodyktische — in Rücksicht der Nothwendigkeit.

Gewöhnlicher ist seit einiger Zeit folgende Eintheilung:

a) Analytische Urtheile, wo das Prädikat schon im Subjekte enthalten ist. Z. E. ein Zirkel ist rund. Das Prädikat rund liegt hier schon in dem Subjekte Zirkel, und der Verstand thut weiter nichts, als daß er das Prädikat aus dem Subjekte nimmt und daneben stellt.

b) Synthetische Urtheile, wo ein fremdes Prädikat dem Subjekte zugeschrieben wird. In wie fern der Verstand dazu Grund hat, diese Untersuchung gehört nicht hierher.

Wir urtheilen also, wenn wir das Verhältniß zweyer Begriffe einsehen. Wenn diese Einsicht aber nicht an sich, sondern nur in Hinsicht auf einen dritten Begriff möglich ist, so schließen wir.

## Vermögen zu schließen.

Schließen heißt: die Verhältnisse zweyer Begriffe vermittelst eines dritten erkennen.

In Rücksicht auf die Rede ist ein Schluß, ein Urtheil mit beygefügtem Grunde. Z. B. „kein Geiziger ist zufrieden;“ dies ist ein Urtheil. Aber

kein

kein Geiziger ist zufrieden, weil er unersättlich ist, dies ist ein Schluß. Das Geschäft des Verstandes ist dieses: daß er die zwey Begriffe des Urtheils, Subjekt und Prädikat, gegen einen dritten Allgemeinbegriff hält, und nun die Gleichheit oder Ungleichheit derselben durch einen dritten Begriff einsieht.

Die Gleichheit oder Ungleichheit des Subjekts und Prädikats besteht darin, daß sie gehören oder nicht gehören unter ein Geschlecht. Der Grund aller Schlüsse ist also dieser: In welchem Maaße zwey Begriffe gleich sind oder ungleich einem dritten, in demselben Maaße sind sie einander selbst gleich oder ungleich.

Jener Allgemeinbegriff, durch welchen die Gleichheit oder Ungleichheit des Subjekts und Prädikats erkannt wird, heißt in einem Schlusse der Mittelbegriff, medius terminus.

Das Subjekt des Urtheils, das Vorderglied, terminus minor.

Das Prädikat des Urtheils, das Hinterglied, terminus major.

Ohne diese drey Begriffe lassen sich keine wahrhafte Schlüsse denken, obgleich alle drey nicht immer wörtlich ausgedrückt sind.

---

Es giebt unmittelbare Schlüsse, solche, in denen der Mittelbegriff nicht ausgedrückt ist; mittelbare, in welchen der Mittelbegriff ausgedrückt ist.

Der

Der unmittelbaren Schlüsse giebt es viererley Arten?

1) vom Allgemeinen auf das Untergeordnete (ad subalternantem);
2) von einem Gegensatz auf den andern (ad oppoſita);
3) durch Umkehrung (ad converſa);
4) von einem Satze auf den andern, ihm in der Sprache gleich geltenden (per aequipollentiorem).

Daß in allen diesen ein Mittelbegriff wirklich in dem Verstande vorhanden ist, das muß das erste das beste Beyspiel erläutern. Karl ist Ludewigs Sohn, also ist Ludewig Karls Vater; ist dieser sogenannte unmittelbare Schluß richtig? Ganz gewiß; aber warum ist Ludewig Karls Vater, wenn Karl Ludewigs Sohn ist? Doch wohl deswegen, weil die Begriffe Vater und Sohn in einer solchen gegenseitigen Beziehung stehen, daß eins nicht gedacht werden kann, ohne das andere mitzudenken. Dies ist der Mittelbegriff, der im Verstande verborgen liegt, und auf welchen wir uns bey der obigen Schlußfolge in Gedanken beziehen.

Die Ursache, warum bey den unmittelbaren Schlüssen der Mittelbegriff verschwiegen wird, ist die Einsicht des klaren und unwidersprechlichen Zusammenhanges der beyden Begriffe des Schlußsatzes mit dem eben so wahr erkannten Allgemeinsatze. Bey sehr abstrakten Gegenständen ist es indessen zu einer deutlichern Einsicht oft nöthig, die unmittelbaren

Schlüsse

Schlüsse in mittelbare zu verwandeln, welches niemals unmöglich ist.

Die mittelbaren Schlüsse können in förmliche, verkürzte und zusammengesetzte getheilt werden.

Förmliche Schlüsse sind solche, in welchen die Vergleichung des Mittelbegriffs mit den beyden Begriffen des Urtheils wörtlich dargethan wird.

Dies geschieht auf folgende Weise.

Zuerst vergleiche ich den Mittelbegriff mit dem Prädikate des Urtheils; daraus entsteht der Obersatz (propositio maior).

Alsdenn vergleiche ich den Mittelbegriff mit dem Subjekte des Urtheils. Daraus entsteht der Untersatz (propositio minor).

Diese beyden heißen Vordersätze (praemissae). Aus diesen wird alsdenn begreiflich das Urtheil oder der Schlußsatz (conclusio).

## Ein Beyspiel.

t. minor. t. major. t. medius.

Alle Geizige sind unzufrieden, weil sie unersättlich sind.

Nach obiger Regel verfahren, entsteht folgender förmlicher Vernunftschluß:

praemissae.
- Alle Unersättliche sind unzufrieden. propositio maior.
- Alle Geizige sind unersättlich. propositio minor.

conclusio. Alle Geizige sind unzufrieden.

Wenn in einem richtigen Vernunftschlusse mehr als drey Hauptbegriffe vorkommen; so ist das eine Täuschung, die in der Doppelsinnigkeit eines Worts ihren Grund hat. Auch das geübteste Auge kann sich hier leicht täuschen.

Aus Vordersätzen, die beyde besondere Sätze sind, ist nichts zu schließen.

Aus zwey verneinenden Vordersätzen folgt nichts.

Wenn einer der beyden Vordersätze ein besonderer ist; so muß es auch der Schlußsatz seyn.

Wenn einer der beyden Vordersätze verneinet, so verneinet auch der Schlußsatz.

Die Richtigkeit dieser Regeln wird jedem deutlich werden, der sich die Mühe nimmt, sie aus jener angegebenen Grundregel für alle Schlüsse herzuleiten, und sich die Anwendung derselben durch Beyspiele zu erläutern.

Verkürzte Schlüsse (enthymemata) sind solche, in welchen man eine der beyden Prämissen in der Rede wegläßt.

Weil uns das Schließen zur Gewohnheit geworden ist, und wir alle Augenblicke im Reden oder Schreiben Schlüsse machen; so lassen wir bisweilen den Ober- oder Untersatz weg. Dies ist erlaubt, sobald wir gewiß seyn dürfen, nicht mißverstanden zu werden. Z. B. die Erde wirft von allen Seiten auf den Mond einen runden Schatten; also ist die Erde eine Kugel. Hier fehlt der Obersatz: Alles, was rund ist — — ist eine Kugel. Wenn ich sage: ein Körper, der von allen Seiten einen runden

den Schatten auf den Mond wirft, ist eine Kugel; also ist die Erde eine Kugel, so fehlt der Untersatz.

Man nennt den dastehenden Vordersatz antecedens, den Schlußsatz consequens.

Zusammengesetzte Schlüsse sind eine Reihe verkürzter in Verbindung stehender Schlüsse. Es giebt drey verschiedene Arten derselben: a) die zusammengesetzten Folgerungs- und Causalschlüsse; b) die bedingten, c) die theilenden.

a) Ein zusammengesetzter Folgerungs- und Causalschluß heißt ein Sorites. Er entsteht, wenn ein Schlußsatz zu einem neuen Vordersatze gemacht, und aus demselben immer wieder etwas neues geschlossen wird. Z. E.

Ein Jähzorniger setzt sein Geblüt in öftere und heftige Unordnung.

Wer sein Geblüt in öftere und heftige Unordnung setzt, der schadet seiner Gesundheit.

Wer seiner Gesundheit schadet, ist schuld an der Verkürzung seines Lebens.

Also ist ein Jähzorniger schuld an der Verkürzung seines Lebens.

Man kann am besten über die Art der Verkürzung der Schlüsse und über ihren Zusammenhang urtheilen, wenn man jeden einzelnen Theil des zusammengesetzten Schlusses in einen förmlichen Schluß auflöset. Z. E.

Wer sein Geblüt in öftere und heftige Unordnung setzt, der schadet seiner Gesundheit.

Ein Jähzorniger setzt sein ꝛc.
Also schadet ein Jähzorniger seiner Gesundheit.

Wer seiner Gesundheit schadet, ist schuld an der Verkürzung seines Lebens.
Ein Jähzorniger schadet ꝛc.
Also ist ein Jähzorniger schuld an der Verkürzung seines Lebens.

Die Schlußkraft des Sorites besteht, wie man aus diesem Beyspiele sieht, in der stetigen Unterordnung aller abgeleiteten Mittelbegriffe oder Geschlechter unter einen höhern.

b) Die bedingten Schlüsse folgern bejahend: Wenn das erste wahr ist, so ist auch das andere wahr; nun ist das andere aber falsch, also auch das erste.

c) Die theilenden Schlüsse beruhen entweder auf einem Gegensatze des Widerspruchs, oder auf einem Gegensatze der Verschiedenheit. In jenem Falle folgern sie wechselseitig, in diesem einseitig. Diese gehören schon unter die unmittelbaren Schlüsse. Oft aber beruhen die theilenden Schlüsse auch auf einer Bejahung oder Verneinung, welche das ganze Geschlecht angeht. Der Grund ist: wenn ein Prädikat allen oder keinem Theile des ganzen Geschlechts zukömmt, so kömmt es auch dem ganzen Geschlechte selbst zu oder nicht zu. Im bejahenden Falle ist es eine Induktion, im verneinenden Falle dilemma, syllogismus cornutus, crocodillinus.

Es

Es ist leicht, sich diese Art Schlüsse in Beyspielen deutlich zu machen.

Unzweckmäßig würde es übrigens seyn, wenn wir uns tiefer ins Einzelne dieser Materie trotz ihrer Reichhaltigkeit einlassen wollten. Für eine bloße Uebersicht dieser Wissenschaft mag das bisher Gesagte hinreichend seyn.

---

Sinn und Phantasie sind also unser niederes, das Vermögen zu abstrahiren, zu urtheilen und zu schließen aber unser höheres Erkenntnißvermögen. Nicht eine einzige dieser Kräfte wirkt abgesondert für sich allein; alle wirken in unzähligen und mannigfaltigen Mischungen. Man darf sich daher an gewisse Namen nicht stoßen, welche ein von jenen verschiedenes Erkenntnißvermögen anzudeuten scheinen. Entweder bezeichnet ein solcher Name einen höhern oder geringeren Grad dieser oder jener Erkenntnißkraft, oder er bezeichnet die Wirkung zweyer oder mehrerer vermischter Kräfte. Z. B. Witz ist das Vermögen, feine Aehnlichkeiten zu bemerken; also ein hoher Grad von Urtheilskraft. Beobachtungsgeist, eine Fähigkeit, die in der vereinigten Thätigkeit des Abstraktions- und Urtheilsvermögens, bisweilen auch in der Lebhaftigkeit der Phantasie und der Sinne ihren Grund hat.

Die Anlagen zur Erkenntniß, welche der Mensch ursprünglich besitzt, würden nur zu einer sehr kleinen Stufe ihrer Entwickelung gelangen, wenn er verein-

zelt bliebe, wenn er nicht mit andern Menschen in Gesellschaft lebte, und wenn es kein Mittel gäbe, sich gegenseitig seine Ideen mitzutheilen. Dieß Mittel ist die Sprache.

Sprache. Sprechen heißt erstlich: seine Ideen durch sinnliche Zeichen ausdrücken; zweytens: seine Ideen durch Töne ausdrücken; drittens: seine Ideen durch artikulirte Töne ausdrücken.

Die erste ist die Mienen- und Geberdensprache; auch gehört dazu die Schriftsprache im weitesten Sinne. Sie ist außerordentlich expressiv, besonders im Ausdruck der Empfindungen, hat den Vortheil, daß jeder vernünftige Mensch sie versteht, ohne sie gelernt zu haben; ist übrigens nur zum Ausdruck weniger Arten von Ideen brauchbar. Die zweyte ist die Sprache der Thiere und der Menschen, welche noch nicht gewisse Töne, besonders zum Ausdruck gewisser Ideen, willkührlich bestimmt haben. Sie gewährt wenig mehr Vortheil als die vorhergehende.

Die dritte ist die unter kultivirten Menschen gewöhnliche artikulirte Gehörsprache, zur Unterscheidung von jenen beyden menschliche Sprache genannt. Sie bedient sich willkührlich gewählter Töne, nemlich in Buchstaben und Sylben bestehender Wörter, und hat folgende zwey Hauptvortheile:

1) sie gewährt eine genaue Bestimmung und Mittheilung unserer mannigfaltigen abstrakten Ideen.

2) Un-

2) Unser Denken wird von Jugend auf durch sie erleichtert, und wenn sie schon bis auf einen gewissen Grad ausgebildet ist, ganz durch sie geleitet.

Eine sehr wichtige, aber sehr schwer zu beantwortende Frage ist es: wie die Menschen darauf gekommen sind, sich willkührliche Töne zum wechselseitigen Ausdruck ihrer Ideen zu wählen?

Entstehung der Sprache.

Doch wird es einigermaßen begreiflich, wenn wir in Erwegung ziehen, daß der Mensch vermöge seiner Sprachorgane die Fähigkeit besaß, mannigfaltige Töne hervorzubringen, und vermöge seines Gehörsinnes die Fähigkeit, diese mannigfaltigen Töne zu vernehmen und zu unterscheiden; daß er ferner das Vermögen hatte, nahe und entfernte Aehnlichkeiten zu bemerken, zu vergleichen, zu verbinden, und abzusondern. Dazu nun endlich noch die Verhältnisse des geselligen Lebens, die Nothwendigkeit, die häufige Veranlassung und den immer regen Trieb, sich mitzutheilen. Dies alles zusammengenommen giebt eine wahrscheinliche Hypothese vom Ursprung der Sprache.

Zuerst fingen die Menschen wahrscheinlich an, die tönenden Gegenstände durch Nachahmung des gehörten Tons zu bezeichnen: z. E. die Thiere nach dem Laut, welchen diese von sich gaben. Alsdann fuhren sie fort, andere in die Sinne fallende Dinge, die keinen Ton von sich gaben, zu benennen. Hierbey half ihnen oft eine gewisse wirkliche oder vermeinte

Aehnlichkeit zwischen tönenden und nicht tönenden Gegenständen. Hatten sie eine Anzahl in die Sinne fallender Dinge bezeichnet, so unternahmen sie es, durch diese Aehnlichkeit geleitet, auch nicht sinnliche Dinge zu benennen. Davon finden sich in jeder Sprache noch Spuren; in der unsrigen z. B. einsehen, begreifen u. s. w. War nun die Sprache erst einmal bis auf einen gewissen Grad erfunden, so wählten die Menschen willkührliche Töne zur Bezeichnung von noch nicht benannten Dingen, welche aber noch immer eine verborgene Aehnlichkeit mit schon benannten, oder eine dunkle Beziehung auf dieselben hatte.

Daß die Erfindung und Bildung der Sprache ohngefähr diesen Weg gegangen sey, davon überzeugt man sich immer mehr, wenn man die ältesten noch vorhandenen Sprachen in dieser Hinsicht studirt. Auch erklärt sich daraus die Verschiedenheit der Sprachen und ihrer Dialekte.

Da der Zweck der Sprache kein andrer ist, als der: durch ihre Hülfe seine Ideen mitzutheilen; so ist die vollkommenste Sprache diejenige, in welcher man seine Ideen auf die vollständigste und deutlichste Weise mittheilen kann. Die Vollständigkeit gewährt der Reichthum einer Sprache, wenn sie eine Menge Wörter zur Bezeichnung aller Arten von Ideen hat. Die Deutlichkeit gewährt die Bestimmtheit der Sprache, d. i. wenn jedes Wort seine festgesetzte Gränzlinie hat.

Anwen-

## Anwendung des Erkenntnißvermögens.

Der Zweck unseres Denkens ist Wahrheit, und wenn wir den Grundgesetzen unserer Vernunft gemäß denken, so sind unsre Gedanken wahr.

Sobald wir deutlich diese Uebereinstimmung unseres Denkens mit den Gesetzen desselben wahrnehmen, so sind wir im Zustande der Ueberzeugung. Es entsteht alsdann eine innige Empfindung, daß das in der Sache seyn müsse, was in der Vorstellung ist. Von diesem Zustande der Ueberzeugung ist wohl zu unterscheiden der Zustand der Ueberredung. In demselben haben wir zwar eine dunkle Ahndung von der Gesetzmäßigkeit unseres Denkens; aber wir vermögen doch nicht, den nothwendigen Zusammenhang unseres Denkens mit den höchsten Gesetzen desselben anzugeben.

Gegenstände unserer Ueberzeugung sind entweder Begebenheiten oder Begriffe, daher historische und philosophische Ueberzeugung. Gründet sich unsere Ueberzeugung unmittelbar auf die Grundgesetze der reinen Vernunft, und ist dabey nicht denkbar eine Möglichkeit des Gegentheils, so heißt sie geometrische, apodyktische Gewißheit — Evidenz.

Fehlt zur geometrischen Gewißheit eine einzelne, durch unzählige Gründe überwogene Möglichkeit des Gegentheils; so fühlen wir uns vermöge einer natürlichen Anlage doch zur völligsten Ueberzeugung hingezogen. Dann heißt sie moralische Gewißheit.

Daß zwey mal drey sechse ist, das ist geometrisch gewiß; daß es morgen wieder Tag werden wird, ist moralisch gewiß.

Ist aber wirklich gedenklich eine Möglichkeit des Gegentheils; so bin ich ungewiß; und habe ich von beyden Seiten gleiche Gründe, so bin ich im Zustande des Zweifelns.

Sobald ich auf einer Seite einige Gründe mehr als auf der entgegengesetzten habe; so ist mir die Sache wahrscheinlich.

Die Denkart der Wahrscheinlichkeit befolgt folgende allgemeine Regel: wo sich alle die Umstände finden, die einer Sache vor- nach- oder beygehen; da muß die Sache selbst seyn.

Man denkt sich die Verbindung der Nebenumstände mit der wahrscheinlichen Sache entweder empirisch — analogische Wahrscheinlichkeit; oder man denkt sie sich als damit verbundene Folgen nach Grundsätzen und theoretischen Einsichten — philosophische Wahrscheinlichkeit. Die Analogien bilder ein jeder Mensch nach der Form seiner Erfahrung, und die philosophische Wahrscheinlichkeit nach der Form seines Systems.

Gegenstände der Wahrscheinlichkeit sind: 1) das Reich der Möglichkeit und Wirklichkeit — physische Wahrscheinlichkeit. 2) Die Zukunft — prognostische Wahrscheinlichkeit. 3) Die Geschichte — historische Wahrscheinlichkeit. 4) Die Auslegung — hermeneutische Wahrscheinlichkeit.

In allen diesen Gegenständen ist sowohl die analogische als philosophische Wahrscheinlichkeit wirksam.

Vorzüglich merkwürdig ist die Denkart der Wahrscheinlichkeit da, wenn der menschliche Verstand einen Versuch macht, von gewissen Wirkungen die unbekannte Ursache aufzufinden. Er setzt alsdann einen noch unbewiesenen Satz blos als möglich voraus (Hypothese), um zu sehen, ob sich alle zusammengehörige Wirkungen daraus erklären lassen. Lassen sie sich daraus erklären, so nimmt man den Satz als wahr an. Das mehr oder weniger macht alsdann die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit aus.

Sehr oft ist dieser kühne Versuch glücklich gelungen, und so viel Nachtheil auch die unbefugte Hypothesensucht den Wissenschaften mag verursacht haben; so gewiß ist es doch, daß wir in verschiedenen Wissenschaften, z. E. in der Naturlehre und Philosophie, ohne Hypothesen noch nicht sehr weit würden gekommen seyn.

Das Gegentheil von Wahrheit ist Irrthum, der Mangel an Uebereinstimmung unseres Denkens mit den Gesetzen desselben.

Die Menschen lieben selbst in den kleinsten und unbedeutendsten Dingen die Wahrheit; wissentlich irret daher kein Mensch. Sondern sobald Jemand die Ungesetzmäßigkeit seines Denkens einsieht, so muß er nothwendig aufhören, so zu denken. Irrthum ist also etwas unwillkührliches, was an und für sich

Nie-

Niemanden zur Last gelegt werden kann. Die Quellen des Irrthums sind Unwissenheit, Leidenschaften, Vorurtheile und Zweydeutigkeiten der Sprache.

Es giebt kein anderes Verwahrungsmittel gegen den Irrthum, als: unabläßiges Bestreben nach deutlichen Begriffen. Um Andere, die nach unserer Vorstellung irren, von ihrem Irrthume abzubringen, giebt es keinen andern Weg, als den Weg der Belehrung.

Bey apodyktischer Gewißheit ist kein Irrthum möglich. Was außerdem ein Gegenstand menschlicher Beurtheilung seyn kann, darüber werden immer die Meinungen getheilt bleiben, und wird also immer auf Einer Seite Irrthum seyn.

---

Alle unsere Erkenntniß entspringt aus den Sinnen, oder aus der reinen Vernunft.

Erkenntniß durch die Sinne heißt auch Erfahrung. Da wir aber nicht alles selbst erfahren können; so erstreckt sich unsere sinnliche Erkenntniß auch auf die Erfahrungen anderer. Der Beyfall, welchen wir der Aussage eines andern geben, ist Glaube. Wenn wir ohne die Ueberzeugung, daß der Andere 1) etwas erfahren konnte; 2) etwas wirklich erfahren hat, seiner Aussage beypflichten, so sind wir leichtgläubig. Glaubwürdig ist also überhaupt nur das Zeugniß eines Andern, wenn wir erkennen, daß es werth ist, an die Stelle unserer eigenen Erfahrungen gesetzt zu werden.

Sinn-

Sinnliche Wahrnehmung ist das leidentliche Auffassen der Vorstellung von Gegenständen der Sinne.

Beobachtung ist die Bemühung, Kenntnisse von Dingen zu erlangen, so wie sie in ihrem natürlichen Zustande sind.

Versuch ist die Bemühung, Kenntnisse von den Dingen zu erlangen, wenn wir sie aus ihrem natürlichen Zustande herausnehmen. Z. E. Experimentalphysik.

Die Erkenntniß aus der reinen Vernunft, d. i. aus den aller Erfahrung vorhergehenden Gesetzen des Denkens, heißt die Erkenntniß a priori; so wie jene durch die Erfahrung, a posteriori. Das meiste hierher gehörige liegt schon in der Lehre von Schlüssen; denn das Vermögen zu schließen ist ein Vermögen der reinen Vernunft.

Jeder Schluß ist im Grunde ein Beweis. Man versteht aber meistentheils unter dem Worte Beweis eine Reihe von Schlüssen vereinigt zu dem Endzwecke, die Gründe eines Urtheils anzugeben. Wird der Beweis aus Grundsätzen der reinen Vernunft geführt, so ist es eine Demonstration. Sie ist synthetisch oder analytisch. Die Beweise überhaupt werden eingetheilt in direkte und apodiktische; oder indirekte, apagogische.

L. Brackebusch.

---

9

# Ueber die Begierde nach Vorzügen.

## Eine Glosse zu Garvens Uebersetzung des Cicero von den Pflichten. 1. B. 4. C.

Cicero zählt unter die Vorzüge des Menschen eine Cupiditas principatus, vermöge deren der Mensch keinem gehorchen will, als der ihn für sich oder die Sache zu gewinnen, oder ihn zu unterrichten, oder ihm das Nützliche, Schöne und Gesetzmäßige zu zeigen weiß. Und auf diese Cupiditas principatus gründet er den Muth des Menschen, und die Größe, welche irrdische Dinge verachten kann.

Der verehrungswürdige Garve macht in seiner Uebersetzung aus dieser Cupiditas principatus drey ganz verschiedene Triebe, nemlich den Trieb nach Ehre, nach Vorzug, und zu herrschen; und stellt bey seinen Anmerkungen zu diesem Capitel die Frage so, als wenn Cicero unter der Cupiditas principatus bloß die Begierde zu herrschen verstanden hätte.

Hätte Herr Garve in seiner Uebersetzung und in der Frage den Sinn des Cicero recht getroffen, so wäre es allerdings unbegreiflich, wie Cicero auf diese Begierde den Muth und die Erhabenheit des Men-

schen

schen über irrdische Dinge hätte gründen können. Herrschbegierde wird niemals wahren Muth und wahre Erhabenheit in einer Seele hervorbringen können.

Dies wird man um so mehr einsehen, wenn man mit der Uebersetzung und Frage die Antwort vergleicht, welche Herr Garve dem Cicero auf diese Frage in den Mund legt. Hier ist bloß von der Begierde des Menschen, eine gewisse Würde unter seinen Brüdern zu haben, die Rede. Hier wird der Sinn des Cicero richtig getroffen, und die Wahrheiten, welche da gesagt werden, sind so vortreflich, daß man dadurch mit der größten Hochachtung gegen den Cicero und seinen Uebersetzer erfüllt werden muß.

Das Wort Principatus muß entscheiden, ob Cicero das gedacht hat, was ihn die Uebersetzung sagen läßt, oder das, was ihm in der Anmerkung untergelegt wird?

Und dies entscheidet bald, sobald wir den Römer als Römer betrachten. Der Römer konnte sich eine erste Stelle unter Mitbürgern, ein hervorragendes Ansehen, einen hohen persönlichen Werth, eine Freyheit, die durch nichts eingeschränkt, einen Rang, der keinem nachgesetzt werden durfte, bey seinem Principat denken, aber keine Herrschaft, die den Willen anderer zwang und unterjochte. Wie konnte ein Römer, der Freyheit für sein größtes Erdengut hielt, behaupten, daß eine Begierde, die Freyheit anderer

gefan-

gefangen zu nehmen oder zu unterjochen, der Weg zu einer wahren Größe und Erhabenheit sey?

Nein, sein Principatus war ihm nicht Herrschaft, sondern hoher und erster Rang. Dies könnte ich leicht aus den ältern römischen Schriftstellern beweisen, wenn ich diese Abhandlung mit Citaten ausschmücken wollte. Aber wozu das? Wer mit philosophischem Geiste die Schriftsteller Roms selbst gelesen hat, wird dies ohne Citate wissen, und wer sie nicht gelesen hat, wird in den Phrasen doch keinen Sinn finden.

Wir können den ganzen Sinn des römischen Worts Principatus mit Einem deutschen Worte nicht geben. Es war erster Rang, der sich auf hohen persönlichen Werth gründen mußte, und zwar beydes im römischen Sinn gedacht.

Römischer Rang beruhete nicht auf dem Willen eines Fürsten, und nicht auf der Stelle, die einer eingenommen hatte, sondern lediglich auf dem freyen Willen eines freyen Volkes. Dies Volk kannte keine andern Gründe, warum es einem seiner Mitbürger einen höhern Rang einräumen mußte, als die, welche aus einer freywilligen Hochachtung entsprangen. Wer die Hochachtung seiner Mitbürger verlohr, verlohr auch seinen Rang, und wenn er auch die höchste Stelle in der Stadt noch wirklich bekleidete. Da das Volk diese Stellen ertheilte, so glaubte es auch, den öffentlich verachten zu dürfen, der sich dabey seine Hochachtung nicht zu erhalten wußte. Jeder urtheilte

selbst

selbst über den Menschen, und achtete des Stempels der Achtung, den etwa andere, oder die Umstände aufgedrückt haben mogten, nicht. Hohe Geburt, hohe Ehrenstellen und große Reichthümer waren zwar Mittel, wodurch sich einer leicht Achtung und einen hohen Rang unter seinen Mitbürgern verschaffen konnte; aber wer zu klein war, diese Mittel zu gebrauchen, um die freyen Herzen seines Volks zu gewinnen, mußte nur um so mehr erwarten, in seiner Kleinheit lächerlich zu werden, je höher er stand. Jeder maßte sich das Recht an, seinem Mitbürger nicht etwa ins Geheim, nicht etwa im engen Zirkel vertrauter Freunde, sondern so öffentlich als möglich die Verachtung zu beweisen, welche er gegen ihn hegte, und alle Schwächen und Blößen aufzudecken, welche er an ihm fand. Nur persönlicher Werth, nur große glänzende Eigenschaften, nur hohe innere Kraft, die einer vor seinen Mitbürgern geltend zu machen wußte, konnten vor Verachtung und Erniedrigung beschützen. Und nur glänzende Thaten und ein Geist, der alles zu erwärmen und mit sich fortzureißen wußte, was in seine Atmosphäre kam, durch dessen Strahlen jeder glücklich zu werden hoffte, der sich in seinem Glanze sonnen durfte, konnten ein Principat, oder den ersten Rang verschaffen.

Eine ähnliche Erscheinung findet sich auch noch unter uns. Der Mensch ist überall Mensch, und kann die Freyheit seines Geistes nie ganz verläugnen, wenn gleich durch Vorurtheile betäuben, oder durch

Umstände gezwungen, verbergen. Diese Erscheinung müssen wir nicht in dem äußerlichen Betragen, nicht in den öffentlichen Lobpreisungen unserer Mitbürger, nicht in Schriften und Ehrendenkmälern suchen. Da räumt man meistens den ersten Rang und die größte Ehre dem ein, der die höchste Stelle, oder die größte Macht in Händen hat; sondern in den Herzen der Menschen, die sich im Stillen ergießen, und in der Achtung und der Liebe, die einer unter seinen Mitbürgern in solchen Fällen genießt, wo der Stand keinen Einfluß hat. Hier findet man ein Urtheil über den Werth des ganzen Menschen, in so fern er auf seinen Mitbürger Einfluß hat. Hier wird er nicht blos beurtheilt als Diener des Staats, als Mann von Geburt, als Mann von Einfluß oder großem Vermögen, sondern als Mensch. Hier kommen alle seine Eigenschaften in Anschlag, und wenn er keiner Hochachtung werth ist, so liebt ihn nicht allein keiner, sondern selbst der Sklav, der sich jetzt so tief vor ihm bückte, sieht mit Verachtung auf ihn herab, und rächt sich gleichsam dadurch für den Zwang, den man ihm auflegt, seine Ehrerbietung einem Unwürdigen beweisen zu müssen. Um sein Herz betrügt man den Menschen nicht. Dies muß Eigenschaften finden, die es seiner Hochachtung werth achtet, oder es huldigt nicht. Es muß reichlichen Ersatz finden für seine freywillige Unterwerfung und Ankettung. Nur ein höherer wohlthätiger Genius, der durch seinen Einfluß belebt, wohlthätig erwärmt, und jeden Geist, und jedes Herz, das unter seiner Einwir-

wirkung steht, höher hebt; durch den sich alles glücklicher und erhabener fühlt, kann Ansprüche machen auf freywillige Huldigung der Menschen. Wenn ein solcher auf einer höhern Stelle steht, so bückt man sich vor ihm selbst, und nicht blos vor dem Willen des Fürsten, der ihn dahin stellte, und ihn zu einem Werkzeuge machte, wodurch etwas bewirkt werden soll. Erhält er aber nicht durch den Willen eines Fürsten einen Zusatz von fremder Kraft, so hat er doch gewiß als Mensch die erste Stelle in dem Kreise, über den sich seine Wirkungen erstrecken können.

Wenn man nun die Lage eines Römers mit der Lage eines Unterthans in einem monarchischen Staate vergleicht; so wird man leicht den Unterschied des Principatus bey jenem und bey diesem finden können. Das römische Volk konnte sogleich dem, den es für einen größern, kraftvollern und erhabenern Menschen hielt, eine Stelle zugestehen, die seiner würdig war. Diesem Volke war oft daran gelegen, einen Menschen zu finden, unter dem es sich vereinigen konnte. Und es forderte solche Eigenschaften von seinem Princeps, die ihn liebenswürdig bey seinen Anhängern, und furchtbar bey seinen Gegnern machten. Dies Volk konnte nicht sowohl auf die Güte des Menschen sehen, dem es ein Principatus einräumen wollte; es mußte vielmehr auf seine Kraft, auf seine hohen glänzenden Talente, auf seinen Unternehmungsgeist, seine Kühnheit, ja oft auf sein fürchterliches Wesen und seine zerstörenden Fähigkei-

ten sehen, um sicher und mächtig unter seiner Anführung zu seyn.

In einem fest gegründeten und fest geordneten monarchischem Staate hingegen, wo von dem gebornen Fürsten des Staats einem jeden die Rolle zugetheilt wird, die er spielen soll, wo Liebe des Volks selten erheben, und Verachtung des Volks selten stürzen kann; wo man keinen unternehmenden Führer nöthig hat, um sich in eine bessere Lage zu versetzen, wird vorzüglich auf solche Eigenschaften Rücksicht genommen, aus denen edle Gesinnungen, aufgeklärter Verstand und ein warmes theilnehmendes Herz hervorleuchten. Hier kennt man eigentlich das Bedürfniß, einen Princeps zu haben, nicht. Gegen den Fürsten lassen sich keine Factionen machen, und die Beamte des Fürsten wissen schon den unruhigen unternehmenden Kopf so zur Ruhe zu bringen, daß gewöhnlich auch die Wohlfahrt derer, die sich an ihn angekettet haben, mehr dadurch gestört als befördert wird. Und auch dazu, daß man in seinem Hause ruhig und vergnügt lebt, ist kein Princeps nöthig. Diesen Vortheil erwarten wir von unserm Fürsten. — Wer also in unsern Staaten eine Begierde zu einem Principat unter seinen Mitbürgern empfindet, muß allmählig sich in ihre Herzen einschleichen, muß sehr viel thun, um sie zu gewinnen, da sie kein Bedürfniß haben, ihm anzuhängen, und darf nie eine Belohnung hoffen, als die Freude, zu sehen, daß man gern um ihn ist, ihn achtet und liebt.

Der

Der Römer verband also allemal mit dem Principat unter seinen Mitbürgern eine größere Macht, weil die, welche sein Principat anerkannten, diese ihm freywillig beylegten, und nicht, weil es eine unzertrennliche Bedingung davon war. Der Unterthan eines monarchischen Staats hingegen steht oft, trotz seines Principats, über alle, die ihn kennen, auf einer sehr niedrigen Stufe bürgerlicher Ehre.

In beyden Fällen aber schließt das Principatus durchaus den Begriff von Herrschaft nicht mit ein. Es ist an der Seite der untergeordneten Köpfe bloß freywillige Huldigung eines höhern wohlthätigen Geistes: und an der Seite des Princeps eine Ueberzeugung von höherer Kraft und größern Talenten. Jene freuen sich, einen Geist zu finden, der ihnen Licht und Wärme mittheilt, und dieser ist glücklich, daß er in der Größe seiner Wirkungen die Stärke seiner Kraft bemerken kann. Es kann also aus dem Worte Principatus unmöglich das heraus erkläret werden, was Herr Garve daraus macht. Das höchste wäre, daß Cicero dem Menschen eine Begierde beylegte, das erste Ansehen in dem Kreise zu haben, in welchem er lebt.

Allein, wenn wir dabey zu Rathe ziehen, was Cicero zur Erklärung seines Principatus sagt, so folgt, daß er noch weniger darunter verstanden hat. Vermöge dieser Erklärung ist es nichts weiter, als daß der Mensch nicht gehorchen will, als da, wo sein Kopf und sein Herz in das Geforderte einstim-

men. Der Mensch will nicht der Willkühr eines andern überlassen seyn, sondern seine Selbstständigkeit behaupten.

---

Die Betrachtung, wie leicht durch diese Stellen in der Uebersetzung und den Anmerkungen das Empfindungssystem (welches für ein glückliches Leben noch ein wenig wichtiger ist, als das Gedankensystem) eines Menschen in Zerrüttung gerathen könne, veranlaßt mich, meine Gedanken darüber hierher zu setzen. Soll Herrschsucht und Ehrbegierde die Grundlage von Muth und Erhabenheit der Seele seyn, so wird jeder kraftvolle Jüngling nach jener streben, um diese zu erhalten. Die Herrschsucht konnte außer seinem Gesichtskreise liegen, konnte nie seines Wunsches werth seyn; aber nun, da er findet, daß sie die Grundlage von dem seyn soll, ohne welches Menschenglück ein leerer Traum ist, nun wird er glauben, eine Begierde in sich gründen zu müssen, durch welche seine ganze schöne Seele zerrüttet wird. —

Vielleicht ist es mir möglich, etwas tiefer in die Sache einzudringen.

In unserer deutschen Sprache können wir für diese Cupiditas principatus eben so wenig ein bestimmtes Wort finden, als es Cicero in der seinigen finden konnte. Am nächsten würde man meiner Meinung nach dem lateinischen Ausdrucke und der Sache selbst kommen, wenn man, wie ich in

der

der Aufschrift dieser Abhandlung gethan habe, den Plural gebrauchte, nemlich Begierde nach Vorzügen. Der Singular, Vorzug, ist zu allgemein, und fordert von dieser Begierde mehr als in ihr liegt. Nach Vorzügen kann jeder streben, und jeder kann sie erhalten. Den Vorzug kann nur Einer haben: Trieb nach Vorzügen in einer jeden Seele kann das Wohl der menschlichen Gesellschaft erhalten und befördern: Trieb nach Vorzug in jeder Seele müßte jeden zerrütten, und die Ruhe der Gesellschaft unvermeidlich stören. Und gewiß, die Natur wollte dem Menschen nur solche Triebe einpflanzen, die er, die ein jeder in der Gesellschaft zu befriedigen im Stande ist, ohne das Wohl des Ganzen zu zerrütten.

Gewöhnlich nehmen wir, um diese Begierde zu bezeichnen, das Wort Ehre. Und dieses Wort begreift auch wirklich eine Bedeutung mit in sich, welche diese Begierde am besten bezeichnet. Nur hat der weitläuftige und unbestimmte Sinn, in welchem dies Wort so oft gebraucht wird, ihm den Vorzug benommen, daß man sich einen bestimmten und deutlichen Begriff dabey denken könnte. Man versteht sogar gewöhnlich unter diesem Worte den Beyfall, oder den Vorzug, den wir bey andern haben; und in diesem Sinne streitet es gerade zu mit der Cupiditas principatus, die uns über alle humanas res, und also auch über den Beyfall anderer erheben soll.

Herrschsucht liegt so ganz außer dem Kreise dieser Begierde, daß sie sogar aus ganz andern Trieben, und bey einer ganz verschiedenen Richtung der Seele entspringt. Sie kann also gar nicht bey der Cupiditas principatus in Untersuchung kommen.

Wenn Cicero von den Vorzügen der Menschen über die Thiere redet, so versteht er darunter solche Vorzüge, welche schon die Natur dem Menschen beygelegt hat. Diese Vorzüge müssen sich an jedem Menschen zeigen, ohne Unterschied auf Lebensart und Bildung. Was von der Menschen-Natur sich lernen läßt, was Wissenschaft, Kunst oder Uebung erfordert, ist nicht allgemeines Kennzeichen des menschlichen Wesens, und wäre hier kein dauerhaftes und ewiges Unterscheidungszeichen. In der rohesten wildesten Menschenseele müssen wir noch eben die Vorzüge finden, die der Grund von allem Menschenadel werden, und in der Seele des erhabensten Menschen noch eben die menschliche Grundlage, die nur durch ihre Ausbildung ihn hob. Gesetzt auch, daß die eine Seele mehr Kraft erhalten hätte, wie die andere, so darf doch in den Grundgesetzen, wodurch sie menschliche Seele ist, kein Unterschied seyn.

Cicero redet hier zwar von einer Begierde, wo eigentlich von Begierde noch keine Rede seyn kann. Begierde konnte der menschlichen Seele nicht eingepflanzt werden, kann also kein Vorzug ihres Wesens seyn. Begierde setzt schon Kenntniß voraus, und ist also schon eine erzwungene Richtung der Seele.

Allein

Allein man darf auf das Wort nicht so genau sehen. Untersuchen wir das Wesen der menschlichen Seele, so finden wir zwar eine Kraft, die sich beständig in Wirkungen zeiget, aber so lange sie noch nicht ausgebildet ist, finden wir keine Richtung und keine Bestimmung dieser Kraft. Und deswegen müssen wir uns das reine Wesen der Seele ohne alle Begierden, Neigungen und Triebe denken, welche schon eine Richtung oder Bestimmung der Seele für etwas voraussetzen.

In diesem Zustande kann ihr einziger Vorzug vor den Thierseelen ihre innerliche Größe seyn, die mit ihren Wirkungen weiter reicht, tiefer eindringt, und daher auch weit reizbarer ist, als die eingeschränkte Thierseele; und sie muß sich damit begnügen, daß sie in ihren Wirkungen das Daseyn ihres Wesens fühle. Denn noch ist sie keiner andern Freuden und keiner andern Vorzüge fähig, als derer, welche ihr das Gefühl ihres bessern Wesens verschaft. Nicht, weil sie es vergleichen kann mit dem Wesen anderer Art, sondern weil an und für sich die bessere Kraft ihres Wesens hinreicht, im Selbstgefühl ihr größeres Vergnügen zu machen, als das Thier empfinden kann. Wo sie mit innerer und äußerer Harmonie ungehindert und ungezwungen fortwirken kann, ist für sie Vergnügen; und wo das Gegentheil statt findet, Mißvergnügen.

In diesem reinen Zustande der menschlichen Seele findet unter den Gegenständen ihrer Wirkungen keine

aus Ueberlegung entspringende Wahl statt. Was am stärksten oder auf die angenehmste Art sie reizet, ist ihr liebster Gegenstand. Noch empfindet sie keinen Trieb zu wirken. Wenn die Reize zur Thätigkeit aufhören, so schlummert sie ein.

Aber allmählig wird sie aufmerksam werden auf sich selbst und auf die Dinge um sie her.

Ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst besteht bloß darin, daß sie den Zustand des Vergnügens von dem Zustande der Unbehaglichkeit unterscheiden lernet.

Ihre Aufmerksamkeit auf die Dinge um sie her, darin, daß sie bemerkt: sie habe äußere Reize nöthig, um sich in den Zustand des Vergnügens zu versetzen. Dies ist der Zeitpunkt, wo Seelen und Seelen so verschiedene Wege wählen.

Aufmerksamkeit auf sich selbst kann in ihr den Trieb gründen, zu seyn, welcher in der ausgebildeten Seele Begierde nach Vorzügen wird.

Aufmerksamkeit auf die Dinge um sie her aber, die Begierde, zu haben, zu gebrauchen, zu genießen.

Je größer die Kraft der Seele ist, desto leichter wird der Trieb, zu seyn, in ihr entstehen. Sie fühlt den Zustand der Unbehaglichkeit stärker, sie geräth in Unruhe, sie fängt an, sich zu beschäftigen, ohne Rücksicht, womit? sie fühlt ihre Kraft wieder hergestellt, hat sich so selbst geholfen, und lernt durch öftere Wiederholung, sich selbst zu helfen. Dann führt sie jeder Zustand der Unbehaglichkeit auf sie selbst zurück.

zurück. Sie, die sich immer selbst Hülfe war, sollte jetzt zu schwach seyn? — Sie wird darnach streben, ihre eigne Kraft zu vermehren, und ihre Selbstständigkeit wieder herzustellen.

Dieser Trieb, zu seyn, gründet sich also unmittelbar auf den hohen Vorzug der menschlichen Seele, ihre Aufmerksamkeit auf ihre eignen Wirkungen, und also mittelbar auf ihr Wesen selbst zu richten. Und dieser Trieb wird die Grundlage von der Begierde nach Ehre oder Vorzügen. Und zwar auf folgende Art:

Der Mensch, der geleitet von den Gefühlen seiner Seele, den Quell aller seiner Freuden, und des ganzen Glücks, was mit seinem Daseyn verknüpft ist, in sich selbst sucht, wird finden, daß ihm oft dieser Quell versiegt. Es ist zwar ein schöner Denkspruch mancher seyn wollender Philosophen: Der Weise findet in seiner eignen Brust sein Glück; allein auch die weiseste oder vielmehr reinste Brust ließ wohl zu Zeiten ihren Besitzer in traurige Stunden versinken, und wie mancher würde nichts als Schlamm finden, wenn er in seiner Brust nach reinem Lebenswasser suchen wollte.

Gefühl von Mangel erzeugt Bedürfniß, und Bedürfniß erzeugt Begierde.

Es gehört viel dazu, daß die Kraft unsers Wesens uns nie verläßt, daß wir nie uns gestehen müssen: du bist schwach, du bist zu ohnmächtig. Viel, daß wir alle Ungleichheiten ebnen, alle Berge erniedrigen, und alle Thäler anfüllen, um uns sagen zu kön-

können, daß die Kraft unsers Wesens hinreichte, mit Ueberwindung aller Hindernisse und aller Schwierigkeiten zum Ziele zu gelangen. Wie oft kommen auch dem stärksten Mann die Stunden, wo ihn seine Selbstständigkeit verläßt, wo er es sich gesteht, daß seine Kräfte nicht hinreichen, alle die Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, die sich um ihn her aufthürmen.

Und Gefühl von Schwäche ist dem, welcher seine Glückseligkeit in sich selbst sucht, unerträglich. In dem Gefühl seiner selbstständigen Kraft liegt ja das ganze Glück seines Lebens. Verläßt ihn dies, so hat ihn alles verlassen. Er hat eigentlich nichts zu verlieren, als sich selbst: aber hat er auch einmal sich selbst verloren, so kann sein Verlust durch nichts ersetzt werden.

Wer also auf das Gefühl seiner Kraft das Vergnügen seines Daseyns gründen will, der hat nichts so angelegentlich zu besorgen, als die Vermehrung und Verschönerung dieser Kraft, und die Ueberzeugung von ihrem Werth. Die Seele, welche den meisten Inhalt hat, wird sich selbst wichtiger, fühlt in ihrem Selbstgefühl erhabnere Freuden, und vermag mehr. Jede neue Erwerbung von einer eigenthümlichen Kraft ist ein hoher Gewinnst für sie, hebt sie höher, verschönert sie selbst, und macht ihren Lebensgenuß erhabner. — Sie bedarf nicht erst des Beyfalls der Welt, nicht der Vergleichung mit ihren Brüdern, nicht des Gefühls von Macht oder Erhabenheit über sie, sondern sie wird an und für sich selbst

in

in dem Genuß ihrer eignen Fülle glücklich werden, sobald sie die rechten Mittel gefunden hat, den Inhalt ihres Wesens zu vermehren, und zu verschönern. Dies ist der Zeitpunkt, wo Begierde nach immer neuen Kräften in ihr entstehen wird. Das Maas von Kräften, welches sie jedesmal besitzt, wird ihr bald alltäglich werden. Stillstand würde das Gefühl von Schwäche und Ohnmacht hervorbringen.

Die Begierde nach neuen Kräften wird sich nach der Beschaffenheit ihres Bedürfnisses richten.

Die Beschaffenheit ihres Bedürfnisses wird eingerichtet durch die Art von Wirkungen, welche ihr am meisten gefiel: bey denen sie am besten die ganze Fülle ihres Wesens zu fühlen im Stande war.

Lage der Dinge um sie her, und Kenntnisse, welche ihr einen angenehmen Kreis von Wirksamkeit durch sich selbst oder in der Ferne darbieten, gründen das Bedürfniß, und geben der Seele ihre Richtung.

Wohl ihr, wenn sie nun fortgehen kann, ohne den schönen Entschluß, durch sich selbst groß und glücklich zu seyn, aufgeben zu müssen. Sie ist zur Freyheit gebohren, und aller Zwang und alle Sklaverey vernichtet ihre ganze Anlage zur Glückseligkeit. So lange nicht der alles zernichtende Zwang, dem sie sich unterwerfen muß, um doch etwas unter dem Schutz eines andern zu seyn, oder gar um ihr Leben erhalten zu können, sie unterjocht, wird sie nach Vorzügen streben, wird sie es empfinden, wie schön es ist,

groß,

groß, erhaben und edel zu seyn. Ihr freyes Selbst, die Schnellkraft ihres Wesens, das nicht gelähmt worden ist von den Ketten der Sklaverey, steht unerschüttert für sich selbst, ist auf seinem Platze das Erste, darf sich nicht beugen unter eine fremde Last, und sich nicht kümmern, ob in der Ferne etwa ein Wesen steht, das vielleicht in sich selbst ein größeres Gewicht hat. Liegt aber auf ihrem Nacken das Gewicht einer höhern Kraft, muß sie sich unterwerfen, findet sie nichts als Zwang in und außer sich, so hat der schöne Selbstgenuß ihrer Kraft ein Ende, und die Freuden ihres Lebens werden eine Spielerey.

Die Seele ist sich zwar selbst die Hauptsache bey ihrem Vergnügen. Aus ihr selbst keimen alle Leiden und Freuden, die sie empfindet, hervor. Aber wie kann sie glücklich seyn, wenn ihr das Gefühl ihres innern Werths durch aufgelegten Zwang geraubt ist? Auf diese Art wird die Begierde nach Vorzügen, wie Cicero behauptet, die Quelle alles Schönen und Großen, was wir in dem Menschen antreffen können. Wo diese Begierde sich findet, da will der Mensch viel seyn, sowohl in Rücksicht auf seine innere Kraft, als auch in Rücksicht auf die Wirkungen, welche ihn von dem Daseyn dieser Kraft überzeugen müssen. Und die großen Bedingungen davon sind Freyheit und Ehre. Er kann andern einen Platz neben sich einräumen, aber nicht über sich. Er kann zugeben, daß ihm Kräfte mangeln, aber nicht, daß die Kräfte, welche er zu besitzen glaubt, ihren Werth ver-

verlohren haben. Haß gegen alle Einschränkung bringt diese Begierde durchaus hervor, aber nie die Begierde zu herrschen, welche eine ganz andere Begierde, die Begierde zu haben, und schon sklavische Menschen voraussetzt.

Der Mann mit wahren Vorzügen des Charakters wird nie glücklicher seyn, als wenn er zwischen Männern von ähnlichen Vorzügen und gleicher Größe unbeneidet die Größe und Schönheit seiner Kräfte zeigen kann. Wohl ihm, wenn sich viele zu ihm emporheben, und mit ihm muthig wetteifern! Je mehr er seinen Mitgenossen schätzen muß, je höher sie durch Menschenwürde und Seelenadel erhaben sind, desto größer erscheint er sich selbst, wenn er ihre Achtung mit jedem Schritte gewinnt. Er würde unendlich verlieren, wenn er durch stolzes Hervorragen ihre Schwingen gelähmt, und ihrem Beyfall und ihrer Huldigung die schönste Blüthe des freyen Anerkennens eines ungezwungenen selbstständigen Geistes geraubt hätte. So wenig er also selbst beherrscht werden will, so wenig wird er auch andere beherrschen wollen.

Diese Begierde nach Vorzügen kann und muß wahren Muth in dem Menschen hervorbringen; denn sie verlangt nichts, was durch Gewinn oder Verlust die Schwingen seines Geistes lähmen, oder den freyen Ausbruch seiner Kraft hemmen könnte. Durch sie geleitet will der Mensch überall im Vollgefühl seiner Kraft, die er, wenn er sich immer treu blieb, bis zur höchstmöglichen Größe erhoben hat, erscheinen;

und wo er dazu Gelegenheit findet, da erreicht er den höchsten Zweck seiner Wünsche nach Erdenseligkeit, und darf sich nicht kümmern, ob Tod und Verderben ihm zur Seite stehen.

Diese Begierde ist die Quelle der wahren Größe, die alles, was irrdisch heißt, mit Verachtung höheren Zwecken aufzuopfern im Stande ist, sobald diese Aufopferung nur eine Gelegenheit ist, bey welcher der Mensch die Macht und das hinreichend Belohnende seiner eignen Kräfte wahrzunehmen im Stande ist.

Der wahrhaft große Mann wird bloß höhere Vorzüge zu seinem Zwecke machen: der Stolze wird scheinen wollen, und an sich glauben.

G. L. Wiesen.

---

## 10.

# Einige Grundsätze zur Vorbereitung auf eine weise und gemeinnützige Lebensführung.

Der Hauptgrundsatz, den ich jedem Jünglinge zu einer weisen und gemeinnützigen Lebensführung aufstellen möchte, besteht in den wenigen Worten: Suche dich immer mehr zu vervollkommnen. Diese kurze Regel ist in ihrer Anwendung höchst wichtig. Von ihrer genauen Befolgung hängt unsre ganze innere und äußere Glückseligkeit, unsere Brauchbarkeit für das Vaterland und für die menschliche Gesellschaft ab. Man kann die Nothwendigkeit dieser Vervollkommnung unserer selbst nicht bezweifeln, wenn man sich anders überzeugen will, daß der Mensch ein vernünftiges Geschöpf ist, das nicht nach bloßem Instinkt handelt, und mit Seelenkräften in die Welt tritt, die sorgfältig ausgebildet werden müssen, wenn sie eigenes und fremdes Glück befördern sollen; denn Ausbildung der Leibes- und Geisteskräfte, Fortschreiten durch sie zum erhabnen Ziel der Vollkommenheit und Glückseligkeit, das ist die Bestimmung des Menschen auf Erden.

Bey dieser Entwickelung und immer weiter fortschreitenden Ausbildung und wirklichen Anwendung unsrer Seelenkräfte ist eine zwiefache Rücksicht nothwendig: erstlich die Bildung des Verstandes und der redliche Gebrauch der Kräfte desselben; und zweitens die Bildung des Herzens oder moralischen Charakters. — Ehe ich zur Sache selbst komme, muß ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken, daß ich, wenn ich in dem Folgenden über diesen Gegenstand einige Rathschläge gebe, mir, besonders in Ansehung der Vervollkommnung und des Gebrauchs der Verstandeskräfte, zunächst den Jüngling denke, der sich dem Studiren widmet, denn für ihn ist dieses Werk bestimmt; daß ich ferner, ohne mich zu sehr auszudehnen, nicht auf die besondern Fächer der Litteratur specielle Rücksicht nehmen konnte, sondern nur überhaupt jedem studirenden Jünglinge, der die Wichtigkeit seiner Bestimmung kennt, im Allgemeinen Winke zu geben wünschte, in der Voraussetzung, daß jeder in seiner einmal gewählten Laufbahn und in seiner individuellen Lage diejenigen Vorschläge benutzen werde, welche gerade für ihn vorzüglich anwendbar sind.

Der Verstand oder das Vermögen, nach Ueberlegung zu handeln, das Wahre vom Falschen, das Recht vom Unrecht, wahre Güter von Scheingütern zu unterscheiden, soll also ein Hauptgegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit eines jeden denkenden Menschen, insonderheit des Jünglings seyn, der

eben

eben durch den gewissenhaften Gebrauch dieser edelsten und besten Kraft unserer Seele, sich und der Welt nützlich werden, sein und seiner Mitmenschen Glück befördern will. Eine gewissenhafte Anwendung unsrer Zeit, des Kostbarsten, was wir besitzen, ist die Hauptregel, deren Befolgung uns am sichersten dem großen Ziel der Selbstvervollkommnung entgegen führen wird. Jede Stunde unsers Lebens ward uns gegeben, um mit ihr fortzuschreiten auf dem Wege der möglichsten Veredlung unsrer selbst, und eben dadurch auf dem Wege zur wahren Glückseligkeit. Sie redlich anzuwenden, die Blüthe Ihrer Jahre, Ihre jugendlichen noch ungeschwächten Kräfte dem edlen Zweck zu widmen, einen Schatz von Wahrheiten zu sammeln, Ihren Geist mit solchen Einsichten, Kenntnissen und Wissenschaften zu bereichern, die bey reifern Jahren Ihr Vergnügen, Ihre Ehre, Ihren Nutzen, und Ihr Glück befördern, das ist die Bemühung, die ich Ihnen, guter Jüngling, so gern zur angelegentlichsten Ihres Lebens empfehlen möchte. Ein edles, ein ruhmwürdiges Vergnügen wird Ihnen diese Bemühung gewähren, wenn Sie sehen werden, wie sich die Summe Ihrer Kenntnisse, Einsichten und Erfahrungen von Tage zu Tage vermehret, da im Gegentheil solche Menschen, welche die Erwerbung nützlicher Kenntnisse versäumen, die an Nichtsthun ihre Lust suchen, bald auf diese, bald auf jene Kleinigkeit verfallen; nie, mögen sie auch noch so oft abwechseln, wahres Vergnügen, reine ungemischte Zufriedenheit genießen, und bey allem

Jagen nach Zeitvertreib sich doch nicht vor dem Ekel der Langenweile sichern können. Ja, was für diese das traurigste ist, der Schade, den sie sich durch Vernachlässigung oder Misbrauch ihrer Zeit und Kräfte verursacht haben, ist unersetzlich, die schnell vorübergeeilte Zeit ist auf ewig dahin; kein Wunsch, kein banges Sehnen bringt sie ihnen wieder. Schrecklich für sie ist die Entdeckung, daß es ihnen an allen gebricht, marternd die Empfindung des Unvermögens, in irgend einer Angelegenheit etwas Reelles zu liesten, umsonst sind ihre heimlichen Seufzer, ihre Thränen und ihre tiefe Beschämung.

Zwar werden Sie, lieber Jüngling, auf Ihrem Wege Schwierigkeiten antreffen, sich Mühe und Anstrengung gefallen lassen müssen. Aber wo, in welchem Stande, in welcher Kunst kömmt man ohne Arbeit und Anstrengung zu irgend einer Geschicklichkeit? Ja diese Mühe wächset mit der Größe der Kunst. Aber wohl Ihnen, fleißiger tugendhafter Jüngling, wenn Sie ausharren, und nie ermüden! Sie wandern ja einen Pfad, der Sie zu dem Genusse reichlicher Belohnung führen wird, wenn Sie sich durch das ununterbrochene Bestreben, immer vollkommner zu werden, geschickt fühlen werden, dem Urquell aller Vollkommenheiten ähnlich zu werden, ihm und seiner Welt zu dienen, Ihren Verstand zu erhellen, und von allen Sachen richtig urtheilen zu lernen. Wie wonnevoll wird es seyn, wenn Sie sehen, daß Ihnen dasjenige glückte, um welches willen

len Sie sich keine Mühe verdrießen ließen! Wie angenehm die Entdeckung, daß die Wissenschaften desto mehr Reiz gewinnen, je weitere Fortschritte wir darin machen, und daß bey einer unwandelbaren Beharrlichkeit in unserm Fleiße uns am Ende dasjenige leicht und zum liebsten Zeitvertreibe wird, wobey wir am Anfange unserer Laufbahn unüberwindliche Schwierigkeiten anzutreffen glaubten.

Meiden Sie daher, junger Freund! jenes große Hinderniß bey Erlernung der Wissenschaften, die Flüchtigkeit und Flatterhaftigkeit. Wer sich diese angewöhnet, der ist fast nie zum Nachdenken geschickt, und wird durch sie überhaupt an Ausübung der wichtigsten Pflichten gehindert. Unbeständigkeit ist eine traurige Folge derselben. Wer flüchtig und flatterhaft von Abwechselung zu Abwechselung forteilt, wird an den wichtigsten Wahrheiten nie Geschmack finden. Er wird sich zwar anfänglich einer neuen Wissenschaft mit der größten Emsigkeit widmen, weil sie ihm neu ist, aber es fehlt ihm sehr bald an ausdauernder Beharrlichkeit bey der Fortsezzung, und er verfällt gleich wieder auf etwas anders.

So ist dann seine ganze Lebensweise. Vieles wird zwar angefangen, aber nie etwas ganz vollführt. Die Wissenschaften erfordern Geduld, ununterbrochenen Fleiß, Beständigkeit und Nachdenken. Die Zerstreuung der Gedanken, die dem Flatterhaften so ganz eigen ist, hindert ihn an der nöthigen Aufmerksamkeit beym Vortrage der Lehrer, er

hört Worte, deren Begriffe mit dem Klange in seiner Seele erlöschen, und von denen sein Gedächtniß nichts auffaßt.

Anhaltende Aufmerksamkeit also ist demjenigen, der seinen Verstand durch Wissenschaften veredlen will, unumgänglich nöthig. Nehmen Sie daher niemals zu viele Sachen zugleich vor. Verstand und Gedächtniß werden dadurch überhäuft, und die Erfahrung lehret, daß man es alsdenn in keiner Wissenschaft zu irgend einiger Vollkommenheit bringt. Wenn man hingegen seinen Fleiß einigen wenigen zugleich widmet, so erlangt man eine gründliche Kenntniß derselben, macht sich mit ihnen so bekannt, daß die Begriffe, die uns dahin führten, sich nicht leicht in unsrer Seele auslöschen lassen. Aber auf diese wenigen müssen wir uns denn auch mit allem Eifer legen.

Eben das gilt auch von der Erlernung der Sprachen.

Man lasse es nie bey dem Vortrage seiner Lehrer allein bewenden. Unstreitig muß eigner Fleiß, öftere Wiederholung des Vorgetragenen bey den meisten Wissenschaften das beste thun, und man muß derselben wenigstens eben so viele Zeit widmen, als dem Unterrichte selbst. Es ist daher eine Hauptregel, besonders auf Akademien, nie mehr Unterrichtsstunden zu nehmen, als man täglich wiederholen kann.

Wenn ich meinen jungen Lesern bey ihren Arbeiten anhaltenden ausdaurenden Fleiß zur Regel mache, so werden sie mich nicht für so unbillig halten,

ten, ihnen keine Zeit zur nöthigen Erholung gestatten zu wollen. Allerdings bedürfen wir nach einer anstrengenden Thätigkeit einer gewissen Zeit zur Sammlung neuer Kräfte, nur möcht' ich gar zu gern vor jenem traurigen Abwege warnen, da man das Vergnügen zur Hauptsache, die Arbeiten aber zur Nebensache macht. Einem edlen Herzen ist der Genuß einer an sich ganz erlaubten Ergötzung nur dann erst angenehm, wenn es sie mit dem Bewußtseyn genießen kann, seinen Pflichten genug gethan zu haben, und es wünschet sich nicht eher ein Vergnügen, als bis es dasselbe durch Arbeit und Fleiß verdienet hat.

Unter allen Kenntnissen und Wissenschaften, mit denen wir unsern Verstand bereichern sollen, steht unstreitig die Bekanntschaft mit der wichtigsten aller Wissenschaften, der Religion, oben an; ihr Gegenstand betrift nicht nur unsre irrdische Glückseligkeit, sondern ihr letzter Zweck geht vornehmlich auf unser ewiges Schicksal. Die Philosophie, die uns vernünftig denken, und unsern Verstand recht gebrauchen lehrt, ist eben so unentbehrlich, als reichlich belohnend, und für unser ganzes Leben nützlich. Sie ist die Grundlage aller übrigen Wissenschaften. Der praktische Theil derselben enthält solche Wahrheiten, deren Kenntniß überaus wichtig ist. Eine vernünftige Sittenlehre muß immer die Richtschnur unsrer Handlungen seyn. Das Recht der Natur ist die Quelle des Völkerrechts, und nur die Anwendung desselben auf den Begriff zweyer freyen Völ-

ker, und die Verbindlichkeiten derselben gegen einander, die aus diesem neuen Begriff hergeleitet werden können, machen den Unterschied aus. Wer sich einst in öffentlichen Bedienungen, als Staatsmann, der Welt nützlich machen will, muß sich noch außerdem besonders auf das Studium des Staatsrechts (Ius publicum vniuersale) oder desjenigen Rechts der Natur legen, welches nur auf die gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Herrn und Unterthanen, in so fern nicht schon besondere Grundgesetze und Verträge (welche das Ius publicum speciale eines Landes ausmachen) die beyderseitigen Verbindlichkeiten bestimmen, angewendet wird.

Keiner meiner jungen Leser wird daran zweifeln, daß ich diejenige Wissenschaft, welche uns die Veränderungen der Erde und des Menschengeschlechts, den Ursprung, Wachsthum und den Fall der Staaten lehrt, die Geschichte, als etwas Unentbehrliches ansehe. Da ihr ausgebreiteter Nutzen so allgemein anerkannt ist, so werde ich leicht des Beweises davon überhoben seyn *). Ich bemerke nur mit wenigem, daß es beym Studium der Geschichte nicht blos auf Anfüllung des Gedächtnisses mit vielen Begebenheiten ankomme, sondern daß unsre Absicht weiter gehen müsse; darauf: wo möglich die verborgenen

*) Unsre Leser finden diesen Gegenstand ausführlicher behandelt im 1sten Bande des wissenschaftlichen Magazins für Jünglinge.

nen Triebfedern jener Begebenheiten zu untersuchen, unsere Beurtheilungskraft zu gebrauchen, und eine nützliche Anwendung davon auf unser Leben zu machen.

Kaum darf ich noch hinzusetzen, daß man neben der Welt- Staaten- und Reichsgeschichte vorzüglich die Geschichte seines eigenen Vaterlandes studiren müsse. — Natürlich ist wohl der Wunsch eines jeden denkenden Menschen, den Weltkörper, den er bewohnt, kennen zu lernen. Diese Absicht erreicht man durch die Bekanntschaft mit der Erdbeschreibung. Kenntniß der Länder und Oerter, der Merkwürdigkeiten und natürlichen Vorzüge eines jeden Landes, und endlich Studium der Bewohner desselben, machen die Gegenstände dieser Wissenschaft aus. Es bedarf wohl keines Beweises, daß die Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte eine eben so nützliche als angenehme Beschäftigung ausmache. — Schwerlich schärft irgend eine Wissenschaft mehr unsern Verstand, schwerlich ist bey gewissen Lebensarten eine von dem wichtigen Nutzen, als die Mathematik. Meine Leser werden sich von der Wahrheit dieser Behauptung schon durch den unter Nr. 2. befindlichen Aufsatz in dieser Schrift überzeugt haben. Wer diese Wissenschaft praktisch treiben, und auch sonst sich auf eine angenehme Art beschäftigen will, den wird es nicht gereuen, wenn er sich im Zeichnen Fertigkeit erworben hat.

Ehe ich Ihnen etwas von den Sprachen, als Hülfsmitteln zur Erlernung der Wissenschaften, sage,

lassen Sie sich noch die schönen Wissenschaften empfohlen seyn, die Ihren Geschmack verbessern, Ihren Verstand verfeinern, Ihre Schreibart verschönern, und auch gewiß viel dazu beytragen werden, Sie zu einem angenehmen Gesellschafter im Umgange mit gebildeten Menschen zu machen.

Da Gottlob die Deutschen nach und nach anfangen, ihrer großen Nationalvorzüge eingedenk, sich der bisherigen übertriebenen, nicht selten sklavischen Anhänglichkeit ans Fremde etwas zu schämen; aufmerksamer auf jene Vorzüge, von einem edlen Stolze für deutsche Sprache, deutsche Sitten, deutschen Fleiß beseelt zu werden, so darf ich Ihnen wohl nicht erst beweisen, daß Ihnen unter allen Sprachen das Studium der deutschen das wichtigste seyn müsse. Es würde für einen patriotischen Deutschen eine wahre Schande seyn, wenn er über dem Bemühen, fremde Sprachen zu lernen, seine eigene vernachlässigen wollte.

Wir haben jetzt so große Muster einer schönen, fließenden, angenehmen und gefälligen Schreibart in unsrer Muttersprache, daß es Ihnen gewiß nicht an Gelegenheit fehlen kann, sich darin zu vervollkommnen. — Da Sie sich dem gelehrten Stande widmen werden, so kann Ihnen nächst Ihrer Muttersprache keine wichtiger, als die lateinische seyn. Zu geschweigen, daß wir in derselben viele der gelehrtesten und schönsten Produkte des menschlichen Geistes aus dem Zeitalter der blühendsten Periode der Römer besitzen; denken Sie nur daran, daß sie noch heutiges

ges Tages die Sprache der Gelehrten ist. Aus jenem Grunde empfehle ich Ihnen auch, wenn Sie Gelegenheit haben, den möglichsten Fleiß auf das Griechische zu verwenden. Wie nützlich, und in mancherley Rücksicht durchaus nöthig die Bekanntschaft mit der französischen und gewissermaßen auch der englischen Sprache sey, sehen Sie daraus, daß die erstre von den meisten Menschen aus den gebildeten Ständen gesprochen wird, und in einigen Ständen, zumal beym Zusammentreffen mehrerer Menschen von verschiedenen Nationen, beynah die Stelle der Muttersprache vertritt, und daß letztre so wie die erstre die trefflichsten, erhabensten Muster von Schriften aus allen Fächern der Wissenschaften aufzuweisen hat. Weniger nöthig, aber immer noch nützlich ist die Kenntniß der italiänischen und einiger anderer europäischen Sprachen. Jeder richtet sich in dieser Rücksicht nach seiner individuellen Lage; denn nicht jeder hat Gelegenheit, mit Menschen, die eine oder mehrere ausländische Sprachen in ihrer Gewalt haben, umzugehen; nicht jeder Vermögen, um den nöthigen Aufwand zu bestreiten, nicht jeder Zeit genug, u. s. w. Thun Sie, was Sie können, es wird Sie nie gereuen, auch hier Ihre Geschicklichkeit vermehret zu haben. — Sie werden dann vorzüglich im Stande seyn, bey einer vorsichtigen Auswahl der schriftstellerischen Produkte aus der Lektüre alle die großen und mannigfaltigen Vortheile zu ziehen, welche zur Bildung Ihres Herzens und Verstandes so außerordentlich viel beytragen. Im 2ten

Bande des wissenschaftlichen Magazins für Jünglinge finden Sie über diesen Gegenstand eine Abhandlung, die wir Ihnen mit voller Ueberzeugung als Richtschnur bey Ihrer Lektüre empfehlen dürfen. Vergessen Sie nur nie, daß ächte Tugendliebe, Gefühl für Unschuld des Herzens und Reinheit der Sitten den Schriftsteller charakterisiren müssen, den Sie sich zum Lesen wählen. Finden Sie diesen Charakter nicht, entdecken Sie vielmehr, daß der Verfasser die Anständigkeit aus den Augen setzt, die Leidenschaften aufregt, die Sitten verletzt, oder die Religion angreift, so legen Sie lieber das Buch, sollt' es auch übrigens im elegantesten Styl und mit der hinreissendsten Beredtsamkeit geschrieben seyn, gleich zur Seite.

Eine strenge Auswahl unter den bessern Schriften der Alten und Neuern, verbunden mit der Uebung im eignen Denken, wird auch Ihrem Styl diejenige Ausbildung verschaffen, welche man mit Recht von jedem Gelehrten erwartet.

Sollten Sie in solche Verbindungen kommen, die Ihnen die schöne Gelegenheit verschaffen, fremde Länder zu besuchen; so werden Sie ja wohl nicht nach Art jener Leute reisen, die noch glücklich genug sind, wenn sie nur nicht ihr Vermögen, ihre Gesundheit und Gewissensruhe eingebüßt haben; die ihre Aufmerksamkeit lediglich auf solche Gegenstände richteten, welche der Weise nur als Nebendinge betrachtet: als Moden, Schauspiele, Umgang mit thörichten Leuten ꝛc., und sich, statt bey ihrer Rückkunft

auf

auf die Achtung der Vernünftigen Anspruch machen zu können, die Verachtung oder das Bedauern ihrer Landsleute zuziehen.

Daß derjenige, welcher fremde Länder mit Nuzzen bereisen will, in Sprachen und Wissenschaften kein Fremdling seyn, und vorher erst vernünftig denken und richtig urtheilen gelernt haben müsse, bedarf wohl keines Beweises: denn wie wird ein solcher, dem beydes fehlt, und der nicht gerade von einem einsichtsvollen Manne begleitet wird, wissen, was ihm nützlich ist, und wie will er von dem, was er sieht, Gebrauch machen können? — Und der wahre Zweck des Reisens in andere Länder? Dieser ist: durch Umgang wo möglich mit Leuten aus allen, oder doch den meisten Ständen eines fremden Volks, den Nationalcharakter und die Sitten, dann den Zustand der Nahrungserwerbe, als des Ackerbaues, der Handwerker, Fabriken, Manufakturen und Handlung, den Zustand der Künste und Wissenschaften, die Naturprodukte, die Ursachen des Wohlstandes oder Verfalls, die Stärke des Staats, die auswärtigen Verbindungen, die Religion, das Kriegswesen und andere für den Menschenbeobachter wichtige Gegenstände eines fremden Volks kennen, und wo wir in der Folge Veranlassung finden, zu unserm eigenen und andrer Nutzen anwenden zu lernen.

Ich glaube, Ihnen, lieber junger Freund, in dem Gesagten, wenigstens der Hauptsache nach, Winke genug gegeben zu haben, wie Sie für die

Aus-

Ausbildung und Vervollkommnung Ihres Verstandes auf die gehörige Art sorgen können. Verbinden Sie damit noch den Umgang mit aufgeklärten, redlichen tugendliebenden Menschen, und es kann Ihnen nicht fehlen, Sie werden mit jedem Tage Ihrem edlen großen Ziele immer näher kommen. Ein Glück das um so schätzbarer ist, je weniger es von vielen erlangt wird. Denken Sie aber nicht, daß Sie schon genug in der Sorge für Ihre Selbstveredlung gethan haben, wenn Ihr Verstand ausgebildet ist, Ihre Einsichten bis zur möglichsthohen Stuffe vervollkommnet sind; nein, ein andrer nicht minder wichtiger Umstand ist die Bildung unsers moralischen Charakters.

Unser freyer Wille, oder das Vermögen zu wählen, verbunden mit der Sorgfalt für unsre Neigungen und Triebe, erfordert eine eben so strenge Aufmerksamkeit. Es ist zwar wahr, wenn unser Verstand richtig zu urtheilen, das heißt, alle Dinge aus dem rechten Gesichtspunkt zu betrachten gelernt hat, daß sich dann unser Wille nie zu Scheingütern und solchen Dingen neigen wird, die unsre Glückseligkeit untergraben; allein, wie oft ward nicht der Verständigste wider seine bessere Einsicht von seinen Lieblingsneigungen und der Macht seiner Leidenschaften hingerissen! Wollen Sie also für Ihr Herz, für Ihren Willen, für Ihre Neigungen und Leidenschaften gehörig sorgen, so gewöhnen Sie sich vor allen Dingen, bey jeder Ihrer Unternehmungen unter der Oberherrschaft Ihres Verstandes mit einer weisen

Bedachtsamkeit und Entschlossenheit im Handeln zu Werke zu gehen, sich mit einer strengen Beherrlichkeit an jene Kenntnisse und Einsichten zu halten, die Sie sich erworben haben, und von deren Wahrheit und Nützlichkeit Sie überzeugt sind. Sie wissen, was Religion und Tugend, was die Grundsätze der reinen Vernunft von Ihnen fordern, und so haben Sie auch die Regeln, nach welchen Sie alles beurtheilen, und womit Sie jede Ihrer Unternehmungen vergleichen müssen. Finden Sie, daß Ihr Herz solche Dinge wählen will, die der Religion und vernünftigen Grundsätzen zuwider sind, so werden Sie, wenn Sie nicht ein Sklav Ihrer Leidenschaften seyn wollen, dieselben gewiß verwerfen: denn nur das kann Ihnen wahrhaft groß, reizend und annehmlich seyn, was der Würde und Erhabenheit der menschlichen Natur angemessen ist. Hier muß ich Sie, lieber Jüngling, vor der Uebereilung warnen, Sie warnen, daß Sie wo möglich es nie zugeben müssen, daß Ihr Wille, daß die Wünsche Ihres Herzens dem Verstande vorgreifen, und nie muß Ihre Wahl für etwas entscheiden, was Sie nicht vorher überlegt haben. Menschen, die entweder zu flatterhaft sind, oder sich nicht bestreben, ihre Verstandeskräfte zu gebrauchen und nachzudenken, unternehmen nur zu oft etwas, dessen Folgen sie nicht vorher überlegt haben, und gerathen blos deswegen nicht selten in die quälendsten Verlegenheiten, und in wirkliches Elend.

Zwar gelangt man, zumal in jenen Jahren, wo jugendliche Lebhaftigkeit und Ungestüm uns so oft zu Fehltritten verleiten, nicht auf Einmal zu der Fähigkeit, mit Ueberlegung zu handeln; aber es hängt außerordentlich viel von unserm anhaltenden Eifer ab, ob wir uns dazu gewöhnen wollen, und wir werden finden, daß wir, wenn wir nur nicht müde werden, allmählig zu jener Fertigkeit gelangen, welche den Weisen so sehr von dem Thoren unterscheidet. Aber dann müssen wir auch schon in frühern Jahren, in den Jahren, wo alles aus dem Menschen werden kann, den Anfang machen. Wer im Alter erst darauf denkt, vernünftig zu werden, und wer glaubt, die Jugend sey die Zeit, die man allein den Vergnügungen und Thorheiten widmen müsse, der bleibt gemeiniglich sein ganzes Leben auf der niedrigsten Stuffe der Ausbildung stehen. So wahr ist es, daß die Eindrücke, die man in der Jugend bekömmt, und die Gewohnheiten, die man in der Blüthe der Jahre annimmt, einen dauernden oft unauslöschbaren Einfluß auf die ganze Lebenszeit eines Menschen haben. Sie werden nicht selten Jünglinge antreffen, die an Gesetztheit, an weiser Vorsichtigkeit, an Bedächtlichkeit in ihrem ganzen Betragen, an Ueberlegung, Greise übertreffen, und das war bey jenen lediglich Folge einer frühen Gewöhnung an Bedachtsamkeit und Ordnung in allen Dingen.

Zu dem Ende müssen wir uns unsre Selbsterkenntniß *) als ein nothwendiges Mittel, unser

Herz

*) S. den folgenden Aufsatz.

Herz zu veredeln, angelegen seyn lassen; das heißt, uns bemühen, uns mit uns selbst, mit unsern Hauptneigungen, Trieben und Leidenschaften bekannt zu machen. Es ist dem Menschen gar zu eigen, sich selbst zu schmeicheln, daher kömmt es, daß nur wenige eine richtige Selbsterkenntniß besitzen. Man kann sie sich aber erwerben, wenn man sein Verhalten bey verschiedenen Gelegenheiten bey sich selbst überlegt und zusammenhält, wenn man im Umgange mit andern darauf aufmerksam ist, was uns empfindlich, und was uns angenehm war; wenn man untersucht, was unter allen Gegenständen der Sinnlichkeit den größten Reiz für uns hat, und welches Vergnügen uns am meisten rührt; wenn wir die Empfindungen unsers Herzens bey Beleidigungen, die Regungen desselben bey dem Lobe anderer, und diejenigen Handlungen beobachten, deren Vollbringung uns leicht wird, und deren Unterlassung uns Mühe kostet; wenn man dasjenige überdenkt, wozu wir leicht zu bereden, oder wozu wir auf keine Weise zu bewegen waren.

Durch eine solche aufmerksame Selbstbeobachtung werden wir sowohl auf unsre Fehler, als auf unsre Lieblingsneigungen aufmerksam, und wohl uns, wenn wir die nun erworbene Kenntniß unsrer selbst auch dazu anwenden, nie unedle Leidenschaften in uns die Oberhand gewinnen zu lassen. Denn derjenige, der sich ihrer Herrschaft unterwirft, ist gewiß verlohren, und wird entweder nie, oder nur selten nach vernünftigen Grundsätzen handeln.

Reifliche Ueberlegung der unausbleiblichen Folgen der blinden Unterwürfigkeit gegen unsre Leidenschaften, und lebhafte Vorstellung des Nutzens, der aus der Herrschaft über sie entspringt, werden uns allmählig stärker und ausdaurender in Bekämpfung derselben machen, und durch fortgesetzte Uebung des Kampfs wird selbst ihre Kraft geschwächt, und ihre Gewalt über uns gänzlich zerstöret werden.

Vermeiden Sie, wo möglich, jede Gelegenheit, wodurch irgend eine unedle Leidenschaft in Ihrer Seele aufgeregt werden könnte, und wenn Sie es gewahr werden, daß sie in Ihnen aufsteigen will, so suchen Sie ihr durch vernünftige Gründe zu begegnen, und sie in ihrer Geburt zu ersticken; aber lassen Sie ihr keine Zeit, zu wachsen, denn sie wird nur, wenn man ihr zu viel einräumt, um desto schwerer zu beherrschen seyn. Nie aber, guter Jüngling, müssen Sie aus Leidenschaft handeln, nie eher einen Entschluß fassen, als bis die Hitze derselben, die den Verstand gleichsam berauscht, vorüber ist.

Mögten Sie doch nie durch eigne Erfahrung die traurige Wahrheit erproben, daß gemeiniglich jede Handlung, welche aus Leidenschaft geschiehet, die empfindlichste Reue nach sich zieht, und daß oft eine einzige Minute, in welcher wir nicht Herr über uns selbst blieben, sondern uns durch Leidenschaft regieren ließen, uns oft auf unsre ganze Lebenszeit unglücklich macht! —

Die Menschen haben, wie Sie wissen, gewisse fortdaurende Regungen und Triebe, welche sich in ihren gewöhnlichen Handlungen äußern. Diese erhalten durch die jedesmalige Erziehung ihre Richtung, werden entweder verstärkt oder verringert, und die Umstände, in welche man gesetzt wird, der Umgang mit andern, und Beyspiele, die wir um uns sehen, haben ebenfalls einen großen Einfluß auf dieselben. Ein Glück, wenn wir diese Neizungen, die uns gerade eigen sind, durch genaue Aufmerksamkeit so regieren lernen, daß selbst dadurch der Trieb zur Tugend und wahren Ehre in uns vermehret wird.

Diese Neigungen, diese Triebe sind dem Menschen zu seiner und anderer Wohlfahrt nothwendig, und werden nur alsdenn schädlich und strafbar, wenn sie sich außer den rechtmäßigen Gränzen wirksam äußern, d. h. über unsern Verstand, unsere bessern Einsichten und unsern freyen Willen herrschend werden. Lassen Sie uns gleich versuchen, diesen Satz auf einige Haupttriebe der menschlichen Seele anzuwenden. Wer wollte es leugnen, daß der Trieb zur Ehre eine der edelsten Neigungen der menschlichen Seele ist! Denn sie ist die Quelle der rühmlichsten Handlungen und fruchtbarsten Unternehmungen. Es kann uns vermöge dieses Grundtriebes der Beyfall oder Tadel andrer nicht gleichgültig seyn. Wir müssen unser Betragen wenigstens so einrichten, daß wir verdienen, gelobt zu werden, und wenn man uns tadelt, daß dieses nicht anders, als mit Unrecht geschehe.

schehe. Auch Sie, lieber Freund, müssen es sich zum Hauptgeschäft machen, sich durch rühmliche Thaten hervor zu thun, und keine Gelegenheit zu versäumen, die Sie in den Stand setzt, sich der Welt durch edle Handlungen zu zeigen. Die Ehre fordert dies von Ihnen. Aber, diese vortrefliche Neigung würde Sie schänden, sobald sie bey Ihnen die gehörigen Gränzen überschritte, und alsdenn mit Recht den Namen des Ehrgeizes verdienen. Sobald der Mensch stolz und aufgeblasen wird, andere neben sich mit Verachtung und unverdienter Geringschätzung behandelt, von seinen Vorzügen übermäßig eingenommen wird; sobald er bey der geringfügigsten und oft blos eingebildeten Beleidigung gleich in Feuer und Flamme geräth, und diese unzeitige Hitze in wirkliche Rache ausbrechen läßt: dann wird aus einer der treflichsten Neigungen die schändlichste Leidenschaft. Wenden Sie daher Ihre ganze Aufmerksamkeit darauf, daß Ihre Ehrliebe nie auf diese Weise ausarten möge, spiegeln Sie sich an dem Beyspiele anderer, welche durch eine solche Leidenschaft beherrscht werden, und bemerken Sie wohl die Folgen einer thörigten Leidenschaft, um mit Abscheu dagegen erfüllt zu werden.

Ich muß Sie bey dieser Gelegenheit auf eins der abentheuerlichsten und hassenswürdigsten Phänomene, welches seit jenen rohen und barbarischen Zeiten des Faustrechts unter den kultivirtesten (!!) Völkern der neuern Zeiten leider festen Fuß gefaßt hat, auf-

aufmerksam machen, da man durch eine Handlung, welche sowohl die Aussprüche der gesunden Vernunft, als die der Religion gegen sich hat, und von welcher — merken Sie wohl — die aufgeklärtesten Nationen des Alterthums, Griechen und Römer nichts wußten, seinen Muth zu beweisen und Ehre einzuerndten glaubt, wo nur ein von den niedrigsten Vorurtheilen eingenommener Mensch sie antreffen kann: ich meyne das Duell. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier ins Detail gehen wollte. Sie werden von selbst das Entehrende und Verabscheuungswürdige des Zweykampfs, besonders auf Akademien, fühlen. Mit Recht freuet sich daher jeder Menschenfreund über die ruhmwürdigen Bemühungen der Studirenden auf einigen der berühmtesten Universitäten unsers Vaterlandes, die Duelle abzuschaffen. Mögte doch dieser edle Eifer jener vortreflichen Jünglinge allgemeine Nachahmung und daurenden Beyfall finden! —

Wir sollen der Absicht des gütigen Schöpfers gemäß gegen das unbeschreiblich viele Gute, welches seine Hand in der Welt verbreitet hat, nicht unempfindlich bleiben, und es würde entweder ein Zeichen der Einfalt, oder eines gefühllosen Herzens seyn, wenn der Mensch die Schönheiten der Natur, die mannigfaltigen Arten von Freudengenüssen, welche der erhabne Werkmeister der Welt in das vortrefliche Meisterstück seiner Allmacht gelegt hat, nicht empfinden und benutzen wollte, daher gab er uns den Trieb zum Vergnügen.

So anständig, edel und billig indessen eine solche Neigung für einen vernünftigen Menschen ist, so leicht kann auch sie ihre Gränzen überschreiten.

Wir sollen des Guten genießen, aber es nicht mißbrauchen. Letzteres aber kann geschehen, wenn der Mensch einzig seine Glückseligkeit in sinnlichen Dingen sucht, wenn sein ganzes Bestreben darauf gerichtet ist, den Trieben, die er mit den Thieren gemein hat, genug zu thun, und den Wollüsten zu fröhnen. Bey einem solchen Mißbrauche des angenehmsten Triebes wird der Mensch nie mit Ueberlegung handeln. Seine Sinnlichkeit fesselt seine ganze Denkkraft, und die ganze Natur eines solchen Sklaven der sinnlichen Lüste geräth nach und nach in eine gänzliche Verwilderung, der Körper wird ungesund, die Kräfte werden erschöpft, und ein nagendes Gewissen, ein sieches Leben sind am Ende der Lohn der Ausartung eines Triebes, dessen rechtmäßige, nach den Gesetzen der Moral eingerichtete Befriedigung eine Quelle der reinsten und dauerhaftesten Glückseligkeit seyn sollte.

Wohl Ihnen, wenn Sie sich schon von frühen Jahren an gewöhnen, unter der Leitung vernünftiger Grundsätze sich oft etwas zu versagen, was der Sinnlichkeit schmeichelt; wohl Ihnen, wenn Sie sich gewöhnen, das Gute zu üben, sollt es auch Mühe, Anstrengung und Ueberwindung kosten! Dann werden Sie gewiß, eingedenk Ihrer erhabenen Bestimmung, sich durch rühmliche Thaten, durch red-

redliche Vollbringung Ihrer Arbeiten und Geschäfte der Welt nützlich machen.

Lassen Sie uns zum Schluß noch einige Fehler bemerken, die auf unsre Handlungen und auf unser ganzes Betragen einen nicht geringen Einfluß haben.

Einer der ersten und größten ist die Unbeständigkeit.

Der Unbeständige wird niemals standhaft in seinen Entschließungen, nie gleichmüthig in seinen Gesinnungen, und nicht vermögend seyn, einen gefaßten Vorsatz völlig auszuführen.

Kaum hat er gewählt und einen Entschluß gefaßt, so gereuet er ihn schon wieder, und er ist im Stande, in einer Minute auf ganz verschiedene und oft widersprechende Dinge zu verfallen. Keine Unternehmung von Wichtigkeit wird zu Stande gebracht. Jeder Tag verändert seine Neigungen; was heute sein Vergnügen gewesen ist, wird morgen der Gegenstand seines Hasses. Denjenigen, welchen er in dieser Stunde die wärmsten Versicherungen der Freundschaft gegeben hat, wird er vielleicht in der folgenden kaum eines Anblicks würdigen. Niemand kann sich auf ihn verlassen, nichts kann man ihm anvertrauen, selbst sein Umgang wird uns widrig. Der Vernünftige übereilt sich nie in seinen Entschliessungen, sondern bestimmt nur nach reiflicher Ueberlegung seine Wahl, dann aber bleibt er so standhaft in ihrer Ausführung, als er auf der andern Seite entfernt ist von allem Starrsinn, wenn veränderte Umstände ein andres Betragen heischen.

Auch die Unschlüssigkeit gehört hieher, weil sie uns zu keiner bestimmten Wahl, zu keiner festen Entschließung kommen läßt, und also den Menschen unfähig macht, etwas Rühmliches und Nützliches zu unternehmen. Die beständigen Bedenklichkeiten, welche der Unschlüssige bey allen Unternehmungen findet, oft selbst mit Gewalt herbeyzieht, hindern ihn vielfältig an der Ausführung irgend einer großen That. Er weiß sich keiner Gelegenheit zu bedienen, die ihm vortheilhaft seyn könnte, weil er die Zeit mit unnöthigen Ueberlegungen zubringt, und so lange Gründe und Gegengründe ergrübelt, bis die Gelegenheit, die vielleicht nicht wiederkömmt, vorüber ist, ehe er sich entschließen kann.

Ich kenne einen sonst redlichen Mann, einen Mann, der den wärmsten Eifer besitzt, Gutes zu wirken, der es aber aufs innigste bedauert, daß er sich nicht frühzeitig zu einer gewissen Entschlossenheit gewöhnte. Eine Arbeit, die ein thätiger vernünftigrascher Mann in einer Stunde vollkommen fertig gehabt haben würde, kostete ihn oft acht bis vierzehn Tage, ehe er wirklich Hand daran legte. Dann endlich giengs freylich nach Wunsch — aber wie mancher Augenblick war über unnöthigem Grübeln, unnützen Ueberlegungen und Bedenklichkeiten, bald von dieser, bald von jener Seite, mit Einem Worte, über der steten Unschlüssigkeit, welche alle Handlungen meines Freundes charakterisirte, verloren gegangen!

Eben

Eben so nachtheilig ist die Ungeduld, die ungestüme Rastlosigkeit, da man nicht jeder Sache die gehörige Zeit läßt, welche erforderlich ist, wenn sie zu Stande kommen soll, und nicht ruhig den Ausgang eines Vornehmens erwartet, dessen schnellere Ausführung entweder nicht in unsrer Gewalt steht, oder deren Beschleunigung, wenn sie auch von uns abhängt, der Sache selbst schädlich seyn würde. Vernünftige Gelassenheit ist also eine nothwendige Eigenschaft des Mannes, der sich zu wichtigen Verrichtungen geschickt machen will. Sie sichert uns vor tausend Anlässen zur Unruhe und Unzufriedenheit.

Vermeiden Sie eben so sehr jene ängstliche Furchtsamkeit, welche sich allenthalben, auch da, wo kein Grund vorhanden ist, große Gefahren und Schwierigkeiten träumt, oft die nützlichsten Entwürfe scheitern läßt, bey wirklich bedenklichen Umständen sogleich die nöthige Geistesgegenwart entfernt, und den Verstand umnebelt.

Wir sollen uns freylich nicht muthwillig in Gefahren stürzen; wir müssen aber auch, sobald die wahre Ehre, die Pflicht und der Beruf es fordert, keine Gefahr scheuen, vielmehr mit Muth ihr entgegen gehen. — Eine tadelnswürdige Eigenschaft ist ferner jenes argwöhnische Wesen, nach welchem man bey andern immer das Schlimmste vermuthet, und in allen seinen Verrichtungen ein Mistrauen gegen andere verräth. Wir bedürfen ja bey

unzähligen Gelegenheiten der Hülfe und des Beystandes andrer: aber wie werden wir uns seiner recht bedienen können, wie viel werden wir des Guten weniger vollbringen, wenn wir alle andere Menschen unsers Vertrauens unwerth halten?

Freylich können wir auch auf der andern Seite zu weit gehen, und uns durch ein übermäßiges blindes Vertrauen auf andere schaden; allein ein unbilliger Argwohn ist doch ein ungleich größerer Fehler, denn er verletzt das Hauptgebot unserer Religion, die allgemeine Liebe gegen das menschliche Geschlecht.

Gestatteten es mir die Gränzen dieser Blätter, dann würd' ich Sie noch auf einige andere, unsre Selbstvervollkommnung hindernde, die Würde der menschlichen Natur entweihende, und mithin die Summe unsrer und andrer Glückseligkeit vermindernde Fehler, so wie auf mehrere Vorzüge, durch welche wir uns und der Welt nützlich werden können, aufmerksam zu machen suchen. Indessen mag das Wenige, was ich gesagt habe, für jetzt genug seyn, um die Nothwendigkeit und Wichtigkeit der genauesten und gewissenhaftesten Aufmerksamkeit auf uns selbst darzustellen. Gewöhnen Sie sich nur bey allem, was Sie denken, reden und thun, auf das große Ziel der Sterblichen, sich durch eine möglichst große Selbstveredlung zum Genuß jener höhern Glückseligkeit vorzubereiten, die uns die Ewigkeit vorhält, Ihr Augenmerk zu richten. Jede wohlange-

angewendete Stunde, jedes Bestreben zu größerer Vollkommenheit ist eine Aussaat für die Ewigkeit, ein Saamenkorn, das einst hunderfältige Freude gewähren wird. Wer da reichlich säet, der wird auch reichlich erndten.

---

## II.

# Erkenne dich selbst!

Die Erkenntniß der ganzen Natur und dessen, was über die Natur ist, hatte lange schon das Nachdenken des Menschen beschäftigt, ehe er seine Aufmerksamkeit auf Sich selbst und auf die Natur seines Wesens richtete. Längst geübt, sich in hohen Betrachtungen über Gott und das Weltall zu verlieren, dem Himmel seine Bahnen vorzuzeichnen, und die Gesetze und Kräfte des Ganzen zu bestimmen, war er noch nie in sich selbst eingekehrt, um das unbekannte Vermögen, welches in ihm wohnt, das Vermögen zu denken, etwas näher kennen zu lernen. Der Mensch kehrt immer die Ordnung der Natur um; das Fremde und Entfernte erregt seine Wißbegierde, während er das, was ihm am nächsten liegt, übersieht, und nicht einmal ahndet, daß es seiner Forschungen werth sey. Wir sind allenthalben daheim; nur bey uns sind wir Fremdlinge!

Es konnte aber auch der Natur der Dinge nach nicht wohl anders seyn, als daß der Neuling in der Schöpfung anfangs von der Mannigfaltigkeit der ihn umgebenden Gegenstände hingerissen, den mächtigern Eindrücken des äußern Sinnes sich überließ, und dem lauten Ruf der Natur folgte, ehe er in sich die leisere

sere Stimme des innern Sinnes und sein Ich gewahr ward. Wir dürfen nur in unsre Kindheit zurückgehen, um denselben Gang der Entwicklung unsres Geistes wieder zu finden.

Dennoch las man bereits zu einer Zeit, wo die Philosophie über den Menschen, seine Pflichten und Verhältnisse noch in der Wiege lag, mit großen Buchstaben die goldnen Worte im Tempel des Apollo zu Delphi: Erkenne dich selbst! Von wem rührte dieser Spruch her, wie war er dahin gekommen, und was sollte er bedeuten? dieß waren Fragen, in deren Beantwortung die Stimmen getheilt waren!

Ein solcher Denkspruch, nach dessen Urheber man in unsern Tagen kaum fragen würde, war der alten Welt durch seine Neuheit und scheinbare Dunkelheit von großer Wichtigkeit. Jene Weisen Griechenlands, welche in kurze Denksprüche ihre Lehren und Erfahrungen einkleideten, sollen auch diesem das Daseyn gegeben haben. Der tiefe, versteckte, vielsagende Sinn, den man darin entdeckte, oder hineinlegte, rechtfertigte dieses Urtheil. Man nennte bald Thales, bald Bias, bald Chilo als Erfinder, und ließ die sieben Weisen in einer feyerlichen Versammlung den Schluß fassen, diesen nebst noch einem andern Denkspruche im Tempel zu Delphi, als die Erstlinge ihrer Weisheit, der Gottheit zu weihen und zu verewigen. Aber auch diese Abstammung fanden einige nicht edel und erhaben genug: sey es, daß ein im Tempel des Phöbus befindlicher Spruch viel-

vielmehr göttlichen Ursprungs seyn mußte, oder daß sein göttlicher Inhalt auf einen göttlichen Urheber hinzudeuten schien. Man beschuldigte den Lacedämonier Chilo, dem jener Spruch von den meisten beygelegt wird, er habe ihn von der Phemonoe erhalten, und für sein Eigenthum ausgegeben, oder man gab auch vor, Chilo habe auf die Frage, was dem Menschen zu wissen am nothwendigsten sey? die Antwort vom Apollo zu Delphi erhalten: sich selbst zu erkennen! In der That war dies wenigstens eine wahrscheinliche und der Gottheit anständige Dichtung, die den Apollo zum Schöpfer eines so wichtigen Satzes machte, der seinen Tempel zierte! Wenn nach der Denkungsart des hohen Alterthums alles Außerordentliche und Bewundernswürdige unmittelbar ein Werk der Götter ist, so galt freylich im eigentlichen Sinne, was Juvenal von diesem Ausspruche sagt:

——— de coelo descendit: Γνῶθι σεαυτόν.

Was wollte aber der Spruch an diesem heiligen Orte sagen, und in welcher Verbindung stand er mit dem Orakel? Daß es eine Anrede an diejenigen sey, welche über die Schwellen des Heiligthums traten, um in irgend einem Anliegen Trost und Rath von der Gottheit zu erhalten, haben schon alte Schriftsteller geglaubt, und Plato nennt es einen göttlichen Gruß an die Fremden, worin sie in einer dunklen, prophetischen Sprache zur Weisheit des Lebens ermahnt worden. Man wird den Sinn jener uralten

ten Denksprüche so wenig, als jener berühmten Inschrift: Du bist! je mit Gewißheit enträthseln; ist es aber erlaubt, zu vermuthen, wo wissen nicht statt findet, so kommt vielleicht eine von folgenden Erklärungen dem Geist des Spruchs etwas näher. Es mag also eine Auffoderung zur stillen Andacht und zur ernsten Betrachtung und Beschäftigung der Seele mit sich selbst seyn, indem man das Innre des Tempels betrat. Zerstreue dich nicht, wollte die Schrift sagen, sondern sammle deine Gedanken! Oder war es etwa nur ein Wink, nicht als Unheiliger, mit Lastern befleckt, den Tempel zu betreten, sondern sich zu prüfen, ob man auch rein, oder entsündigt und gewaschen sey, um in das Heiligthum gehen zu dürfen. Solche Aufschriften waren vermuthlich mehrere im Tempel in einer räthselhaften, vieldeutigen Sprache abgefaßt, und in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, theils, um überhaupt das Gemüth mit Empfindungen der Ehrfurcht und eines heiligen Erstaunens zu erfüllen, vielleicht aber auch, um die Seele der Herannahenden auf mancherley Weise zu beschäftigen, und von einer nähern, prüfenden Betrachtung der Beschaffenheit des Orakels auf andre Gegenstände und Gedanken zu lenken!

Bey dem allen bleibt es aber noch zweifelhaft, ob überall dieser Ausspruch im Tempel zu Delphi eine besondre Beziehung auf diesen Ort und diejenigen, welche ihn besuchten, hatte, oder ob er eine allgemeine Lehre enthielt, von einem Weisen der damaligen

ligen Zeit in einem kurzen Spruch dargestellt, und um seiner Wichtigkeit fürs Leben willen der Betrachtung im Tempel gewidmet. Bleiben wir bey der letztern Meynung stehen, so ist es sichtbar, daß der Urheber dieses Satzes den Liebhabern der Weisheit und Tugend Selbsterkenntniß und Selbstprüfung, als das sicherste Mittel, zur Weisheit und Glückseligkeit zu gelangen, anempfohl.

Was auch immer der Verfasser jenes Denkspruchs dabey gedacht haben mag, für uns ist sein Inhalt gleich wichtig, und einer besondern Beherzigung würdig.

Von allem, was in der ganzen Natur seyn und gedacht werden mag, ist der Mensch Sich selbst der erste und vorzüglichste Gegenstand seiner Betrachtungen. Sein denkendes Vermögen, sein Verstand, seine Vernunft, welche ihn vor den Thieren auszeichnen, und zum Herrn der Schöpfung, wenigstens auf diesem Erdball, machen, bieten dem Nachdenken den reichsten Stoff dar. Die ganze Körperwelt zeigt uns nichts als Materie, ohne Spur vom Denkvermögen, ohne daß wir uns aus dem Wesen derselben die Möglichkeit des Denkens erklären könnten. Auch das Selbstbewußtseyn sagt uns, daß in uns etwas von unserm Körper verschiednes sey, welches wir Ich nennen. Die Erforschung dieses unbekannten, uns inwohnenden Etwas hat den denkenden Theil der Menschen schon lange beschäftigt, ohne daß man je über seine Natur und Wesen etwas ausgemittelt hätte. Glücklich, daß man nach so vielen vergeblichen Versuchen

suchen endlich dahin gekommen ist, seine Unwissenheit und die Unmöglichkeit der Wissenschaft von dem Wesen unsres Geistes bescheiden einzugestehen. Auch diese negative Kenntniß seiner selbst ist von größerm Werth, als man denken mag. Bey einer unbestimmten Vorstellung von dem Vermögen unsres Geistes, Wahrheit zu suchen und zu finden, nähren wir uns oft mit jugendlichen Hoffnungen von Erfindung überschwenglicher Wahrheiten, schwärmen im Gebiete übersinnlicher Gegenstände umher, und vergessen darüber die Schranken, die Gott und Natur unsrer Endlichkeit gesetzt haben. Der Satz: nur Gegenstände der Erfahrung können von uns erkannt werden; wir haben kein Auge des Geistes für Dinge, die sich in keiner Erfahrung darstellen lassen, lehrt uns, daß das Wesen unsres Ich für uns unergründlich ist, und erspart uns unnütze Grübeleyen, oder eine, dem Versuche über sich selbst hinweg zu springen, ähnliche Anstrengung nach Einsichten in ein Gebiet, dessen Zugang uns durch unübersteigliche Hindernisse verwehrt ist. Die Metaphysik als Wissenschaft des Uebersinnlichen ist nur für Gott: für uns ist sie in dieser Bedeutung ein Geheimniß.

Bleibt uns aber auch das Wesen unsres denkenden Vermögens unbekannt, so können wir es doch aus seinen Wirkungen so kennen lernen, wie es uns erscheint. Dies ist der Gegenstand der Erfahrungsseelenkunde.

Wir wollen nur einige Hauptbeziehungen der Kenntniß unsrer selbst für das Leben, die am ersten sich uns darbieten, auszeichnen.

Sich selbst erkennen heißt, seine Anlagen als Mensch, seine Verhältnisse zu andern, und daraus seine Bestimmung und seine Pflichten kennen lernen. So viele in uns liegende Fähigkeiten weisen uns auf eine Bestimmung zur Entwicklung und Ausbildung derselben, folglich zu einer immer fortschreitenden Vervollkommnung unsers Geistes. Diese Anlagen gehen aber nicht allein auf Entwicklung unsrer Verstandeskräfte und Erweiterung unsrer Einsichten; sie fodern uns auch zu Veredlung unsres Willens und zu allen geselligen Tugenden auf. Daher die Pflichten in unserm Verhältniß zu unsern Mitmenschen, in deren Umgang zugleich die Ausbildung aller natürlichen Anlagen und Fähigkeiten am besten von statten geht.

Nächst dieser allgemeinen Betrachtung über uns als vernünftige Geschöpfe, und über die davon abhängende Erkenntniß der Menschenbestimmung zu einer zusammenstimmenden Vollkommenheit aller intellectuellen und moralischen Kräfte, bleibt die Erkenntniß unsrer selbst bey der Untersuchung und Prüfung unsrer als Individuen oder einzelner Mitglieder der allgemeinen Menschengattung stehen. Ohne genaue, mit gewissenhafter Ueberlegung angestellte Prüfung unsrer besondern Anlagen und Talente werden wir jederzeit, bey Ergreifung irgend einer Lebensart, bey Unternehmung eines Geschäfts, bey der Wahl unsrer

Stu-

Studien, ängstlich hin und her schwanken; wir werden uns blindlings oder aus sinnlicher Neigung, aus Eigennutz, aus einseitigen Bewegungsgründen für einen Stand, Beruf oder Amt entscheiden, ohne zuvor diese auf die eine, und unsre Kräfte auf die andre Wagschaale gelegt zu haben. Wir werden dann durch zu spät bemerkte Unfähigkeit zu dem, was wir ergriffen, mit Verachtung vor der Welt, mit eigner Schaam und Reue über unsre verfehlte Bestimmung, für die Vernachlässigung unsrer Selbsterkenntniß hart genug büßen.

Der Selbsterkenntniß verdanken wir die unpartheyische Würdigung und Schätzung dessen, was wir sind, was wir leisten können und sollen, und was uns noch fehlt. Wir sind vom Schöpfer mit herrlichen Anlagen ausgestattet, aber ohne unser Zuthun und Mitwirken macht uns die Natur dennoch zu keinen guten, weisen, vollendeten Menschen; wir müssen die Keime, die in uns liegen, pflegen, wenn sie gedeihen und gute Frucht bringen sollen. Wir müssen die Lücken in unserm Wissen auszufüllen, unsre sittlichen Mängel wegzuräumen suchen. Bey der Betrachtung der mannichfaltigen Unvollkommenheiten, die theils in den nothwendigen Schranken endlicher Wesen ihren Grund haben, theils durch unser Bemühen nach und nach gehoben werden können, lernen wir demüthige Bescheidenheit, und kommen nicht in Gefahr, uns zu überheben. Die Vorzüge, Kräfte und Fähigkeiten dagegen, deren wir uns bey der Selbstbeobachtung bewußt werden, können uns

bey der damit verbundnen Ueberzeugung unsrer Beschränktheit und Mangelhaftigkeit nicht übermüthig machen, aber Achtung gegen uns, edles Selbstvertrauen und Muth zum weitern Fortschreiten auf der Bahn der Vollkommenheit werden sie uns einflößen, und mit Gesinnungen der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen ein Wesen beleben, das den Menschen, nach seinem Bilde geschaffen, mit den erhabensten Vorzügen begabte, wodurch er sich von Vollkommenheit zu Vollkommenheit erheben, und einer immer höhern Glückseligkeit würdig machen kann!

Selbsterkenntniß endlich und Erforschung der Schätze, die eine gütige Hand in uns legte, ist nicht nur eine Quelle der besten Freuden, die wir nicht weit suchen dürfen, sondern bey uns bereitet finden; sie hält uns auch schadlos für die Verunglimpfung und den Haß der Menschen, für den Verlust mancher vorübergehender Freuden, für die Trennung von dem, was uns das Liebste war. Wir müssen einen Freund in uns haben, der uns bleibt, wenn alles uns verläßt. Wir werden ihn haben, wenn wir früh uns mit ihm vertraut gemacht, wenn wir für das Gute, das er uns darbietet, Empfänglichkeit haben, und wenn kein innerer Widerspruch die Harmonie mit ihm trennt!

Die Wissenschaft, wie man am besten bey sich daheim sey, lernt man nicht im Geräusch der Welt. Jede schöne Seele zieht sich bisweilen in die Einsamkeit zurück, um über den Genuß der Welt sich nicht selbst untreu oder fremd zu werden. Ein solches

Ein-

Einkehren in sich thut den Guten wohl: nur die Thoren fliehen sich selbst. Dieser Preis gebühret der Einsamkeit mit Recht, daß sie uns oft aus der Zerstreuung zu uns selbst zurückruft, unsre vereinzelten Gedanken auf einen großen Gegenstand, die Selbstprüfung, sammelt, uns nach einem schwülen Tag der Weltgeschäfte bey uns Ruhe und Erholung finden läßt, und neue Kräfte zu einer weisen Wirksamkeit außer uns verleiht. Man sollte, sagt ein beliebter Schriftsteller, sich von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit begeben, um daselbst ganz allein sich zu leben, und gleichsam mit sich selbst eine große, oder Hauptabrechnung zu halten, woran man in dem gewöhnlichen Lauf des Lebens und der Geschäfte verhindert wird.

Man muß sich billig wundern, daß es noch Niemanden von allen denen, welche personificirten Tugenden Tempel und Altäre errichtet haben, eingefallen ist, der Selbstprüfung ein Denkmal zu heiligen, welches den Menschen sinnlich an seine Obliegenheit mahnen könnte. In einer einsiedlerischen, melancholischen Gegend müßte sich ein ehrwürdiger, einfacher Tempel in der Tiefe eines dunklen Haines erheben, der des Wanderers Aufmerksamkeit durch die einfache Inschrift: der Selbstprüfung! anzöge. Diese Prüfung seiner selbst wäre das schönste und würdigste Opfer, welches man der Gottheit dieses Tempels darbringen könnte!

Lenz.

---

12.

## Aphorismen oder Fragmente zum Denken und Handeln für Jünglinge.

Willst du ihn bewahren den Jugendglanz, dann halt ihn fest an den Bänden der Tugend. Ein einfaches Leben ohne Wildheit und Leichtsinn, eine sanfte Heiterkeit, ein unbefangnes Herz, ein offner Blick voll Bescheidenheit, angemessen den Schwächen, die ein Freund dir zeigt, und voll Seelengröße, um den Werth und den Segen der Tugend zu erkennen. — — Siehe da, die ächte Schönheit, die nimmer verwelkt, wenn gleich Jugend und Grazien dir entfliehn. Die Zeit, die alles zerstört, hat doch Achtung für die Tugend, und giebt ihr stets neue Reize.

* * *

Unser wahres Glück ist die Tugend. Der ist ein Weiser und glücklich, der willig die Stelle ausfüllt, die der Baumeister, welcher den Plan des Ganzen denkt, ihm bestimmt hat. Ja sie, die göttliche Tugend, ist unser Glück; sie streuet Freude und Seligkeit in jedem Stande auf unsre Pfade. O, wen sollte ich beneiden, wenn ich, durch dich beglückt, die Laufbahn meines Lebens vollende? Dann

sterbe

sterbe ich froh, von Edlen beweint, die mich um deinetwillen liebten.

* * *

Welt, was bist du! betrügerischer Schauplatz! Die Stände der Menschen sind nur Rollen, die die göttliche Vorsicht zur Probe vertheilet. Glücklich ist der, der im Schauplatz der Welt das, was ihm geboten, munter verrichtet. Wer die niedrigsten Rollen des menschlichen Lebens würdig gespielt, hat höhere dorten. — — — Irren wir hier auch in sternloser Nacht von Schatten umgeben: dorten, jenseits der Gräber ists Tag. — — Was nennst du Vergnügen? elender Sterblicher! laß mich schnell die blendenden Scenen durchlaufen, glänzend von fern, in der Nähe prachtlos, gefärbte Leinwand von dem Irrthum bemahlt, von Thoren bewundert, von Weisen ruhig betrachtet, — sie können ihn oft abwechselnd ergötzen, doch nicht täuschen. Er weiß, was sie sind — — und daß sie verschwinden.

* * *

Sieh auf die Vergänglichkeit der Erdengüter, die dir die ganze Natur predigt, um die Zukunft, die Ewigkeit wichtig zu machen. Sieh es am Abend, am Herbst und am Alter, daß hier keine Schönheit und kein Genuß dauert. Lern es am Grabe des blühenden Jünglings und am Sterbebette des größten Monarchen, daß das Erdenwesen vergeht. Gewiß wirst du nach etwas besserm, bleibenderm stre-

ben, das dir keine Nacht, kein Winter und kein Tod rauben kann. Und nun mache dich bekannt mit Menschengang, Menschenbestimmung: mit dem, was dir bevorsteht; mit Gütern und Freuden und Genuß jener Welt. Lerne hier, was dieses Leben ist und seyn soll — Erziehung zur künftigen Welt. Den Frühling, der auf den kalten Winter folgt, den Schmetterling, der sich aus der trägen Raupe entwickelt, — und deine, hier nicht ganz ausbildbaren Anlagen, deine hier nicht ganz zu befriedigende Bedürfnisse, laß dichs lehren, wozu du bestimmt bist. Deine wahre Bestimmung muß dir vorschweben, muß in dir aufgefrischt, von Zeit zu Zeit lebendig gemacht werden; bey allen Zerstreuungen des Lebens muß sie der herrschendste Begriff deines Kopfs, die herrschendste Empfindung deines Herzens seyn. So kann man den tausendfachen Versuchungen widerstehen, die uns das Sichtbare allein wichtig, und das Unsichtbare unwichtig machen wollen.

* * *

Wer einen Strom theilt, schwächet ihn. Wer seinen Kummer nicht in sich verschließt, sondern ihn entweder in einsamen Thränen sich ergießen läßt, oder in den Busen eines treuen Freundes ausschüttet, wird den Vortheil haben, daß sein Kummer nicht zu sehr anschwillt, und gewiß Linderung fühlen.

* * *

Es ist ein wesentlicher Vorzug im Charakter des Weisen, sich in jede Lage zu schicken, die ihm das Schicksal anwies; da, wo der Unweise trotzig auffährt, da weiß jener sich mit Mäßigung zu bescheiden, ohne zu kriechen. Wo dieser mit Feuer und Schwerdt darein schlagen möchte, setzt jener seinem Gegner ruhiges Nachdenken entgegen, und kömmt gewiß weiter damit, als der erste, der oft schon stolpert, noch ehe die Gefahr da ist. Indem der Klügere die schwache Seite desjenigen kennen zu lernen sucht, mit dem er umgehen muß, weiß er sie im Stillen zur Beförderung seiner Ruhe zu nützen, ohne sie zu misbrauchen. So geschiehet es sehr oft, daß die größten Köpfe, ohne daß sie es selbst merken, von geringern, die minder Sklaven ihrer Leidenschaft sind, regieret werden.

* * *

Wahre Philosophie des Lebens giebt uns die Gewalt über unsere Leidenschaften zu herrschen, und verhilft uns zu jener wohlthätigen Fassung, deren wir bey den tausenderley Zufällen des Lebens so sehr bedürfen. Wem diese mangelt, der geräth bey dem geringsten Zufall sogleich in Verwirrung, und handelt dann entweder wie ein Rasender, oder steht da wie eine Bildsäule. Der Weltkluge läßt den Beleidiger in der Meinung, daß er das, worüber er nicht empfindlich seyn darf, auch nicht verstehe, und dieß geschieht mit einem Anstande, der weder an Niederträchtigkeit, noch an Fühllosigkeit gränzt. Selbst

wenn er fehlt, bleibt sein Fehler oft unbemerkt, wo ein andrer sich durch seine Verwirrung gleich verrathen würde. Uebrigens herrscht zwischen kluger Fassung, einen begangenen Fehler nicht durch unzeitige Verwirrung zu vergrößern, und frecher Unverschämtheit, sich über nichts zu schämen, ein großer Unterschied. Weltklugheit besitzen heißt darum nicht, eine freche Stirn haben.

* * *

Der Weise erhält sich bey allen Gelegenheiten in einer gewissen Besonnenheit. Er bleibt überall seiner mächtig. Nichts macht auf ihn so leicht einen leidenschaftlichen Eindruck, seine Einbildungskraft ist gefesselt, die kalte Vernunft tritt an ihre Stelle. Dadurch bleibt er im Stande, zu denken und zu handeln, wie er soll. Keine Vorstellung wirkt auf ihn zu lebhaft, kein Eindruck geht zu tief, alles Fremde ist ihm zwar neu, aber die gefesselte Einbildungskraft schützt vor Ueberraschung. Am geschwindesten gerathen lebhafte Menschen oft außer Fassung, wenn sie der Einbildungskraft nicht früh genug den Zügel halten. Ich habe Menschen gesehen, die bey dem Anblick eines Fürsten kein Wort hervorbringen konnten, wenn er sie auch gleich den Fürsten nicht fühlen ließ. Ihre Einbildungskraft, eine schiefe Vorstellung, und eine zu gespannte, auf Vorurtheile gegründete Erwartung hatte sie irre geführt. Es gehört eine richtige Beurtheilungskraft, kalter Entschluß, und eine wohl überlegte Fassung dazu, um vor Fürsten mit

jenem

jenem Anstande zu erscheinen, der weder an kriechende Feigheit, noch an blöde Verwirrung, oder an kühne Ungezogenheit gränzt. Die Ehrfurcht, die man ihnen schuldig ist, muß den Ton angeben, die Weltklugheit verfeinert ihn, und das Gefühl der eignen Würde macht, daß er nicht in kriechende Schmeicheley ausartet.

* * *

Eine der ersten Grundsätze der Weisheit ist: aufrichtig gegen jeden, aber nicht ganz offenherzig gegen alle seyn. Wer das erstere unterläßt, ist falsch, und wer das letztere nicht thut, handelt thörigt. Durch Schwänke, Lügen, Treulosigkeit und Heucheley suchen sich Schurken und Thoren fortzuhelfen, aber sie sind bald entlarvt, wenn man sie außer Fassung zu bringen weiß, die ihnen oft nur so lange eigen ist, bis sie sich durchblickt sehen. Einem solchen Geschöpf fest und ruhig ins Gesicht sehen, es mit wenig Worten und würdigem Ernst zusammen donnern, ist die Kriegslist, welcher es selten entgeht. So versteckt auch das Gewissen eines Schurken seyn mag, so giebt es in der menschlichen Natur doch Momente, wo es sich an den Klippen der Ehrlichkeit verräth. Die größten Schurken verlieren oft das Gleichgewicht, wenn sie von der Tugend in die Enge getrieben werden.

* * *

Gewöhne dich zu einer gewissen Schnelligkeit im Denken und Urtheilen. Der rechte Entschluß folgt dann

dann schon von selbst nach. Die Denkkraft mancher geht den trägen Schneckengang, dafür werden sie aber auch von jenen, die schneller etwas überdenken, als sie, sehr leicht beschämt, überrascht, oder gar betrogen. Man kann den Geist eben sowohl daran gewöhnen, alles schnell zu fassen, als man ihn gewöhnen kann, jeden Eindruck nur langsam zu empfangen. Er darf sich nur bemühen, das, was er fassen soll, ganz alleine zu überdenken, und jede Zerstreuung aus dem Wege zu räumen, die vom rechten Gesichtspunkt ablenkt. Junge zerstreuete Leute erhalten oft durch eben diesen Mangel am schnellen Denken den Schein der Dummheit, da es bey ihnen doch weiter nichts ist, als Geistesabwesenheit.

* * *

Suche dir durch Nachdenken und Erfahrung aus deinem und andrer Leben von der Zukunft eine möglichst richtige Vorstellung zu machen. Sie kann uns die sichern Schritte vorzeichnen, die wir thun dürfen, um nicht zu straucheln. Wir müssen uns da, wo es darauf ankömmt, gewisse Maßregeln zu ergreifen, weder von der schwarzen Farbe der Einbildungskraft, noch von der lachenden Hoffnung zu sehr täuschen lassen, womit Leichtsinnige sich so gern einschläfern. Eine zu träge Unschlüssigkeit in Dingen, die Schnelligkeit erfordern, oder ein zu rascher Entschluß da, wo es Ueberlegung bedarf, ist in gleichem Grade gefährlich. In solchen Fällen muß man sich nur immer

mer nach der kältern Vernunft richten, und weder zu leidenschaftlich, noch zu träge handeln.

* * *

Thue nichts, was wider Recht und Billigkeit streitet; laß dich nie durch Geschenke bestechen, handle nie wider dein Gewissen, trage weder mittelbar noch unmittelbar Etwas zu dem Vorhaben derjenigen bey, die einem andern schaden wollen; anstatt dich ihrer Bosheit schuldig zu machen, widersetze dich ihnen, soviel du kannst; versprich nie etwas, was du nicht halten willst, oder was du nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit nicht halten kannst: denn eine der wesentlichsten Pflichten der Rechtschaffenheit ist, daß man genau sein gegebenes Wort halte, selbst dann, wenn unser Vortheil darunter leiden sollte.

* * *

Leutseligkeit und Güte gegen Jedermann sind zwey schätzbare liebenswürdige Eigenschaften, die sowohl Mitfreude beim Glücke, als Mitleiden bey Leiden anderer Menschen im gleichen Grade rege machen, und uns antreiben, ihnen alle die Dienste zu leisten, die nur in unserm Vermögen stehen. Leutseligkeit ist der Vorbote der Güte, und macht, daß andere eine gute Meinung von uns bekommen. Ein sehr großer Vortheil für uns! — Die Güte endigt, was jene angefangen hat, sie gewinnt uns nemlich die Herzen anderer, und macht uns gewissermaßen der Gottheit ähnlich, die am Wohlthun Gefallen hat.

Wel-

Welcher Beweggrund zu einer Tugend kann wohl edler und größer seyn? — Die Ausübung dieser Tugend laß dir bey allen Veranlassungen angelegen seyn, du erwirbst dir dadurch nicht nur die Liebe und Hochachtung der Menschen, sondern auch, und was unendlich mehr ist, den Segen Gottes.

* * *

Uebel reden von andern Menschen ist eine Gewohnheit, die mit einem guten Herzen durchaus unvertragbar ist; hüte dich um so mehr davor, je weniger die meisten Menschen davon frey sind, und gieb acht, daß die bösen Beyspiele, die du nicht selten um dich haben wirst, dich nicht unvermerkt zur Nachahmung verleiten. Diese Vorsicht wird nicht nur ehrenvoll, sondern auch in aller Absicht nützlich für dich seyn. Du wirst aber auch vielem Verdruß entgehen, denn die, welche in Verläumdungen ein Vergnügen finden, setzen sich den gegenseitigen üblen Nachreden derjenigen aus, die durch ihre Reden sind beleidigt worden. So untadelhaft auch unser Betragen seyn mag, so hat man doch auch seine schwachen Seiten; und Personen, denen man übel nachredet, warten desto sorgfältiger auf Gelegenheit, denjenigen zu schaden, von welchen sie angeschwärzt worden sind. Sie bringen alsdann das Wiedervergeltungsrecht in Ausübung, Auge um Auge, Zahn um Zahn. — Und was man noch mehr zu fürchten hat, ist, daß dergleichen Leute der üblen Nachrede noch wirkliche Verläumdung hinzufügen, deren eine wie

die andere so künstlich abgefaßt ist, daß sie bisweilen hinlänglich sind, uns ohne Hülfe unglücklich zu machen. Diese einzige Betrachtung sollte genug seyn, die Neigung, von andern übel zu reden, in uns zu unterdrücken.

* * *

Ein anders mit dem vorigen oft nahe verwandtes, und einem rechtschaffenen Mann so unwürdiges Laster ist das Lügen. Wie könnten wir bey dem schändlichen Charakter des Lügners etwas anders, als das Misfallen Gottes und der Menschen erwarten? Man erwartet von denen, die die Liebe anderer zu besitzen wünschen, daß sie sich in ihren Worten sowohl als in ihren Handlungen Gradheit des Herzens befleißigen, als welche sogar diejenigen gewinnt, die sonst mistrauisch und abergläubig sind. Sey versichert, daß der, welcher sich mehrmal auf dem Wege des Lügners hat betreffen lassen, sich nie die wahre Achtung und das Vertrauen eines Menschen erwerben werde. Selbst dann wird man ihn im Verdacht haben, daß er lüge, wenn er die Wahrheit redet, und noch dazu glauben, daß er diesen Fehler deshalb angenommen habe, um andere, die ihm eigen sind, zu bedecken.

* * *

Wenn die Lüge verhaßt ist, so ist es der Geiz nicht weniger. Der Geizige verlangt immer, Güter auf Güter zu häufen. Es macht ihm vielleicht kei-

keinen Kummer, ob die Mittel dazu gerecht oder ungerecht sind; genug, wenn er das, was er begehrt, erhält. Ein solcher verachtet daher die innern Vorwürfe des Gewissens. Wenn man dieses Laster in seinem ganzen Umfange und nach allen seinen Folgen betrachtet, so muß man gestehen, daß fast keines schädlicher sey, als dieses. Belege genug zu dieser Behauptung liefert Geschichte und Erfahrung. Daher erwirb dir nur Reichthum durch ehrliche und rechtschaffene Mittel, und unterstütze damit diejenigen, die deiner Hülfe benöthiget seyn werden, doch aber mit der Vorsichtigkeit, daß du dich bemühest, ihre Bedürfnisse und ihre Verdienste kennen zu lernen, um deine Wohlthaten darnach abzumessen.

* * *

Die Verschwendung ist ein Laster, das dem vorigen gerade entgegen steht; aber deshalb darfst du nicht glauben, daß es weniger Abscheu verdiene. Es ist wahr, daß es nicht aus einer so bösen Quelle, als der Geiz, seinen Ursprung nimmt, allein die Folgen sind eben so gefährlich und traurig. Ein Verschwender bringt sein Vermögen vielleicht ohne alle Ueberlegung durch, bringt sich und die Seinigen an den Bettelstab, und verbreitet wohl auf Jahrhunderte Unglück und Elend über seine Familie, die ohne seine unverantwortliche Sorglosigkeit vielleicht in Ruhe und Glück gelebt haben würde. Eine weise Haushaltung, die darin besteht, unsre Ausgabe nach unsrer Einnahme einzurichten, sichert uns vor diesem fürchterlichen

lichen Uebel, das uns der Gefahr aussetzt, von unsern Freunden verlassen zu werden, die Härte andrer im höchsten Grade zu erfahren, mit Einem Worte, uns unglücklich zu machen.

* * *

Hüte dich vor jener rasenden Spielsucht, da man bloß spielt, um zu gewinnen, und wenn auch der Untergang unsrer Mitspielenden damit verbunden wäre. Es ist wohl überflüßig, zu sagen, daß eine solche Absicht nicht nur niederträchtig, sondern grausam und unmenschlich ist. Und wie oft wird nicht der Spieler selbst die Beute seiner eignen Habsucht, indem er sich ohne Hülfe zu Grunde richtet, da er von seiner Begierde zu gewinnen getäuscht, immer tiefer in diese unselige Geschäftigkeit verwickelt wird, bis er keine Rückkehr mehr sieht, geschweige Schadenersatz je erwarten darf. Leider ist aber der Verlust des Vermögens, oder eines Theils desselben nicht die einzige traurige Folge der Spielsucht. Erstickung aller Grundsätze von Ehre, Hang zur Betrügerey, und eben daher Verlust des guten Namens sind leider nur gar zu oft der schreckliche Lohn, welcher demjenigen auf dem Fuße folgt, der sich einer Beschäftigung im Uebermaße ergiebt, die unter gewissen Umständen, z. B. als Erholung nach beschwerlichen Arbeiten betrachtet, erlaubt ist.

* * *

Nichts erniedrigt mehr die erhabne Würde der Menschennatur, nichts ist zerstörender für Ruhe,

Glück und Leben, als wenn wir uns zu Sklaven sinnlicher Lüste machen. Fliehe daher jede Art der Unkeuschheit in Gedanken, Geberden, Worten und Handlungen, bilde deine Vernunft, welche dich von den Thieren unterscheidet, und dir zur Leiterin auf dem Wege des Lebens gegeben ist, nach allen Kräften aus, beraube dich ihres Gebrauchs nicht durch Trunkenheit und Völlerey, die uns so wie jene das kostbarste irrdische Gut, unsre Gesundheit nimmt, und uns außer Stand setzt, unsern Berufspflichten ein Gnüge zu leisten.

* * *

Wähle zu deinem Umgange wo möglich bloß redliche tugendhafte Menschen, du läufst dann nicht Gefahr, deine Sitten zu verschlimmern, üble Gewohnheiten anzunehmen, und nachtheilig beurtheilt zu werden, welches letztre gewiß der Fall seyn würde, wenn du die Gesellschaft schlechter Menschen wählen wolltest. „Sage mir," heißt das Sprichwort, „mit wem du umgehest, und ich werde dir sagen, wer du seyest" So wahr ist es, daß man aus unserm Umgange auf unsere Moralität zu schließen pflegt. — Hast du tugendliebende Gesellschafter gefunden, so suche dir Freunde unter ihnen zu erwecken. Ein redlicher Freund ist ein wahrer Schatz, aber ein Schatz von eben der Art, als andre sind, das ist, man findet ihn selten. Jene seltenen Menschen, deren Handlungen allein von ächter Tugend geleitet werden, verdienen unser Zutrauen, und nur von ihnen kann

man

man erwarten, daß sie treue Freunde seyn werden. Um dir aber ihre Freundschaft und Liebe zu erwerben, mußt du dich durch dein Betragen liebenswürdig machen, mußt durchaus rechtschaffen, sanft, bescheiden, aufrichtig und sittsam seyn, mußt mit Einem Worte nichts thun, wobey nicht offenbar wird, daß Ehrliebe und treue Redlichkeit alle deine Handlungen belebe.

13.

## An die Freundschaft.

Hoher Einklang seliger Gefühle,
Heilge Tröstung harter Tyranney,
Süße Labung in der Leiden Schwüle,
Sanfte Flamme in des Alters Kühle,
Holde Tochter edler Schwärmerey;
Freundschaft, komm von deinem Götterthrone,
Horch des Sängers friedlichem Gesang,
Der so oft schon deine Palmenkrone,
Oft schon deiner Freuden Ziel errang.

Nicht der Liebe schmeichelnde Gestalten,
Ihrer Flammen zauberische Glut,
Hast du je dem Auge vorgehalten,
Um des Jünglings frohes Herz zu spalten
Mit dem Giftpfeil schlaugetäuschter Wuth;
Ungeschminkt im leichten Wahrheitskleide,
Beutst du freundlich Edlen deine Hand,
Und beglückst mit hoher Himmelsfreude
Dessen Leben, der dich wahr empfand.

Laß des Thoren eitle Hoffnung scheitern,
Der in Schmeichlern täuschend Freunde sieht,
Du wirst doch der Schwermuth Nacht erheitern,

Unsrer

Unsrer Freuden kleines Reich erweitern,
Den beglücken, den dein Strahl durchglüht.
Zwar bethört die Heucheley des Schlauen
Auch den Weisen, und umfesselt ihn;
Doch er wird auf Schein mit Vorsicht bauen,
Wird dem Abgrund, eh er stürzt, entfliehn.

Nur dem Jüngling, dessen wildes Feuer
Unbedachtsam jedes Lächeln weckt,
Ihm nur sey die heilge Lehre theuer,
Daß auch oft der Tugend reiner Schleyer
Des Verräthers schlaue Kunst versteckt.
„Prüfe," ruft die Freundschaft, „eh du wählest;
„Schmerzlich ists, wer meinen Schierling trinkt;
„Selig, wenn du einen Freund einst zählest,
„Den Gefühl in deine Arme winkt!

„Einen nur von Millionen Wesen,
„Tausendfach von dem Geschick zerstreut,
„Einen nur von Millionen Wesen
„Hat die Schöpfung dir zum Freund erlesen,
„Der sich dir mit heil'ger Wollust weiht.
„Nur mit ihm kann deine Seele fühlen,
„Kann empfinden, wo die Lippe schweigt,
„Kann vertraut nach höhrer Wahrheit zielen,
„Bis die Zukunft ihre Hallen zeigt."

Göttliche! ach nenne mir den Einen,
Der harmonisch mit mir fühlt und denkt,
Ihm will ich im Traum der Nacht erscheinen,

Brüderlich bey seinem Kummer weinen,
Mit ihm theilen, was das Glück mir schenkt,
Meine Bahn mit ihm gepaart durchwandeln
Auf des Lebens trügerischem Pfad,
Mit ihm nach der Weisheit Lehren handeln,
Bis die Stunde der Verklärung naht.

Wenn Gefahren über ihm sich kreuzen,
Will ich sie mit starker Faust zerstreun,
Wenn Verläumder seine Rache reizen,
Bübisch frech nach seiner Ehre geizen,
Will ich kühn sein Schild im Kampfe seyn.
Jeder Morgen soll mit frohem Lächeln
Unsrer Seelen Einverständniß sehn,
Und des Westes duftgetränktes Fächeln
Sanfte Ruh in unsre Herzen wehn.

Und wann mit sirenischem Gesange
Ihn der Liebe Zauberey bethört,
Er mit bleicher, abgehärmter Wange,
Hoffnungslos, in Föbos Saitenklange
Nicht des Gottes süße Tröstung hört!
Freundlich will ich dann mich zu ihm schleichen,
Mahlen ihm der Heißgeliebten Bild,
Seinen Gram mit Freundeskuß verscheuchen,
Mit der Gottheit, die sein Herz erfüllt.

Darum nenn' ihn, Mutter höhrer Freuden,
Daß ich eil' in des Geliebten Schooß, —
Keinen König will ich dann beneiden,

Froh

Froh entzückt an Freundes Blick mich weiden,
Mehr an Wonne, denn an Schimmer groß.
Freundlos ist das Leben Sklavenbürde,
Unmuthsvoll trägt der Geborne sie;
Arm sind Fürsten, denn des Thrones Würde
Raubt dem Herzen Freundes Harmonie.

Du nur mahlst mit Rosenglut die Stunden
Dieses schnell enteilten Lebens aus,
Heilst der Schwermuth tiefgeschlagne Wunden,
Sammelst, ist der Freude Kranz verschwunden,
Noch im Thal der Hoffnung einen Strauß.
Nektar fließt aus deinem goldnen Becher,
Balsam duftet dein umlocktes Haupt,
Freudig stirbt der zitternde Verbrecher,
Wirst du nur im Tod ihm nicht geraubt.

Wonne kann nur dann das Herz empfinden,
Wenn dein Schleyer traulich es umwebt,
Seel und Seel sich inniger verbinden,
Ihres Lebens Freuden sich verkünden,
Sympathetisch Lipp' an Lippe bebt.
Ungetheilt Ambrosia genießen,
Ist der Seele fürchterlichste Pein:
Doch das Herz in Freundes Schooß ergießen,
Ist ein Glück, des sich die Götter freun.

Darum reich' von deinem Hochaltare,
Mir, o Freundschaft, deinen Palmenkranz;
Denn ach! schnell entrauscht der Strom der Jahre,

Und des Greises heilgem Silberhaare
Lächelt nicht mehr deines Busens Glanz.
Nur dem Jüngling reifen deine Früchte,
Ihm nur beutst du deinen Rosenstab:
Blicke drum mit segnendem Gesichte,
Heilge Göttin! blick auf mich herab! —

Franz v. Kleist.

AB:W 6598 (1.)
Vol 18
ULB Halle
3
004 475 259

# Vorübungen

zur

# Akademie für Jünglinge.

Herausgegeben

von

G. F. Palm und G. W. Beneken.

Erster Band.

Leipzig,
in der Weidmannschen Buchhandlung,
1793.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-656701-p0359-5